

AURORA
EICHENDORFF
ALMANACH

JAHRESGABE
DER EICHENDORFF-STIFTUNG E.V.
EICHENDORFFBUND

14

HERAUSGEBER KARL SCHODROK

VERLAG KULTURWERK SCHLESISIEN NEUMARKT/OPF

1954

Aurora –Eichendorff Almanach. Jahresgabe der Eichendorff-Stiftung e.V., Eichendorffbund. Bd. 14.
Herausgeber Karl Schodrok. Neumarkt / Opf. 1954.

Karl Schodrok, <i>Eichendorff im Strom der Zeit</i>	7
Paul Fechter, <i>Eichendorff heute</i>	11
Franz Uhlendorff, <i>Studien um Eichendorffs Berliner Nachlaßhandschriften</i>	21
Günther Grundmann, <i>Deutsche Heimat im Werk Caspar David Friedrichs</i>	42
Ilse Molzahn, „ <i>Vom Lenz, der nimmer endet</i> “.....	46
Franz Ranegger, <i>Eichendorffs Lyrik im Urteil von Mit- und Nachwelt</i>	49
Max Herrmann-Neisse, <i>Eichendorff</i>	56
Wolf Dieter Hütteroth, <i>Das Biedermeier in Eichendorffs Werken</i>	57
Georg Hyckel, <i>Die Stadt des jungen Eichendorff</i>	62
Hugo Eichhof, <i>Oberschlesische Sagengestalten in Eichendorffs Schriften</i>	67
Karl Otto Frey, <i>Eichendorffs letzte Tage in Heidelberg</i>	74
Hans Eberhard v. Besser, <i>Gang durch das neue Eichendorff-Museum</i>	84
Willibald Köhler, <i>Der Kulawik</i>	87
Georg Hyckel, <i>Der Vertrag</i>	90
Alfons Hayduk, <i>Fränkisches Kleinstadtscherzo</i>	93
Alfons Hayduk, <i>Eichendorff und Weinheber</i>	94
Jürgen Marder, <i>Eichendorff und Pommern</i>	96
Ewald Reinhard, <i>Ludwig Tieck</i>	98
Aus Eichendorffs „ <i>Robert und Guiscard</i> “: <i>Heidelberg</i>	104
Cesar Bresgen, „ <i>O du stille Zeit</i> “.....	105
Waldemar Klink, <i>Zum Lied „O du stille Zeit“ von Cesar Bresgen</i>	106
Abbildungen und Faksimiles	
Joseph von Eichendorffs Handschrift, Privatbesitz Schodrok.....	vor Titelei
Caspar David Friedrich, <i>Mönch am Meer</i> , Verwaltung der ehem. staatl. Schlösser und Gärten, Berlin-Charlottenburg.....	nach S. 16
Caspar David Friedrich, <i>Der Winter</i> (Ruine Eldena). Bayerische Staatsgemälde- Sammlungen München	
Caspar David Friedrich, <i>Böhmische Landschaft</i> . Württembergische Staatsgalerie.....	nach S. 32 Stuttgart
Caspar David Friedrich, <i>Isergebirgslandschaft</i> , Landesmuseum Weimar	
Caspar David Friedrich, <i>Kreuz im Gebirge</i> (Riesengebirge). Verwaltung der ehem. staatl. Schlösser und Gärten / Berlin-Charlottenburg.....	nach S. 48

Caspar David Friedrich, <i>Riesengebirgslandschaft</i> , Städtisches Museum Königsberg	
Ratibor, Mitte 19. Jahrh., im Vordergrund alter Weg nach Lubowitz.....	nach S. 64
Zeitgenössische farbige Lithographie / Sammlung Bundeshaus Berlin	
Lenczok bei Ratibor, Schloß Lubowitz / Eichendorffs Geburtshaus, Eichendorffmühl	
bei Lubowitz. Fotos Sammlung Eichendorff-Museum Wangen im Allgäu	
Ludwig Tieck zum 100. Todestage. Zeitgenössischer Stahlstich / Sammlung.....	nach S. 98
Eichendorff-Museum Wangen im Allgäu	
Ludwig Tiecks Handschrift <i>Herbstlied</i> . 18. August 1817. Ehemalige Königliche	
Bibliothek Berlin	
Partitur zu <i>O du stille Zeit!</i>	105

Eichendorff im Strom der Zeit

Aus seinen politischen Schriften

LEHRE DER GESCHICHTE

„In der Geschichte gibt es nichts Willkürliches. Was sich bleibend gestaltet, ist nicht eigenmächtige Erfindung Weniger, sondern aus dem Innersten des Volkes hervorgegangen!.“

ÜBERGANGSPERIODEN

„Zwischen dem zerworfenen Gestein wandeln nun Bauverständige und Projektenmacher vergnügt mit dem Richtmaß umher und kalkulieren über Anschlägen, aus dem Material nach ihrer Elle eine neue Welt aufzubauen; über den Trümmern aber sitzt das Volk ohne sonderliche Wehmut oder Erwartung. Und das ist das schlimmste, wenngleich unvermeidliche Stadium solcher Übergangsperioden, wo das Volk nicht weiß, was es will, weil es weder für die Vergangenheit, die ihr genommen, noch für die Zukunft, die noch nicht fertig, ein Herz hat. Denn das Volk lebt weder von Brot noch von Begriffen allein, sondern recht in seinem innersten Wesen von Ideen. Es will etwas zu lieben oder zu hassen haben, es will vor allem eine Heimat haben im vollen Sinne, d. i. seine eigentümliche Atmosphäre von einfachen Grundgedanken, Neigungen und Abneigungen, die alle seine Verhältnisse lebendig durchdringe ... Die Hilfe kommt freilich immer von oben.“

MORGENROT

„Überblicken wir die neuere Geschichte, so erfaßt uns unwillkürlich ein ernstes Gefühl, wehmütig und erhebend zugleich. Zerfallene Burgen liegen einsam in der Abendstille, aus den Tälern schallt verworrenes Geräusch herauf, in dem noch keine Stimme zu unterscheiden, und fernher Glockenklänge dazwischen, wie die Abschiedslaute einer untergegangenen Zeit. – Aber auf den Trümmern der Burgen spielen fröhlich rotwangige Knaben und aus allen Mauerritzen, das morsche Gestein sprengend, treibt und ranket frisches Grün, niemand weiß, wohin es sich breite; die Ströme und Wälder rauschen noch immer fort wie damals, durch alle Wipfel fliegt ein scharfes Leuchten und mit freudigem Schauer gewahren wir, daß es Morgenrot ist, was wir für versinkende Abendröte gehalten.“

FREIHEIT

„Aber eben jenem deutschen Naturtriebe nach eigentümlicher Freiheit, an die man Blut und Leben setzte, lag die dunkel tiefe Sehnsucht nach einem vielleicht auf Erden nie ganz erreichbaren vollkommenen Dasein, und mithin nach einer höheren Versöhnung zum Grunde. Denn nur das Eigentümliche ist wahrhaft lebendig und frei, und nur unter Freien ist eine Vereinigung denkbar!.“

DIE VERFASSUNG

„Eine Verfassung kann nicht gemacht werden, denn Willkür bleibt Willkür und unheilbringend, sie komme woher sie wolle; es ist aber gleich willkürlich, ob man den Leuten sagt: ihr sollt nicht frei sein, oder: ihr sollt und müßt grade auf diese und keine andere Weise frei sein! Weder das müßige Geschwätz des Tages, noch die Meinung der Gelehrten oder irgendeiner Kaste darf hier entscheiden, sondern allein die innere Notwendigkeit, als das Ergebnis der eigentümlichen nationalen Entwicklung. Nicht vom Verfasser nennt man es Verfassung, sondern weil es alle Elemente des Volkslebens umfassen, der physiognomische Ausdruck der Individualität eines bestimmten Volkes sein soll. Mit und in der Geschichte der Nation muß daher die Verfassung, wenn sie nicht ein bloßes Luftgebilde bleiben will, organisch emporwachsen wie ein Baum, der das innerste Mark in immergrünen Kronen dem Himmel zuwendend, sich selber stützt und hält, und den mütterlichen Boden beschirmt, in welchem er wurzelt³.“

VERTRAGSTREUE

„Das Papier tut es nicht. Was wäre das für ein Vertrag, dessen ganze Kraft und Heiligkeit auf einem Stück Eselshaut und einem Klex von Siegellack beruhte? Beides bedeutet doch nur den guten Willen, den Vertrag zu halten, mit einem Wort: die Treue, die sich eben nicht versiegeln läßt. In gewöhnlichen Privatverhältnissen freilich wird auch das bloße Pergament schon durch den Richter bindend, hier aber steht Gott allein über den Kontrahenden, dessen Justiz bekanntlich nicht immer von dieser Welt ist⁴.“

DIE ÖFFENTLICHE MEINUNG

„Die Dulzinea aber dieser Ritter ist die öffentliche Meinung, die Dame, welche auf jenen Begriffsturnieren die Preise: Ehrenpokale und volksfreundliche Titel und Würden, austeilen soll. Aber wer ist eigentlich diese Vortreffliche? Woran erkennt man sie? Wo wohnt sie?

Ich habe auf dem Lande, wo bekanntlich das meiste Volk wohnt, sorgfältig Umfrage gehalten. Da wußte mir aber niemand Bescheid zu geben. Das müsse eine gelehrte, vornehme Dame sein, die sich mit dem armen Volke nicht gemein mache, meinten die Leute und wiesen mich nach der Stadt. Hier aber ging es mir auch verwunderlich genug. Einige ehrsame Bürger, die ich nach der Person fragte, taten, als hätten sie mich nicht gehört, und schlichen vorüber; andere gaben schüchtern nur halbe Antwort und verstohlene Winke, gleichsam wie vorsichtige Patrioten einer kleinen Stadt, wo soeben feindliche Einquartierung angelangt, mit der man nicht gerne in Händel geraten möchte ... Mein Herr, redete ich den ersten Schreiber ganz verwirrt an, ich bin wahrscheinlich irregegangen, ich wollte gehorsamst die Ehre haben, die öffentliche Meinung. – Nun! was wollen Sie von mir? – Wie? Sie selbst wären?! – Unbedenklich! – Aber, wandte ich unmaßgeblich ein, ich glaubte bisher immer – vox populi – wie kommen Sie – wissen Sie? – Da schleuderte der Schreiber einen wütenden verachtenden Blick auf mich. Nur nicht lange räsontiert!, rief er mit giftblauem Gesicht aus, unterdes kann die ganze Staatenmaschine um Jahrzehnte zurückrücken, wir haben hier anderes zu tun, wir, die wir die Zeiten lenken! ... Und ich kam heraus, ich weiß selbst nicht wie. Aber der Herr Redakteur, glaube ich, wird mir meinen Vorwitz im nächsten Blatte gedenken^{4!}“

AUFGABE DER REGIERUNG

„Wie aber vermag eine Regierung in diesem gärenden Kampfe widersprechender Elemente jene Höhe zu halten und dieser sich zu bemeistern? Sie übe vor allem Gerechtigkeit, indem sie ohne Haß oder Vorliebe die Zeit mit ihren Anklagen, Wünschen und Forderungen hört, das Verkehrte entschieden abweist und dem Billigen und Rechten redlich sein Recht verschafft. Sie halte ferner Maß, indem sie vor jedem Extrem, diesem Mißbrauch der Wahrheit, sich hütet, das Nichtige nicht zu hoch, das Hohe nicht zu niedrig anschlägt, und weder eigensinnig an das Alte sich hängt, noch der Zukunft aus eigener Machtvollkommenheit ungeduldig vorgreift. Sie walte endlich mit *Liebe*, indem sie die erwachten Kräfte, wo sie auch jugendlich wild und ungefüß sich gebärden, nicht unterdrückt, sondern sie zu veredeln, und somit zu einer höheren Versöhnung zu befähigen trachtet².“

DER STAAT

„Viele sind ernstlich der Meinung, der Staat sei die, durch einen ich weiß nicht wann und wie geschlossenen Vertrag, errichtete Vereinigung mehrerer Menschen zur Sicherung ihres irdischen Eigentums. Hiernach wäre die sehr beträchtliche Klasse der Armen, sowie mancher herrliche deutsche Mann, der das Unglück hat, alles das Seinige in sich zu tragen, ganz eigentlich vogelfrei und außer dem Staate; und diese Ansicht scheint allerdings mehreren neuen deutschen Verfassungen dunkel zum Grunde zu liegen, wo die Fähigkeit zur Volksvertretung einzig auf der Markscheide des Goldes und Silbers probiert wird. Bei solcherlei lockeren Vereinen, die jedoch eines so weitläufigen Schutzes, dessen Kosten oft mehr betragen als das zu schützende Eigentum, schwerlich wert sein dürften, ist freilich der Staatszweck durch eine wohlbediente Artillerie, eine wohlberittene Gendarmerie, mehrere Justizstellen und einige Galgen hinlänglich erreicht!.“

OPPOSITION

„Jede öffentliche Opposition aber ist erweckend und heilsam, indem sie das Gute sich selbst behaupten lehrt, nur muß sie lebendig sein, sonst bleibt es eitel Komödie, eine in leeren Ehrenformen festgehaltene Lüge¹.“

KRITIK

„Und das ist recht, denn wo es einen faulen Fleck gibt, der mag nicht versteckt, sondern von der scharfen Zeit ausgeschnitten werden, ehe er die edelsten Teile angreift, was aber an gesunder Kraft vorhanden ist, kann nur ein tüchtiges fröhliches Leben gewinnen durch ungehinderte Regsamkeit in Gottes freier Luft!.“

STREIT DER PARTEIEN

„Beide endlich müssen pro patria raufen. Da fehlt es nicht an kunstreichen Finten, dort wird ein Ohr, hier ein Stück Ehre abgeschnitten, die Galerie, je mehr die Fetzen fliegen, jauchzt Bravo und Hetzo dazwischen, und alles endigt überall mit einem Komitat, einem Schmause und einigen Toasts. Draußen aber vor den hellerleuchteten Fenstern der schmausenden Patrioten steht hungernd das Volk und verwundert sich, und weiß nicht, was los ist und wie ihm geschehen, als daß es zuletzt die Diäten zu bezahlen hat⁴.“

MAHNUNG

„Gott gebührt die Ehre, uns aber geziemt Wachsamkeit, Demut und frommer, getreuer Fleiß¹.“

GEISTIGE LEISTUNG

„Geister kann man nicht wägen und messen, der Geistreichste, wohin er sich auch schla-ge, wird doch überall den Ausschlag geben und dieses Gleichgewicht der glatten Mittel-mäßigkeit immer wieder zerstören⁴.“

DAS ALTE UND DAS NEUE

„Nicht darin liegt bei dem Kampfe des Alten und Neuen, worin wir begriffen sind, das Übel, daß das Veraltete weggeräumt worden ist, sondern in der Verblendung, welche den großen Sinn der Vergangenheit verkannte und daher mit dem bloßen Zerstören genug getan zu haben wähnte. Ebensovienig liegt das Heil in der unbedingten Wiederkehr zum Alten, denn in der Weltgeschichte gibt es keinen Stillstand. Aber der unvergängliche Geist aller Zeiten, der in keiner einzelnen vergänglichen Form festgebannt ist, das ewig Alte und Neue zugleich, soll, so scheint es die Vorsehung zu wollen, durch die göttliche Kraft des Erkennens nun sich selber bewußt werden und verjüngen. Es hat daher in unserer Zeit die Wissenschaft eine hohe religiöse Bedeutung. Vor dem Neuen schützt, bei den heuti-gen literarischen und sozialen Verhältnissen, keine chinesische Mauer mehr; es wird im Gegenteil dasselbe, auf diese Weise nur von außen halb und abgebrochen vernommen, erst verwirrend und gefährlich, indem es eine verkehrte Lüsterheit erweckt, und wohl einen betrügerlichen Waffenstillstand, aber keinen Frieden schaffen kann. Es ist daher an uns, das Neue vielmehr scharf und unverzagt ins Auge zu fassen und, wo es lügenhaft befunden, auch auf dem Boden der Wissenschaft zu bekämpfen¹.“

Eichendorff hat, wie immer noch wenig bekannt ist, auch auf politischem Gebiete Gedanken entwickelt, die noch heute „in den Staubwirbeln unserer Zeit“ des Nachdenkens wert sind. Bereits die hier gebotene kleine Auswahl dürfte dies beweisen, wobei noch hinzugefügt werden muß, daß nicht nur in Eichendorffs politischen Abhandlungen, sondern auch in seinen Dichtungen und seinen übrigen Schriften sehr viele und treffliche Gedanken und Formulierungen zum Thema Politik sich finden und es sich lohnen würde – wie ich es seit langem vorhabe – ein eigenes Buch unter dem Titel „Im Strom der Zeit“ (Eichendorffs politisches Bekenntnis) herauszugeben, ähnlich, wie ich in dem 1950 bei Josef Habel, Regensburg, erschienenen Buche „Gedanken und Lieder“ versuchte, Eichendorffs religiöses Bekenntnis einem größeren Leserkreise darzubieten. Die hier in der AURORA wiedergegebenen Aussprüche Eichendorffs sind der histor.-krit. Ausgabe von Eichendorffs Gesamtwerk, Bd. X (Historische, politische und biographische Schriften) entnommen. Hinter jedem Ausspruch ist durch eine Ziffer kenntlich gemacht, aus welcher Schrift der Ausspruch stammt. Die Ziffern besagen:

- 1 „Über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und Klöster in Deutschland.“
- 2 „Preußen und die Konstitutionen.“
- 3 „Politische Abhandlung über preußische Verfassungsfragen.“
- 4 „Politischer Brief.“
- 5 „Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland.“

Karl Schodrok

Eichendorff heute

Paul Fechter

Es gehört zu den unheimlichsten und zugleich zu den beglückendsten Erfahrungen, zu erleben, wie lebendig und wandelbar das Vergangene und die Gestalten der Vergangenheit bleiben. Keine Geschichte kann sie endgültig einfangen und damit wirklich einsargen; sie leben weiter, bekommen immer neuen Sinn und immer neue Form nicht nur von außen aus neuen Erfahrungs-Perspektiven aufgeprägt, sondern neu aus sich und ihrem Sein heraus, als Träger des großen ganzen Lebens nicht anders als die, die noch droben im Lichte wandeln – wenn auch nicht immer als selige Genien.

Wir erleben diesen Vorgang heute mit einer fast bestürzenden Eindringlichkeit an unserer fernem wie vor allem an unserer nahen Geschichte – am dreizehnten, sechzehnten, am intensivsten aber am späten achtzehnten und am neunzehnten Jahrhundert. Die Gestalt Goethes ist in eine völlig neue Lebendigkeit hineingeraten; die schon fast erstarrten Züge, wie sie die Bewunderung des späthumanistischen Saeculum dem Olympier und Klassiker gegeben hatte, sind ebenso wieder ins Gleiten gekommen wie das Goethesche Naturbild und die Goethesche Antike, die sich überhaupt allmählich von dem Nietzsche-Schock zu erholen beginnt. Es gibt keinen historisch gewordenen Goethe mehr; das Leben hat sich seiner wieder bemächtigt, genau so wie Schellings und Schopenhauers, Herders und Darwins und der vielen versinkenden oder steigenden Götter der Zeit um 1900.

Seltsam ist, daß eine breitere Öffentlichkeit bisher noch nicht von der Umgestaltung Kenntnis genommen hat, die das Bild des Freiherrn Joseph von Eichendorff in unserer Zeit erlebt hat. Es ist, als ob der Mann aus Lubowitz sich in diesen Jahren aus dem schmucklos schlichten Grabe auf dem Friedhof von Neisse, wo er unter dem großen flachen Stein an der Seite von Frau Luise ruht, erhoben hat und wieder unter uns getreten ist, um uns *die* Seiten seines Wesens, die seine *eigentlichen* waren, endlich allgemein sichtbar zu machen, ja zu den entscheidenden seiner Gesamterscheinung werden zu lassen. Der Freiherr Joseph von Eichendorff gehört zu den Gestalten des geistigen 19. Jahrhunderts, die durch den geschichtlichen Schock, den unsere deutsche Gegenwart durchleben muß, ein vollkommen neues Gesicht nicht nur, sondern endlich etwas von *seinem* Gesicht bekommen hat; das östliche Gesicht nicht nur des geborenen Schlesiens, ja Oberschlesiens – das hatte er immer, weil es von den tiefsten tragenden Schichten seines Wesens bedingt war –, sondern das Gesicht eines Mannes, der für dieses aus allen Formen gebrochene, in ein grauenhaftes Durcheinander geworfene Land im Geistigen einer der wichtigsten Ordnungsfaktoren geworden ist, den das neue kommende Deutschland, das heute unser aller wesentlichste Aufgabe ist,

vor allen Dingen braucht und haben muß.

Was war Joseph Freiherr von Eichendorff dem 19. und ebenso dem 20. Jahrhundert bis tief in unsere Gegenwart hinein? Er war der Romantiker, der Dichter des *Taugenichts*, der Mann, der den verschwebenden Roman der jungen Heidelberger Romantik von den Dichtern und ihren Gesellen geschrieben hatte und die reizenden verspielten Komödien von den Freiern und dem Krieg gegen die Philister, in denen er mit den Formen des Dramas beinahe so literarisch souverän wie der damals moderne Berliner Romantikerhäuptling Ludwig Tieck umging. Eichendorff war dieser Zeit das schlesische Seitenstück zu dem jungen Thüringer Novalis, ebenfalls ein Jüngling mit der blauen Blume der ewigen Sehnsucht, der abseits der Wirklichkeit in versunkenen Wäldern dem Rufen des fernen Waldhorns und dem Rauschen der Ströme tief im Grunde lauschte, von Italien träumte und von stillen Mondesnächten, aber fern der Wirklichkeit des tätigen Daseins von der Realität nichts sehen, nichts wissen wollte und konnte.

War er das wirklich? Haben wir, die letzte noch im 19. Jahrhundert wurzelnde Generation, ihn selbst in jungen Jahren so empfunden, haben wir ihn wirklich etwa bei der ersten noch halb unbewußten Begegnung wesenhaft so erlebt? Beschwören wir doch einmal die Erinnerung an diese erste Berührung mit seiner Welt: vielleicht sah die bei schärferem Hinschauen doch schon wesentlich anders aus und war keineswegs nur romantisch und unwirklich und erfüllt allein von der Sehnsucht ganz woanders hin.

Wie war es damals, als unsere Literaturvorstellung sich noch im wesentlichen aus Karl May und Woerishöfer und allenfalls Cooper und Felix Dahn zusammensetzte? Zum Lesen waren Geschichten da und die waren umso schöner, je mehr in ihnen passierte, je edler die Helden und je größer ihre Taten, je gefährlicher ihre Kämpfe waren. Gedichte? Nun ja, da waren die Kirchenlieder, die im Gesangbuch standen und morgens in der Schulandacht und Sonntags in der Kirche gesungen wurden; da war Schiller mit der Bürgerschaft und Goethe mit dem Erbkönig – man liebte sie beide nicht, denn man mußte sie auswendig lernen, und das vertrug nicht einmal Goethe, von Schiller ganz zu schweigen. Die Abteilung Lyrik in unserem guten Lesebuch von Hopf und Paulsiek war sicher davor, jemals außerhalb der Schulstunden von uns angesehen zu werden. Die Abteilung Prosa allerdings ebenso. Wir waren gegen alles, was mit Literatur und darum mit Schule zu tun hatte, erfreulich und völlig immun.

Bis – ja bis dann eines Tages die Versetzung nach Untersekunda drohte und sogar nicht ganz und gar so unwahrscheinlich war wie die vorhergegangene nach Obertertia. Die „neuen“ Schulbücher der nächsten Klasse erwarb man damals nach gutem altem Brauch „für alt“ von denen, die weiter nach oben hin abwanderten, während man die seinigen gleichzeitig an die Nachrückenden des nächstjüngeren Jahrgangs – wie hieß das doch? – verkloppte. Unter den neuen Schulbüchern aber fand sich neben der griechischen Odyssee und dem zweiten Teil des Ellendt-Seyfferth, der lateinischen Grammatik, die nach der Formenlehre die Syntax brachte – der Hopf und Paulsiek für Untersekunda, das erste Lesebuch für Leutchen, die nun mit Sie angeredet wurden, und die man darum auch mit der Lektüre etwas erwachsener behandeln mußte. Und weil man mit vierzehn Jahren, auch wenn man bald mit Sie angeredet werden soll, noch sehr

neugierig und interessiert für alles ist, was man nicht kennt, so begann man, wie das damals üblich war, während einer so ungefährlichen Stunde wie Deutsch in dieser neuen germanistischen Erwerbung zu schmökern. Man fing an zu lesen, blätterte auch da und dort balladensuchend unter den Gedichten herum – und auf einmal war die Welt versunken. Ein Gebilde von zwölf Zeilen stand da, mitten auf einer Seite – *Mondnacht* stand drüber und mit Sekundenschnelle war der Lesende verzaubert. Das Klassenzimmer, die Mitschüler, die Gestalt des Lehrers waren verschwunden – die Luft ging durch die Felder, die Ähren wogten sacht – das weite dunkle mondbeglänzte Land hatte drinnen und draußen die Herrschaft angetreten, und es war ein ewiges Wunder, daß eine plötzliche Frage des Lehrers nicht größeres Unheil anrichtete.

Was aber war es, das damals den Vierzehnjährigen und noch am selben Tage seine gleichaltrigen Wanderfreunde derart hypnotisierte? War das Romantik, Traumwelt, Sehnsucht in eine fremde Ferne? Ach nein – im Gegenteil! Was die jungen Menschen damals erfuhren, was sie widerstandslos hinriß – das war die bis dahin immer dunkel gesuchte, immer erhoffte und ersehnte Berührung mit der Wirklichkeit, die sich ihnen von diesen kleinen unscheinbaren drei Strophen aus zum erstenmal hinreißend und beglückend – und unverlierbar auftrat. Gegen Romantik sind gesunde Vierzehnjährige von Natur aus gefeit: um auf sie zu wirken, bedarf es stärkerer Künste. Romantik ist Tiecks *Mondbeglänzte Zaubernacht*, die den Sinn gefangen hält: *die* Verse hätten die Jungen hundertmal lesen oder hören können, ohne daß irgend etwas in ihnen mitzuklingen begonnen hätte. Bei ihnen mußte etwas anderes geschehen. Und dieses andere geschah hier.

Der angebliche Romantiker Eichendorff ist nämlich in Wahrheit der erste Führer zur Wirklichkeit des Draußen gewesen, zur Natur, zur Landschaft, den wir im Reich gehabt haben, der Mann, der mit seinen Worten, sehr einfachen, sehr natürlichen und sehr wirklichen Worten bis an das Sein, an die Substanz, an das innerste Wesen der Dinge und damit der Welt zu rühren vermochte. Eichendorff ist der dichtende Gefährte seines mahlenden Zeitgenossen John Constable gewesen, vor dessen Skizzen man das Gleiche erlebt, wie vor den Versen des schlesischen Freiherrn. Constable zerschlug die trennende Glasscheibe, die bis hoch ins 18. Jahrhundert hinauf zwischen dem Draußen und dem Menschen gestanden hatte: nicht in seinen im Atelier ausgeführten „fertigen“ Gemälden – in denen blieb trotz aller Claude-Schönheit bis zuletzt die Distanz des Dixhuitième zur Natur –, wohl aber in seinen Skizzen. In denen lebt zum ersten Mal trotz der Holländer und Vlaemen die unmittelbare Natur noch unserer Gegenwart so sehr, daß man es begreift, wenn Constables Kollege von der Royal Academy, der Schweizer Füßli, vor den Regenschauerskizzen des anderen entsetzt nach einem Regenschirm schrie: er empfand im Bilde ganz richtig die Wirklichkeit des Draußen als so nahe, daß sie ihn mit dieser Wirklichkeit bedrängte, ängstigte. Constable war der erste, dem das Schicksal diese unmittelbare Berührung mit der Natur erlaubte – in ihrem Abbild: Eichendorff schenkte sie fast zu derselben Zeit die gleiche Gnade im Wort. Seit den Versen des Mannes aus Lubowitz im Kreise Ratibor ist für die deutsche Sprache der Abstand zwischen Wort und Wirklichkeit des Draußen aufgehoben, besitzen wir recht eigentlich erst unser Draußen, unsere Umwelt als unsere

Wirklichkeit, d. h. als das, in dem und mit dem wir unser Leben als Ganzes haben. Das aber war es, was der vierzehnjährige Tertianer, ohne sagen und erkennen zu können, was in ihm vorging, beim Lesen der *Mondnacht*-verse erfuhr: die erste unmittelbare hinreißende Berührung mit der Wirklichkeit des Draußen, mit der Welt – vor allem aber mit der nächsten Welt, nämlich mit der Wirklichkeit seines Landes. Was der spätere Freund Theodor von Schoens uns damals als ahnungslosen Knaben geschenkt hat, war etwas, das wir erst viel später in seiner ganzen Weite und Größe und Bedeutsamkeit für unser Leben erfahren und erkennen sollten: es war das Geschenk nicht nur des Concretums Natur nach dem großen Abstractum, das bis dahin in fast allen Gebilden unserer Dichtung, selbst der Goetheschen, das Draußen vertreten hatte: es war darüber hinaus das Geschenk des Landes, auf dem wir standen, das uns trug, in dem wir aufgewachsen waren und das uns durch ihn zuerst mehr als Land und Erde und Boden, das uns erstes und bleibendes Erlebnis, Schönheit, Nähe und Ferne in einem, Welt unseres Lebens und all der Menschen, die in diesem unserem Leben standen, geworden war.

Das aber ist, vom Heute aus gesehen, die Wesensseite Joseph von Eichendorffs, die seine für die Gegenwart lebendigste, am meisten hervortretende und wichtigste geworden ist. Mag die Historie der Literatur ihn, weil er in Heidelberg im Kreis der Gefährten die Bewegung heraufbeschworen half, die man nachher die zweite Romantik genannt hat, nach wie vor zu den Romantikern stellen: vom Leben, nicht von der Historie aus gesehen, ist dieser Schlesier sehr viel mehr und für das Ganze vor allem heute zehnmal wichtiger als ein noch so begabter und substantiell reicher dichterischer Mensch einer wirklich romantischen Haltung zur Welt. Joseph Freiherr von Eichendorff ist es gewesen, der als Erster, von seinem ganz tiefen östlichen Heimatgefühl aus die Worte für dieses Gefühl gefunden hat – nicht von sich, von seiner Person aus, sondern vom Draußen, von der Wirklichkeit des Landes, von der Welt her, die ihn trug und band wie sonst nichts, das von dieser Welt war. Daß in seinen Versen und in seinen Geschichten die Wälder seiner Jugend um Lubowitz und Tost und um die Malapane rauschen, daß die Herrlichkeit des alten Danzig und die Landschaft um die wunderbare Stadt am Meer in seinen späten Versen lebt, ist, so schön dieses unvergeßbare Klingen und Rauschen auch ist, doch nicht das Letzte, Entscheidende: das ist vielmehr das Bindende, Unlösbare, das von diesen Versen aus die Seelen derer, die nach ihm kamen, fester und fester und unabtrennbar mit dem Land verknüpfte, dem dieser Dichter die erste unmittelbare, nie mehr verwehende Stimme gegeben hat. Er besang nicht die schlesischen Berge und Wälder oder die dunkle Stadt unter dem ragenden Turm der Marienkirche – er gab den Dingen selber ihren Klang und ihre Stimme, ließ sie reden, sich selbst aussprechen, also, daß ein Mann wie der skeptische Friedrich Schlegel mit Recht die Frage stellen konnte, ob dies noch Kunst oder am Ende nicht schon wieder Natur sei. Gerade damit aber erreichte er das, was er den Spätergeborenen dann als unverlierbares und heute zu einem unendlichen Wert angewachsenen Erbe hinterlassen sollte – was er selbst am schönsten ausgedrückt hat in dem Schluß seines Grußes an die Lützowschen Jäger, zu denen er in jungen Jahren auch einmal gehört hat:

Wo wir ruhen, wo wir wohnen:
Jener Waldeshort
Rauscht mit seinen grünen Kronen
Durch mein Leben fort.

Damit hat er selbst das umschrieben, was wir vom Heute aus als das Wesentlichste und Bedeutsamste seiner Dichtung wie seiner Person empfinden: er hat dem Lande, in dem er aufwuchs und zu dem er gehörte, eine Stimme gegeben, die unverlierbar fortklingt – wo wir leben, wo wir wohnen! Seine Dichtung ist für das heute verlorene Land zwischen den Bergen Oberschlesiens und der Ostsee, für das ganze deutsche Ostland klaglose Klage und Ruf des Mahnens geworden – und noch weit mehr und etwas noch wesentlich Wichtigeres, nämlich ein Ruf ohne Worte, etwas, das ohne es direkt anzureden, zu dem Ganzen spricht, ihm zeigt, was es verlor, intensiver und wirksamer, als es vielleicht die pathetischsten Reden an die deutsche Nation vermöchten, die ein Fichte von 1950 dem Lande zwischen Rhein und Elbe heute halten könnte. Was ist in unserer Gegenwart die wichtigste Aufgabe für die deutsche Nation als Ganzes? Daß sie sich wieder als dieses Ganze empfinden lernt, daß sie begreift, daß das kommende Europa ein Europa der vereinigten Völker, nicht der Vereinigten Staaten wie drüben jenseits des Atlantik werden wird, wenn es überhaupt Wirklichkeit werden und sein will. Die Zeit des Staatsdenkens, über der der Name Hegels stand, ist im Sinken (vorüber ist sie noch lange nicht) – es gilt zu lernen, von den Völkern als Realitäten auszugehen und sie als die eigentlichen Lebenswirklichkeiten des Allgemeinen zu den wesentlichen Trägern der Geschichte zu erheben. Seit mehr als einem Menschenalter ist der Prozeß dieses Denkwandels im Gange, in dem sich das kommende Europa schon lange ankündigt, das den organisierten Massen des Ostens die organischen Einheiten lebendiger Volkswirklichkeiten entgegenstellen muß: damit dieser Vorgang sinnvolle Geschichte zu werden vermag, braucht er Träger, die sich selbst unmittelbar als Einheiten und Ganzheiten empfinden, zu denen darum jeder, der nach Blut und Sprache zu ihnen gehört, ein nicht nur begriffliches, sondern ganz direktes selbstverständliches Verhältnis hat, über dem als Grundlage die großen überpersönlichen Realitäten der Völker überhaupt erst ihre innere Existenz bekommen und als geistig seelische Kraftzentren aufwachsen können.

Dasjenige Land Europas, das diesem Ziel im Lauf seiner ganzen Geschichte am instinktsichersten nachgestrebt hat und im Grunde wohl auch heute noch am meisten von diesem einheitlichen Landgefühl erreicht hat und getragen wird, ist Frankreich. Ein Teil seiner Widerstände gegen die Realisierung der neuen europäischen Völkergemeinschaft wächst wohl aus der Sorge um diesen seinen eigenen inneren Existenzwert, den die wesentlichen Menschen des Landes von dem Neuen, das sich durchzusetzen begonnen hat, zum mindesten durch unvermeidliche Abwandlungen des Bisherigen bedroht fürchten. Frankreich hat sich nicht erst seit der Zeit des ersten Napoleon als geschlossene Volkseinheit und -ganzheit empfunden und sich schon darum immer gegen den östlichen Nachbarn abgesetzt, der viel stärker die jeweilige lokale Besonderheit des Stammesmäßigen als entscheidend, das Gefühl für das Ganze aber als Minderung des Unmittelbaren zu Gunsten einer mehr oder weniger begrifflich abgezogenen gewollten

Einheit ansah und empfand. Die unheilvolle deutsche Geschichte von 1648 bis 1806 kam als Unterstützung dieser Individualtendenzen überall hinzu: die preußische Einheitsidee war vom Politischen, nicht vom Leben aus gesehen; sie ließ das alte Reichszentrum und die alten Stammlände des Südostens außerhalb des Staatsgebildes von 1871 und wirkte so mit an der Fixierung von inneren wie äußeren Zuständen, die die Voraussetzung jeder wirklichen Volksexistenz, das gefühlsmäßige Zusammenfügen zum Land als einem Ganzen der Zukunft als Aufgabe überließen, statt dies Gefüge als Realität aufbauend auf dem Gefühl zum ersten Fundament des realen Landganzen zu machen.

Dies Gefühl zum Land, zum Lebensraum des Volkes als Ganzem, nicht nur zum eigenen Dorfanger ist einmal in der neuen Geschichte in einem Ausmaß Wirklichkeit geworden, deren hinreißende Wucht niemand aus den Generationen, die sie miterlebten, je zu vergessen vermag: das war in den letzten Julitagen und im August des Jahres 1914, als der Krieg ausbrach. Wie intensiv das damalige Aufsteigen eines Gesamtgefühls in dem deutschen Volkskörper war, beweist unübersehbar die Tatsache, daß dieser damalige Ausbruch gemeinsamen Lebens selbst einen so isolierten Träger ironischer Literaturen wie Thomas Mann mitriß, so daß er feststellte: „Es war der nie erhörte, der gewaltige und schwärmerische Zusammenschluß der Nation in der Bereitschaft zu tiefster Prüfung – einer Bereitschaft, einem Radikalismus der Entschlossenheit, wie die Geschichte der Völker sie vielleicht bisher nicht kannte.“ Thomas Mann hat durchaus richtig gesehen und sogar empfunden: was sich damals vollzog, war der erste große Gesamtdurchbruch der Deutschen zu ihrer deutschen Land- und Volkswirklichkeit als einem Ganzen. Es war ein gemeinsamer Durchbruch zu diesem Gefühl und es war eben so ein Durchbruch zur Realität der Lebenswelt des Landes, wie der, den hundert Jahre zuvor der junge schlesische Freiherr Joseph von Eichendorff zunächst einmal den Menschen seiner schlesischen Heimat, dann aber mit ihnen nach und nach dem Gesamtbereich des deutschen Ostens geschenkt hat. 1814 lag Eichendorff mit seinen Lützowschen Jägern an der Elbe und fand im Erinnern an die wunderlichen Spießgesellen jenes Wort vom wo wir leben, wo wir wohnen: 1914 wurde die von ihm zuerst ergriffene und gestaltete Gemeinsamkeit des Volk- und Landgefühls Wirklichkeit für das Ganze – für das es nun seit 1945 wieder Forderung und Aufgabe geworden ist.

Denn es ist mit diesem Gefühl, das damals sogar auf Thomas Mann so tiefen Eindruck machte, wenn er das natürlich auch heute nicht mehr wahr haben will – es ist mit ihm wie mit jedem Gefühl: es hat seinen tiefsten Wert für seine Träger darin, daß es immer von neuem Aufgabe wird, immer von neuem durch sein Da- und Gegebensein die Forderung nach erneuter Verwirklichung stellt. Die Katastrophe, die das Reich 1945 und in den Jahren danach traf, hat von dem hinreißenden Wissen um die gemeinsame Ganzheit des Land- und Lebensraums wenig mehr übrig gelassen: das Schicksal der gewaltsamen Teilung des Reichs hat die alte ehemalige Gefühlsdistanz zwischen Osten und Westen bis in die Bereiche der politischen Wirklichkeiten verschleppt – mit allen übeln Folgen solcher Verschleppungen. Die Grenzlinie des feindlichen Besetzungsraums, die den Osten von dem Westen scheidet, ist unvermerkt in viele Vorstellungen und in viele Menschen eingegangen; sie hat die Realität von Gewöhnungen bekommen, die zu

[Abb.: C. D. Friedrich, *Mönch am Meer*. Verwaltung der ehem. Schlösser und Gärten / Berlin Charlottenburg / C. D. Friedrich, *Der Winter* (Ruine Eldena). Bayer. Staatsgemälde-Sammlungen / München]

den zähesten Realitäten zu gehören pflegen. Der deutsche Osten ist heute in Gefahr, für große Bereiche des Westens gefühlsmäßiges Ausland zu werden. Er ist leidendes Land, Land der Not und Land des Bedrückteins: Denken an ihn heißt Schweres denken und den Osten in seinen westlichen Lebensbereich hineinnehmen, heißt das eigene schwere Leben – und das Leben sehr vieler deutscher Menschen im goldenen Westen des Reiches ist hart und schwer – noch schwerer mit fremder Not und fremdem Leid belasten. Es ist begreiflich genug, daß nicht eben wenige es gerne vermeiden, aus dem kleinen bedrängten Umkreis des eigenen schweren Lebens hinüber zu denken und hinüber zu fühlen in das große ferne Land, über dem heute Lohengrins „unnahbar euren Schritten“ steht. Sie, die Menschen des Westens oder wenigstens viele von ihnen, haben genug mit dem Kampf um das eigene Leben zu tun: für sie gilt manchmal, was die Welt des Ostens angeht, das Wort der Iphigenie des Parzenliedes: „Vergessen hatt’ ich’s und vergaß es gern!“ – Der Mensch braucht für sein privates Sonderleben gewiß die Sicherung des Vergessens: das Volk aber, zu dem er nun einmal schicksalsmäßig gehört und dessen Schicksal, ob er es wahr haben will oder nicht, auch das seine ist – das Volk bedarf des Gedächtnisses, bedarf der Erinnerung an das, was sein einst war und immer sein bleiben wird. Das Volk braucht für alle, die zu ihm gehören und seine Wirklichkeit bilden und sind, das Festhalten am Gedenken: so braucht es mehr denn je Menschen, die es wachhalten und immer von neuem wachrufen, Menschen, die ihm immer wieder seine Wirklichkeit und was zu dieser Wirklichkeit gehörte und gehört, bestätigen, ihm lebendig vor die Seele und in sein Leben stellen, das ohne dieses Festhalten am Ganzen selber kein Ganzes, keine ganze Wirklichkeit mehr ist, sondern Trümmer, Bruchstück, ein verstümmelt Unzulängliches. Zu diesen Weckern der Seele aber, die das ganze Land, das ganze Deutsche Reich heute braucht, nicht nur der Osten und seine überall hin zerstreuten und vertriebenen Menschen, sondern mindestens ebenso sehr der Westen und seine Menschen der unbedingten Ruh – zu den Rufern, deren Mahnung darum doppelt eindringlich wirkt, weil sie keine Mahnung, kein Ruf, sondern nichts als ein hinreißendes, aus der tiefsten inneren Wirklichkeit aufsteigendes Aufzeigen und Bekennen dessen ist, was wir einst besaßen und was uns entrissen ist – zu denen gehört zuerst und vor allem der Schlesier Joseph Freiherr von Eichendorff. In seiner Dichtung findet sich kein lautes, finden sich nur stille lautere Worte, die aber in ihrer Verhaltenheit doppelt und dreifach stark und tief an *die* Schichten der Seelen rühren, an die zu rühren um des Ganzen willen heute notwendig ist. Josef Nadler hat gezeigt, wie Eichendorff vor allem in seinen Versen bereits den Anschluß an die nahe Zeit der Wirklichkeit vermittelt: eben diese Kraft der Einfühlung, wie Nadler sagt, gibt seinem Erbe das, was die Gegenwart vor allem braucht: die Kraft nämlich des Weckens eben des Gefühls, das er als erster der wartenden Wirklichkeit seines Landes zu bringen vermochte und brachte. Eichendorffs Verse erschienen sehr sinnvoll zum erstenmal gesammelt 1837 – im Todesjahr des Malers John Constable, der von sich das schöne Wort gesprochen hatte: „Painting is with me but another word for feeling.“ – Über den Versen Eichendorffs könnte dasselbe Wort mit einer leichten Abwandlung des Begriffs Malen stehen; sie machen den Leser, den Hörer die Wirklichkeit, die Eichendorff besungen hat, das Draußen, die Land-

schaft und das Land fühlen und damit leben, für sich erleben. Das aber ist es, worauf es heute ankommt – vor allem im Westen des Reiches und für dessen Menschen. Die Welt des Ostens, die schlesische, wie die ostpreußische hat den Mann aus Lubowitz längst als den erkannt, der ihrer Wirklichkeit Klang und Ausdruck gegeben hat, indem er mit der Schlichtheit seiner Zauberworte an das Lied zu rühren wußte, das in allen Dingen vor allem dort in dem Lande östlich der Oder schläft. Sie hat darüber hinaus seit langem gesehen, daß in diesem Schlesier (wie übrigens auch in dem angeblichen Berliner Adolph Menzel, in dem das österreichische Erbe seiner Vaterstadt Breslau immer von neuem lebendig ausbrach), nicht nur der Osten, sondern ebenso das ganze alte heilige römische Reich vielmehr als Idee, nämlich noch einmal lebendige gegenwärtige Wirklichkeit geworden war. Eichendorff hat Jahrzehnte nach Max von Schenkendorffs erstem Mahnruf zu Gunsten der Marienburg die noch heute unverblaßte Denkschrift über die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter geschrieben, die eine Geschichte des Ordens, seines Haupthauses und eine heute mehr als aktuelle Darstellung des Verfalls der Burg in der polnischen Zeit ist, die jetzt von neuem über Siegfried von Feuchtwangens herrliches Schloß über der Nogat gekommen ist. Dieser Dichter wußte um Sinn und Bedeutung des zweiten großen Ostzugs der Deutschen im 13. Jahrhundert, der mit der Geschichte des Deutschen Ordens untrennbar verbunden ist: er wußte um ihn ebenso wie um den ersten Ostzug des Reichs donauabwärts, um den Sinn der Ostmark von Kaiser Karl bis zu den Habsburgern. Wien war ihm, dem preußischen Beamten, die eigentliche Hauptstadt der deutschen Welt: er hat nach seiner eigenen jugendlichen Reise oder-abwärts in seinem ersten großen Roman, dem Dorothea Schlegel in Wien den schönen Titel „*Abnung und Gegenwart*“ fand, seinen Helden Friedrich die wunderbare Donaufahrt stromabwärts unternehmen lassen – nach eben diesem Wien, das für ihn, wie für die ganze geistige Zeit damals trotz des Untergangs des alten heiligen römischen Reichs noch immer die deutsche Kaiserstadt, Mittelpunkt und Zentrale der deutschen Welt war. Für Eichendorff lag das Schwergewicht dieser unserer Welt im Osten: er wußte auch genau, warum. Man braucht nur einmal in seinen Briefen zu lesen, etwa in dem vom November 1854 aus Berlin an Theodor von Schoen gerichteten mit seiner sehr sachlichen Einschätzung des russischen Nachbarn und seiner Möglichkeiten, um die klare Bewußtheit seiner politischen Betrachtung zu erkennen.

Weil dem aber so ist, darum ist Eichendorff und sein Werk heute vor allem für den deutschen Westen von höchster Wichtigkeit. Die Menschen des Westens denken und fühlen oft ohne es zu wissen noch immer nörd-südlich: in ihnen lebt noch immer die alte Reichsidee der ersten Stauferzeit, mit dem Blick über die Alpen nach Süden. Sie sehen nicht, daß schon der zweite Friedrich von Hohenstaufen viel klüger und weiterdachte, wahrscheinlich, weil er bereits begriffen hatte, daß der schwerste politische Fehler der ganzen europäischen Geschichte der Vertrag von Verdun gewesen war, durch den die Söhne Karls des Großen das Reich des Vaters unter sich aufteilten, und damit den Grund legten für alles Unheil der Geschichte bis in unsere Tage: im Grunde wird erst heute der Versuch gemacht, diese schwerste Schwächung Europas gegenüber dem Osten wieder gutzumachen. Unter Friedrich dem Zweiten ist der Orden nach Preußen

gegangen: Friedrich der Zweite erlebte in seiner Regierungszeit die Mongolenschlacht von Liegnitz: es hat einen guten Sinn, daß Eichendorff eine Arbeit über die heilige Hedwig, deren Sohn bei Liegnitz fiel, geschrieben hat, wenn sie auch unvollendet geblieben ist.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: es geht hier nicht darum, das Werk und die Dichtung Joseph von Eichendorffs als Propagandalyrik für den Osten oder als Beweismaterial gegen die Oder-Neisse-Linie einzusetzen. Im Gegenteil: die Wirkung, die von dem Werk und der Welt dieses Mannes als sinnvoll gerade für die Menschen des deutschen Westens hier erhofft wird, ist eben die, daß dieses Werk sie ohne irgendwelche Tendenz, ohne jede betonte und unterstrichene Absicht erleben und erkennen läßt, was die Wirklichkeit des deutschen Ostens, des Landes, der Landschaft und der Menschen aus jenen Gegenden für das ganze Deutschland uns bedeutet. Eichendorff war ferner ein Mann aus der östlichen Welt, Sohn einer östlichen Adelsfamilie, also das, was der Jargon des sinkenden 19. Jahrhunderts einen Junker zu nennen pflegte. Das abgegriffene Schlagwort wandert noch heute, nicht nur in der russisch besetzten Zone Deutschlands, sondern ebenso im deutschen Westen: in der Gestalt dieses Dichters aber und in seinem Werk begegnet der eine oder der andere vielleicht einmal einem wirklichen Mitglied einer östlichen Adelsfamilie. Eichendorff hat selbst eine amüsante kleine Arbeit über den Adel und die (französische) Revolution, die bei seinen Lebzeiten noch etwas Aktuelles war, geschrieben: von dieser Schrift und seiner eigenen Person aus wird das Grotteske der einstigen Junkturvorstellung noch grotesker als es an sich schon war. Und auch das ist für die Gegenwart noch immer von nicht zu unterschätzendem Wert.

Weiter: Eichendorff hat, wie gesagt, dem Lande und der Landschaft des Ostens eine Stimme gegeben, so daß sie sich selber den andern gegenüber auszusprechen vermochte. Vielleicht erfährt bei ihm infolgedessen der eine oder der andere etwas von dem unerhörten Zauber dieser Landschaft, von der sehnsüchtig bindenden Kraft der östlichen Wälder und Berge, Seen und Ströme – ja auch von jener geheimnisvollen Kraft des Bodens, die der nicht eben sehr poetisch oder gar romantisch veranlagte Ernst Moritz Arndt mit tiefem Staunen feststellte, als er auf seiner Fahrt nach Petersburg zum erstenmal durch deutschen Osten kam. Was er da an einer oft zitierten Stelle seiner Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein halb widerwillig noch und doch im tiefsten berührt von den Menschen des Ostens und ihrem Landgefühl berichtet, das ist es, was man, Dichtung geworden, in den Versen und in der Prosa des Mannes aus dem Schlosse Lubowitz bei Ratibor immer wieder hinreißend und beglückend antrifft. Das Wort Heimat ist heute sehr abgegriffen: bei Eichendorff ist es reiner Klang aus dem Tiefsten des Seins – und hat darum seine beschwörende, bindende, bannende Kraft so sehr behalten, daß es im Stande ist, seine Wirkung weiter zu tragen in die Seelen von Menschen, für die das Gefühl Heimat in sehr anderen Bereichen zu Hause ist. Dieses Gefühl des zu-Hause-seins weit abseits vom Osten soll durch die Beschwörung des alten schlesischen Freiherrn in keiner Weise angetastet werden: zu allen guten Dingen in der Welt aber gehören immer die zwei, gehört der andere, ohne den nie wirklich lebendiges Leben, ein Sinnvolles und Weiterwirkendes erwachsen kann. Dieser andere, den der deutsche Westen heute braucht, um wieder den

fast verlorenen lebendigen Kontakt mit dem Ganzen zu finden, ist nicht der Freiherr Joseph von Eichendorff: das hieße einmal ihn in seinem besten Wesen verkennen und hieße zugleich, zu viel von ihm verlangen. Eines aber ist er mit seiner stillen, unendlich echten, unendlich reichen Seele ohne alle Literatur, ja, wie der ahnende Friedrich Schlegel meinte, beinahe ohne alle Kunst, durch die stumme Verwandlung der Toten, die diese Zeit seit 1945 uns gebracht hat, geworden: ein Wegweiser zum Wichtigsten, was wir heute brauchen. Weil er etwas viel Größeres und Tieferes besitzt als alle Kunst, nämlich die Gabe letzter stummer Berührung seiner Worte mit dem Sein des Göttlichen in der Substanz des Menschen – darum ist er für uns der beste Führer dazu, daß Osten und Westen des Reiches einander als die Zwei empfinden, daß vor dem Klang seiner Welt jeder spürt, daß er und wie sehr er den Anderen braucht, um wieder zu jenem Glück der Ganzheit und des Sicheinsetzens für diese Ganzheit zu kommen.

Studien um Eichendorffs „Berliner“ Nachlasshandschriften

Franz Uhlendorff

Als ich vor nun bald 50 Jahren mit dem glücklichen, unbeschwerten Mut der Jugend den kühnen Plan faßte, ganz allein eine wirkliche Gesamtausgabe der Werke meines seit frühen Schülertagen heißgeliebten Eichendorff herauszugeben – ein Vorsatz, der zunächst durch Verlagsschwierigkeiten gehemmt, dann nach Ankündigung der großen historisch-kritischen Gesamtausgabe von Kosch, Sauer und Becker im Jahre 1907 ganz aufgegeben wurde –, gehörte zu meinen ersten Vorarbeiten ein genaues Studium und eine akribistische Kopierung der in der damaligen Kgl. Bibliothek in Berlin verwahrten Eichendorff-Handschriften. Dazu trat die Anlegung einer Zettelkartothek über alle bekanntgewordenen Eichendorffschen Gedichte, die sich im Laufe der Zeit zu einer wohl ziemlich erschöpfenden Sammlung alles desjenigen ausgewachsen hat, was über Handschriften, Entstehungszeit, Erstveröffentlichung, Lesarten, Quellen, literar-historische Parallelen usw. jedes einzelnen Gedichts bekannt geworden ist. Diese Studien haben mich zu einigen Ergebnissen geführt, die, soweit ich sehe, auch heute im wesentlichen noch unveröffentlicht sind und die ich der Eichendorff-Forschung nicht vorenthalten möchte.

Die Berliner Nachlaßhandschriften – im folgenden BN zitiert –, über deren etwas mysteriöses Auftauchen Heinrich Meisner¹ berichtet hat, bilden in ihrer Gesamtheit auf 251 Blättern ein ziemlich ungeordnetes, nach Inhalt, Entstehungszeiten usw. bunt zusammengewürfeltes Konvolut, das aber eine Fülle wertvoller, trotz ausgiebiger Benutzung durch viele Forscher zum Teil noch unveröffentlichter, leider zum Teil lückenhafter Handschriften enthält.

Es soll hier zunächst von einigen Dichtungen die Rede sein, bei denen die Autorschaft Eichendorffs entweder zweifelhaft erscheint oder überhaupt ganz ausgeschlossen ist.

1. APOKRYPHE GEDICHTE

Blatt 15–17

Die Blätter 15–17 enthalten in der Handschrift Wilhelms von Eichendorff, des Bruders des Dichters, sieben Gedichte, von denen nur die beiden letzten, auf Blatt 17 stehenden („*An die Freunde*“² und „*An Wilhelm. Zum Abschiede. Im Jahre 1813*“³) von Joseph von Eichendorff veröffentlicht worden sind. Die übrigen fünf: *Das Reh* („*Im grünen Holz, im grauen Taß*“), *Winter* („*Legst du dich ins Leichenkleid*“), *Der Blick* („*Schaust du mich aus deinen Augen*“), *Der einsame Kämpfer* („*So bist du ganz verlassen*“⁴) und *Reiseli* („*So rubig geb' ich meinen Pfad*“) wurden zuerst von Meisner nach BN veröffentlicht.⁴ Meisner vermochte sie „nach Vergleichung der Schriftzüge mit denen der

Freunde unseres Dichters diesen nicht zuzuweisen“ und nahm sie „deshalb für Eichendorff selbst in Anspruch“⁵. Pissin⁶ brachte von diesen fünf Gedichten, die, wenn sie wirklich von Eichendorff stammen, alle in seine Sammlung gehört hätten, merkwürdigerweise nur eins („*Winter*“) unter der willkürlich gewählten Jahreszahl 1812. Die Gedichte sind später zum Teil auch in Eichendorff-Ausgaben übergegangen,⁷ eines von ihnen, das „*Reiseli*“, ist sogar im Rahmen der „*Zwölf Eichendorff-Lieder*“ von Othmar Schoeck (op. 30) als Nr. 4 unter dem Titel „*Im Wandern*“ sehr schön vertont worden. Dieses letztere Gedicht ist aber auch das einzige der fünf, bei denen Joseph von Eichendorff als Autor angenommen werden könnte. Alle übrigen scheiden für jeden, der mit Eichendorffs Sprache, seiner Bilderwelt und Darstellungsweise vertraut ist, zweifellos aus. Strophen wie beispielsweise die dritte aus „*Winter*“:

Auch das gelbe Laub entwich
Bei der Winde Stöhnen,
Leise nur beträufelt dich
Schnee mit kalten Tränen

oder die dritte, fünfte und letzte aus „*Der einsame Kämpfer*“ kann man selbst dem ganz jungen Joseph von Eichendorff nicht wohl zuschreiben.

Nach meiner Überzeugung kommt als Verfasser der Gedichte „*Das Reh*“, „*Winter*“, „*Der Blick*“, „*Der einsame Kämpfer*“ und vielleicht auch „*Reiseli*“ Wilhelm von Eichendorff, von dem die Handschrift herrührt, in Betracht. Dies ergibt sich vor allem daraus, daß die beiden zuletzt stehenden, unzweifelhaft von Joseph herrührenden Dichtungen („*An die Freunde*“ und „*An Wilhelm*“), nicht dagegen die übrigen Gedichte eine Anzahl doppelt unterstrichener Stellen sowie späterer Verbesserungen, letztere von Josephs eigener Hand, aufweisen und daß Wilhelm unter das letzte Gedicht („*An Wilhelm*“) geschrieben hat: „Das unterstrichene sind meiner Wenigkeit unmaßgebliche Verbesserungsvorschläge. D. 22. Julius 1814.“ Wie ich bereits früher einmal⁸ dargelegt habe, dürfte die Sache sich so verhalten, daß Joseph die zwei Gedichte „*An die Freunde*“ und „*An Wilhelm*“ seinem Bruder mit der Bitte um Übersendung einer Abschrift nebst etwaigen Verbesserungsvorschlägen übersandt hatte und Wilhelm ihm nun das Verlangte schickte, gleichzeitig aber auch mehrere eigene Gedichte beifügte, indem er vielleicht Joseph um denselben Dienst bat. Auf diese Weise blieben die Gedichte Wilhelms unter Eichendorffs Papieren und gelangten so in die BN. Joseph hat dann später seine beiden eigenen Gedichte in der Handschrift noch geändert, die des Bruders dagegen wenigstens in der vorliegenden Handschrift nicht. Das Gedicht „*Reiseli*“, das am ehesten Joseph angehören könnte, steht übrigens unmittelbar vor den beiden unzweifelhaft echten Gedichten des letzteren und könnte daher möglicherweise in der Tat von Joseph verfaßt sein, wengleich es keine „Verbesserungsvorschläge“ Wilhelms aufweist. Durch das Datum „22. Julius 1814“ wird übrigens Meisners Angabe „1836“ als Entstehungsjahr dieses Gedichtes⁹ widerlegt.

2. ACHIM VON ARNIM

Blatt 19 der BN

enthält in Eichendorffs Handschrift drei in gereimten vierfüßigen Trochäen abgefaßte Stücke. Am Ende eines jeden von ihnen hat Eichendorff geschrieben: „Arnims Gleichen.“ Meisner¹⁰ hat diese Stücke unter der Überschrift „*Arnims „Gleichen“*“ als Dichtungen Eichendorffs veröffentlicht. Obwohl er selbst in einer Fußnote Arnims 1819, erschiene- nes Drama „*Die Gleichen*“ anführt und trotz Eichendorffs eigenem Hinweis in der Hand- schrift ist ihm entgangen, daß es sich hier lediglich um drei Stellen aus diesem Drama handelt, die sich Eichendorff abgeschrieben hat.¹¹ Die dritte („*Lerne in den Schmerzensta- gen...*“) findet sich überdies wörtlich zitiert in Eichendorffs literar-historischen Schriften.¹² Aber auch in Eichendorffs eigener Dichtung gibt es einen Widerklang dieser „*Gleichen*“- Stellen. Die beiden ersten von ihnen („*Gleichen*“ 1819, S. 88) stehen nämlich bei Arnim innerhalb einer nach Calderonischer Art in das Schauspiel eingeflochtenen langen, in vierfüßigen Trochäen gehaltenen lyrischen Episode. Arnims Beispiel folgend schaltet Eichendorff in sein Trauerspiel „*Ezelin von Romano*“, 2. Aufzug 6. Szene, ein ähnliches Intermezzo im gleichen Versmaß ein.¹³ Dort finden sich¹⁴ jene schönen Verse, die mit der Überschrift „*Nachtigall*“ später in die Gedichtsammlung aufgenommen worden sind.¹⁵ Und nun vergleiche man folgende Stellen:

Arnim

Ach, da bleibt ein *Wetterleuchten*,
Wenn die Sonne unterging ...¹⁶

Eichendorff

Bleibt ein Jauchzen auf den Höhen,
Und ein *Wetterleuchten* spielt
Aus der Ferne durch die Bäume
Wunderbar die ganze Nacht...¹⁷

Wie groß überhaupt Arnims Einfluß auf den jüngeren Eichendorff war, ist zwar im all- gemeinen, aber doch bei weitem noch nicht hinlänglich bekannt. Es ließe sich darüber eine eigene Abhandlung schreiben. Arnim, dessen männlich-schöne Erscheinung schon beim ersten Sehen auf Eichendorff einen gewaltigen Eindruck gemacht hat¹⁸ und der von Eichendorff in dessen literar-historischen Schriften eingehend und in sehr positivem Sinne gewürdigt worden ist,¹⁹ wurde nicht nur allgemein in seinen Anschauungen und seiner dichterisch-ritterlichen Persönlichkeit, sondern auch in vielen Einzelheiten seiner Dichtungen eine Art Vorbild für den jungen Eichendorff. Besonders der von diesem in „*Ahnung und Gegenwart*“²⁰ begeistert gepriesene *Dolores*-Roman²¹ hat ihm viel gegeben. Um nur ein besonders augenfälliges Beispiel nicht nur motivischer, vielmehr fast wörtlicher Übereinstimmungen zu erwähnen, sei auf die Episode des Ehepaars Waller mit Graf Karl²² einerseits, diejenige des Ehepaars Dryander und Trudchen mit Baron Manfred in „*Dichter und ihre Gesellen*“ Kap. 20²³ andererseits hingewiesen. Hier stimmen nicht nur die Situationen und insbesondere die Abschiedsgedichte der beiden Poeten Waller und Dryan- der, sondern sogar auch die Kommentare, welche die zurückbleibenden Gastgeber, Graf Karl und Baron Manfred, daran knüpfen, stellenweise fast wörtlich überein. Man vergleiche z. B. auch den abenteuerlichen Aufzug, in dem beide Ehepaare bei ihren Gastgebern eintreffen.²⁴

Die Fülle der Einwirkungen des „*Dolores*“-Romans auf Eichendorffs „*Ahnung und Gegen- wart*“ ist mit ziemlicher Vollständigkeit in HKA III²⁵ nachgewiesen worden,

doch lassen sich auch dazu Nachträge bringen, z. B.:

Arnim

Wallers Abschiedsgedicht

„*Lichte Streifen* von dem *Himmel*“.²⁶

Arnim

Traugott und Graf Karl.²⁹

Auch anderwärts finden sich bei Eichendorff viele Anklänge, ja Anlehnungen an Arnim. Nadler³¹ und Faßbinder,³² sowie HKA I 2 haben eine ganze Reihe davon nachgewiesen, doch seien hier noch einige nachgetragen:

Arnim

„*Mir ist so licht zum Schlafen*“³³

Zeile 4:

Ich bin so froh verwacht!

Aus „*Da steh' ich an meinem Fenster*“³⁶

Wo alles geht so dumm.

„*Die Dichter*“ I 1:³⁸

Der Himmel hat zum Ritter mich er-
koren.

„*Wahre und falsche Sänger*“⁴¹

Schlußstrophe:

Denn wer Künste rein und tief empfindet,
Hat den Himmel sich erliebet,
Wer in Unschuld Künste übet,
Hat als Gott den Weg dahin verkündet.

Arnim

„*Lichte Streifen von dem Himmel*“⁴⁴

besonders die vorletzte Strophe:

Wie mit geflügelten Heuschrecken ziehend
Über die dürr zerfressenen Halme,
Zieh' ich mit dem Heere glühend,
Daß ich die Wurzeln des Grüns zermalme,

Eichendorff

Leontins Abschiedsgedicht

„Der fleißigen Wirtin von dem Haus“²⁷
das nicht nur, wie Wallers Gedicht, mit dem Ring in eine Scheibe eingeritzt ist, sondern auch inhaltlich manche Verwandtschaft mit ihm aufweist, ferner in Fabers Erzählung²⁸ die Stelle Seite 45: „Unterdes fingen schon *lichte Streifen* an, sich am *Himmel* aufzurichten.“⁴²

Eichendorff

Erwin und Graf Friedrich.³⁰

Eichendorff

„*Liebe in der Fremde*“³⁴

Zeile 8:

Ach, ich bin so froh verwacht!
und

„*Neue Liebe*“³⁵ Zeile 16:

Und ich bin so froh verwirrt

„*Der Schreckenberger*“³⁷ Zeile 8:

Da geht die Welt so dumm.

„*Sonnette 6*“³⁹ Zeile 5:

Das Leben hat zum Ritter ihn geschlagen.
und

„*Sonnette 5*“⁴⁰ Zeile 10:

Den Himmel liebt er, der ihn auserkoren.

„*Sonnette 2, 4, 5, 6*“⁴²

und besonders „*An die Dichter*“⁴³

im ganzen wie in Einzelheiten,

z. B. Zeile 1–3, 45–56.

Eichendorff

„*Der irre Spielmann*“⁴⁵

Zeile 17–20:

Ich möcht' in den tiefsten Wald wohl hin-
ein,
Recht aus der Brust den Jammer zu
schrein,

Such in ewiger Streiferei,
Wo das *Ende der Welt* wohl sei.
Und der Strophenrefrain:
Eilend ist meine Streiferei,
Wo das Paradies wohl sei.

Arnim

„*Goldne Wiegen schwingen*“ aus „Die
Kronenwächter“,⁴⁸ letzte Zeile:
Und ich weine wie ein Kind!
„*An Bettina*“,⁴⁹ Schlußzeile:
Großer Gott, wie bist Du mild!

„*Die Appelmänner*“,⁵² zweiter Aufzug:
Komm’ ich einst mit blut’gen Händen,
Mußt du dich nicht von mir wenden.
Diese Arnimsche Stelle hat Eichendorff
überdies in seinen literar-historischen
Schriften selbst zitiert.⁵⁴

Schließlich sei noch ein besonders auffallendes Beispiel hervorgehoben, auf das zuerst Helene Elsholtz in ihrer wertvollen Dissertation über „*Dichter und ihre Gesellen*“⁵⁵ hingewiesen hat: Die Zigeunermaskerade der Schauspieler im neunten Kapitel von „*Dichter und ihre Gesellen*“⁵⁶ ist fast wörtlich Arnims „*Wintergarten*“ entnommen, wo sich auch der Vergleich mit der aus der Milch hervorscheinenden Heidelbeere findet.⁵⁷

3. „ITALIEN“

Bl. 116 bis 120 der BN

enthalten in Eichendorffs Handschrift eine Reihe von Stanzen mit der Überschrift: „*Italien. Ein Gedicht von Werner.*“ Diese Stanzen haben zu einer ganzen Reihe von Erörterungen und Vermutungen Anlaß gegeben, die aber sämtlich am Richtigen vorbeigegangen sind. Zuerst erwähnte sie Meisner in seinem Vorwort⁵⁸ als den „Anfang einer wahrscheinlich in großem Maßstabe angelegten Jugenddichtung“. Max Koch,⁵⁹ der die Handschrift selbst nicht eingesehen zu haben scheint, erwähnt sie mit den gleichen Worten und verlegt sie, ohne Gründe dafür anzugeben, in den Herbst 1814. Höber⁶⁰ bespricht sie eingehend und in der Hauptsache ablehnend, er verlegt sie dem „Charakter der Handschrift“ nach in Eichendorffs Schulzeit. Krüger⁶¹ endlich, der eine der Stanzen mitteilt, ist der erste, der Eichendorffs Autorschaft verneint, er schießt aber nach anderer Richtung fehl, indem er die Stanzen Eichendorffs älterem Konvikts-

Ich möchte reiten ans *Ende der Welt*,
Wo der Mond und die Sonne hinunter-
fällt.
„Im Schloß ihr wohl am Fenster steht“⁴⁶
Schluß:
Ich aber muß wandern und suchen,
Wo der ewige Frühling sei.
Eichendorff
„*Das Bilderbuch*“,⁴⁷ Schlußzeile:
Weinen möcht’ ich wie ein Kind!
„*Der arme Mann*“, Fassung der Hand-
schrift BN Bl. 31a,⁵⁰ Schlußzeile:
Lieber Gott, wie bist Du mild!
und
„*Marienlied*“,⁵¹ Zeile 8:
Mutter, ach wie bist du mild!
„*Stephans Rachelied*“ aus „*Lucius*“,⁵³
Mag sich Charon von mir wenden,
Komm ich nicht mit blut’gen Händen.

kameraden Werner zuschreibt. Er attestiert diesem „eine gar nicht üble Meeresanschauung“. Kein Wunder, denn in Wahrheit ist Verfasser der bekanntlich in Königsberg geborene Zacharias Werner. Die Stanzas finden sich in dessen Dichtung „*Italien*“,⁶² die ein Sonett und 38 Stanzas umfaßt. Von letzteren ist die bei Krüger mitgeteilte die 14te. Mit der 18. Stanze, die einen gewissen Abschnitt beendet, schließt Eichendorffs Abschrift. Die 1810 in Rom verfaßte Dichtung Werners war nach dessen Brief vom 31. Mai 1818⁶³ für Joseph Schreyvogels Wiener Jahrbuch „*Aglaja*“ bestimmt. Werner hat diesem Gedicht selbst den größten Wert beigelegt. Er schreibt u. a.: „Sie werden sehen, daß zumal die Stanzas über Italien mit vielem Fleiß gearbeitet sind“ und meint, diese seien „gewiß weit besser versifiziert“, als die meisten seiner geistlichen poetischen Übungen. Wie diese Arbeit einem unmündigen Konviktschüler zugeschrieben werden konnte, ist in der Tat unverständlich, zumal angesichts der für Zacharias Werner typischen 5. und 6. Zeile der bei Krüger mitgeteilten Stanze:

Wie Sünde, Schmerz und Reue mich auch haben
Verfolgt, vom früh'sten bis zu diesem Tage.

Am interessantesten ist aber, daß diese Stanze, besonders ihre beiden letzten Zeilen:

Doch stets, und selbst im wilden Wüstenwallen,
Hört' ich der fernern Roma Glocken schallen!

Eichendorff derart beeindruckt haben, daß er sie in „*Dichter und ihre Gesellen*“ benutzte. Dort läßt er nämlich im 18. Kapitel⁶⁴ Otto zu sich selbst sagen: „Wunderbar, schon in meiner Kindheit, wie oft bei stiller Nacht im Traume hört' ich der fernern Roma Glocken schallen, und nun, da ich hier bin, hör' ich sie wie damals aus weiter, weiter Ferne, als gäb' es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunklen Hügeln.“ Die auf diese Stanze folgende Strophe, die ebenfalls in Eichendorffs Abschrift mit enthalten ist („Und als ich schier erlag trostlosen Schmerzen...“), hat Eichendorff übrigens in seinen literarisch-historischen Schriften ihrem vollen Wortlaute nach angeführt.⁶⁵ Trotzdem und trotz der ausdrücklichen Überschrift „*Ein Gedicht von Werner*“ fand man letzteren nicht als Autor der in BN enthaltenen Stanzas heraus!

Kehren wir noch einmal zu Wilhelm von Eichendorff⁶⁶ zurück. Ihm widmete Joseph bekanntlich u. a. das Gedicht „*Nachruf an meinen Bruder*“,⁶⁷ dessen erste Niederschrift mit dem Titel „*Abendlandschaft o. Abendwehmuth. An Wilhelm 1814. Im August*“ sich BN Bl. 18b findet. Der Umstand, daß es seit 1837 unter Eichendorffs Gedichten in der Gruppe „*Totenopfer*“ erschienen ist, hat wiederholt zu der verständlichen Auffassung geführt, daß es sich dabei um eine wirkliche Totenklage Josephs um Wilhelm handele, obwohl freilich Hermann von Eichendorff in S. W. 1864⁶⁸ das Entstehungsjahr 1814 richtig mitgeteilt hatte. So setzt Richard Dietze in seiner Eichendorff-Ausgabe⁶⁹ das Gedicht in das Todesjahr Wilhelms (1849), und Hans Brandenburg⁷⁰ bezeichnet es als einen dem toten Bruder gewidmeten Nachruf. Wie kam es aber unter der Überschrift „*Nachruf an meinen Bruder*“ 1837 in die Gruppe „*Totenopfer*“, obgleich Wilhelm damals doch noch lebte?

Hier ist nun der rechte Ort, um einmal eine offenbar heute in Vergessenheit geratene und auch von den Herausgebern der HKA nicht erwähnte, aber für die Redigierung

der Eichendorffschen Gedichte sehr wichtige Mitteilung wieder ins Gedächtnis der Eichendorff-Forscher zu rufen, die des Dichters Sohn Hermann nach Angabe von Richard Dietze⁷¹ diesem gemacht hat. Dort heißt es: „Die Zusammenstellung der Gedichte Eichendorffs für die 1837 erschienene I. Auflage derselben, die Anordnung, Gruppierung, die Überschriften und die Textreaktion habe seinerzeit ein jüngerer Freund des Dichters besorgt, da Eichendorff im Drange amtlicher Geschäfte an der unmittelbaren persönlichen Teilnahme verhindert gewesen sei. An diese 1. Auflage hätten sich sowohl die nächstfolgende 3. Auflage der Gedichte wie die 1. Auflage der Werke (1841) Bd. I^{71a} unverändert – abgesehen vom Hinzutreten einiger neuen Gedichte – angeschlossen, obwohl Eichendorff weder mit der Anordnung noch mit den Überschriften durchweg einverstanden gewesen sei. So hätten sich z. B. unter den geistlichen Gedichten einerseits mehrere gefunden, die offenbar gar nicht dahin gehört hätten, andererseits seien die Überschriften oft ganz willkürlich gewählt gewesen.“ An der Richtigkeit dieser Erklärung Hermann v. E.s zu zweifeln, ist man trotz der von diesem selbst bei seiner Redigierung der S. W. 1864 bewiesenen Eigenmächtigkeiten, über die noch zu sprechen sein wird, keineswegs berechtigt. Auf diese Weise also ist möglicherweise unser Gedicht als „*Nachruf an meinen Bruder*“ 1837 in die Gruppe „Totenopfer“ geraten und sind wohl auch so törichte, von Hermann v. E. dann in S. W. 1864 abgeänderte Überschriften wie „*Der Riese*“ (HKA I, 1, 141), „*Steckbrief*“ (HKA 11, 228), „*Der Landreiter*“ (dasselbst S. 245), „*Der Tanzmeister*“ (dasselbst S. 255), „*Die Nachtblume*“ (dasselbst S. 261), „*Die Schärpe*“ (dasselbst S. 290, fehlt in S. W. 1864 ganz) entstanden. Man bedenke nun weiter, daß Eichendorff die Korrektur seiner bis 1840 schon gedruckten Schriften nach § V des mit seinem Verleger Simion geschlossenen Vertrages⁷² dem letzteren überlassen hatte, welchen Umstand auch HKA I 1 S. XIII f. als verhängnisvoll hervorhebt. Und auch Hermann v. E. hat nicht alle jene Mängel richtiggestellt, wie er denn eben z. B. „*Nachruf an meinen Bruder*“ mit dieser Überschrift unter den „Totenopfern“ stehen ließ und dadurch jene Irrtümer Dietzes und Brandenburgs veranlaßte. Über die Entstehungs- und Veröffentlichungsgeschichte von „*Nachruf an meinen Bruder*“ berichtet HKA I 2 S. 749 f. ausführlich. Die dort vertretene, von mir schon vor Jahrzehnten geäußerte Ansicht, daß es sich um den Ausfluß der Sorgen um Wilhelms Schicksal handle, von dem seit langer Zeit keine Nachricht eingetroffen war, findet neuerdings eine geradezu schlagende Bestätigung in dem Brief Josephs an Loeben aus Lubowitz vom 10. Aug. 1814,⁷³ der die Stimmung des Gedichts mit fast übereinstimmenden Worten ausdrückt: „... seit dem 10. April habe weder ich noch meine Eltern die geringste Antwort oder Nachricht von Wilhelm ... Eine unbeschreibliche Wehmut ergreift mich oft in unserem Garten, wo alle Blumen und Bäume mich nach ihm zu fragen scheinen, und es fällt mir wohl manchmal gar ein, daß er gestorben. Ich schreibe dies mit tiefem Schauern, denn ich weiß nicht, wie ich ihn überleben soll.“ Dazu vergleiche man Strophen 1 und 2 des Gedichts:

Ach, daß auch wir schliefen!	„Hast doch keine Schwingen,
Die blühenden Tiefen,	Durch Wolken zu dringen!
Die Ströme, die Auen	Mußt immerfort schauen
So heimlich aufschauen,	Die Ströme, die Auen –

Als ob sie all' riefen:	Die werden dir sagen
„Dein Bruder ist tot!	Von Ihm Tag und Nacht,
Unter Rosen rot	Mit Wahnsinnesmacht
Ach, daß auch wir schliefen!“	Die Seele umschlingen.“

Der sehr lange Brief Wilhelms vom Juli 1814,⁷⁴ der die Angehörigen aus ihrer quälenden Ungewißheit riß,⁷⁵ ein „halbes Tagebuch“, wie ihn Wilhelm selbst nennt, ist für Eichendorffs dichterisches Schaffen von Bedeutung geworden. Er, der das geliebte Italien selbst nie gesehen hat, lernte aus Wilhelms darin enthaltenen Schilderungen italienischer Frauen viel von der Wesensart und der Erotik der Italienerinnen. Im „*Taugenichts*“ wie in „*Dichter und ihre Gesellen*“ (dort z. B. die „junge hübsche Magd“ gegen Ende des 5. Kapitels und das Gartenabenteuer des Taugenichts im 8. Kapitel, hier Fiametta und Annidi) finden sich deutliche Spuren davon.⁷⁶ Man vergleiche etwa das Gespräch am Schlüsse des 15. Kapitels von „*Dichter und ihre Gesellen*“⁷⁷ und die von Wilhelm in seinem Brief geschilderte Unterhaltung mit der jungen Gräfin S.⁷⁸

Ferner finden wir Widerklänge dieses und eines früheren, an die Eltern gerichteten Briefes Wilhelms vom 6. März 1814,⁷⁹ in dem Wilhelm schildert, wie er die verbündeten Monarchen gesehen hat, in Josephs Gedicht „*An meinen Bruder 1815*“,⁸⁰ dessen zweite und dritte Strophe auch deutlich auf eines der von Wilhelm berichteten Liebeserlebnisse anspielen. Auch Wilhelms Jugenddichtung hat bei Joseph noch in späteren Jahren gelegentlich einen Widerhall gefunden. Man vergleiche:

Wilhelm

Sonett „*Ist's wohl das ew'ge Rauschen*“
(Pissin a. a. O. S. 133 f.)

Zeile 12–14:

Doch buhlend rufen mirs schon alle Töne
Und lockend schlägt aus allen Nach-
tigallen

Ans bange Herz: Sie wird die Deine!
Deine!

Sonett „*Venus von Medicis und Albert*

Dürer“ (Pissin a. a. O. S. 158 f.)

Zeile 13–14:

Wohl seh ich dich, du süße Venus, winken,
Umsonst, ich muß ins teutsche Wunder
sinken.

Joseph

„*Frühlingsnacht*“ (H. K. A. I, 1, 281)

Zeile 9–12:

Und der Mond, die Sterne sagen's,
Und in Träumen rauscht's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's:
Sie ist Deine, sie ist dein!

„*Rückkehr*“ (H. K. A. I, 1, 55)

Zeile 17–20:

Da singt eine Fei auf blauem Meer,
Die Myrten trunken lauschen –
Mir aber gefällt doch nichts so sehr,
Als das deutsche Waldesrauschen!

Noch einmal Wilhelm: Der an ihn gerichtete Brief Loebens vom 27. Dezember 1810,⁸¹ der beginnt: „Du willst mich, mein sehr geliebter Freund, wie ein seltsames Gemach bedünken ... und mir ist, als faßte dieses Gemach unter vielen wunderlichen ... Dingen auch in sich ...“, hat ebenfalls Josephs Dichtung befruchtet. Das zeigt nicht nur die an den „Herrn Kaplan“ Ciupke gerichtete Stelle im 10. Kapitel von „*Abnung und Gegenwart*“: „Dein Leben ist mir immer vorgekommen wie ein uraltes, dunkelverbau-

tes Gemach ...“⁸² vielmehr auch das Sonett „*Ein alt Gemach voll sinn'ger Seltsamkeiten*“.⁸³ Es wäre übrigens interessant zu wissen, ob sich die drei Sonette der Gruppe „Totenopfer“, von denen dieses das zweite ist, auf ein bestimmtes Wiener Erlebnis Eichendorffs beziehen. Wer den Dichter und seine Art genau kennt, muß es annehmen. Die fehlenden Teile des Tagebuchs, vor allem diejenigen nach dem 5. März 1812 bis zum Frühjahr 1813, hätten vielleicht Auskunft geben können.⁸⁴

Wir blättern weiter in BN und finden in einem die Blätter 37–50 umfassenden Rein-schriftenheft mit Gedichten, die Eichendorff zur Auswahl für eine neue Auflage seiner Gedichte bestimmt hatte, auf Blatt 42b bis 46a unter der Überschrift „*Ein Auswanderer (Fragment)*“ jene köstlichen Verse, die der Dichter im Jahre 1856 Karl von Holtei zum Abdruck in der von diesem zugunsten des evangelischen Friedhofs in Graz geplanten Publikation überließ⁸⁵ und die später als „*Der Auswanderer. Fragment*“ in S. W. 1864⁸⁶ erschienen. Interessant ist nun, daß der Abdruck bei Holtei mit der Handschrift übereinstimmt, während derjenige in S. W. 1864 eine Reihe von Änderungen zeigt, die offenbar von Hermann v. E. herrühren. Abgesehen von einigen weniger erheblichen Abweichungen ist z. B. das Wort „Kiez“ in Zeile 5 der viertletzten Strophe in „Linz“ und sind die Worte „In Danzig“ (Zeile 1 der drittletzten Strophe) in „Und weiter“ geändert worden. Namentlich die letztere Änderung ist von Bedeutung, denn Eichendorff wollte mit den Worten „In Danzig sah ich's schwarze Meer“ auf eine so benannte westliche Danziger Vorstadtstraße anspielen, während die Änderung diese Pointe völlig verwässert. Es ist ja kein Geheimnis, daß Hermann von Eichendorff bei seiner Redigierung der S. W. 1864 mit den Werken des Vaters reichlich eigenmächtig umgegangen ist.⁸⁷ Er hat die Entstehungsjahre vieler Gedichte ungenau, zum Teil sogar in bestimmter Absicht unrichtig angegeben, so z. B. für „Zeichen 2“ (S. W. 1864 I, 385) 1812 statt 1839 (Datierung der Handschrift BN Bl. 28b), für „*Der Freiheit Wiederkehr I und 2*“ (a. a. O. S. 402 ff.) 1814 statt 1849,⁸⁸ für „*Deutschlands künftiger Retter*“ (a. a. O. S. 446, in der Handschrift BN Bl. 39a „1848. IV. *Walt's Gott!*“ überschrieben) 1857 statt 1848, für den Spruch „*Magst du zu dem Alten halten*“ (a. a. O. S. 444), der BN Bl. 40a „1848. VIII. *Spruch*“ überschrieben ist, 1854 statt 1848. Er hat ferner nicht nur unfertige Gedichte seines Vaters durch eigene Zusätze vervollständigt (z. B. „*Lied des Armen*“, a. a. O. S. 271 f., „*Die Heimat. An meinen Bruder*“, a. a. O. S. 317 f., „*Moderne Ritterschaft*“, a. a. O. S. 427, „*In Danzig*“, a. a. O. S. 432), sondern auch fertige „verbessert“, z. B. „*Der verspätete Wanderer*“ (a. a. O. S. 352), viele der politischen Sonette von 1848 und manche andere, die, meist metrisch oder im Reim, aber auch gelegentlich im Ausdruck von ihm „berichtigt“ wurden. Die alte Eichendorffsche Jugendromanze „*Kaiser Alberts I. Tod*“, die E. selbst seit dem Abdruck in Ast's *Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst* (1810, Heft 3 S. 28 ff.) nie wieder veröffentlicht hat und die erst in S. W. 1864 I S. 619 ff. in stark veränderter und verkürzter Fassung als „*Kaiser Albrechts Tod*“ wieder auftauchte, dürfte wohl auch von Hermann „frei bearbeitet“ worden sein. Hoffen wir nur, daß es Übertreibung ist, wenn Heinrich Zerkaulen⁸⁹ erzählt, daß Hermann von Eichendorff in seinen eigenen „Beiträgen“ nach Mitteilung seines Sohnes Karl so weit gegangen sei, daß „eines der schönsten und bekanntesten Gedichte Eichendorffs von seinem Sohn stamme“! Auch Karl Schodrok,

dem Herausgeber der Aurora, erzählte Karl von Eichendorff, daß Hermann in einigen Fällen eigene Gedichte unter dem Namen seines Vaters veröffentlicht habe. Um beim „Auswanderer“ zu bleiben, so scheint Eichendorff eine Verbindung dieser Arbeit mit dem Märchen „*Libertas und ihr Freier*“ geplant zu haben. Jedenfalls deutet es hierauf hin, wenn ein Entwurf des Dichters BN Bl. 104b beginnt: „Statt des fertigen Schlusses – Die lustigen Vögel wollen wissen, warum er ausgewandert? – Das will ich Euch wohl erzählen“, und nun der Auswanderer berichtet, wie er in das „fabelhafte Reich des Baron Pincus“ geraten, von Pincus eingesperrt, dann geflüchtet, mit Pincus verwechselt und „aus Europa herauspediert“ worden sei. Dieser Entwurf ist von Reinhold Wesemeier,⁹⁰ dem freilich das Gedicht vom „Auswanderer“, an dessen Schluß der Entwurf unmittelbar anknüpft, offenbar ganz entgangen ist, veröffentlicht worden. Doch irrt W. sicherlich, wenn er ihn für den „Schlußentwurf zu *Libertas und ihr Freier*“ hält. Ganz abgesehen davon, daß der Entwurf den Inhalt des Märchens selbst kaum streift, ist in keiner Weise ersichtlich, daß jene Verbindung der beiden Stoffe von Eichendorff als endgültige Lösung in Aussicht genommen gewesen sei. In seinen Skizzen finden sich unzählige derartige, meist mit „Vielleicht“ bzw. „Oder“ eingeführte Ideen, die dann wieder aufgegeben worden sind. Zu der im Märchen „*Libertas und ihr Freier*“ vorkommenden „Urtante“⁹¹ ist Eichendorff sehr wahrscheinlich durch Bogumil Goltz' (1801–1870) „Urgroßtante“, die im „*Thorner Echo*“ veröffentlicht worden war und später in Goltz' 1847 erschienenen „*Buch der Kindheit*“ aufgenommen wurde, angeregt worden. Goltz hatte sie ihm im Jahre 1845 übersandt, und Eichendorff bekundet in seinem Dankbrief vom 21. April 1845,⁹² daß er sie „mit vieler Freude gelesen“ habe.

Beispiele für Einwirkung jüngerer Dichter auf Eichendorff sind sonst selten. Die Romanze „*Der Wachturm*“ (HKA I 1 S. 421), bei der Max Koch⁹³ und Hilda Schulhof⁹⁴ an Uhlands „*Schloß am Meere*“, Faßbinder⁹⁵ an Goethes „*Geistesgruß*“, Schulhof außerdem auch an dessen „*König in Thule*“ denken – das alles sind doch nur entfernt anklingende Motive –, hat ihr unmittelbares Vorbild in des englischen Dichters Percy Bysshe Shelley (1792–1822) lebensstrotzender Ballade „*Die Flüchtlinge*“, die Robert Schumann im Juni 1852 als Melodram komponiert hat (op. 122 Nr. 2). Möglich wäre allenfalls nur, daß eine gemeinsame andere Quelle vorläge. Ich setze Shelleys Ballade, da sie wohl kaum leicht zugänglich sein dürfte, zum Vergleich hierher. Der Übersetzer ist nicht bekannt.

Die Flüchtlinge

Der Hagel klirrt nieder, es leuchten die Wogen,
 Die Blitze sprühen, der Schaum kommt geflogen –
 Fort, fort!
 Der Donner laut kracht, die Wälder stöhnen,
 Der Sturmwind braust, die Glocken ertönen –
 Fort, fort!
 Die Erd', gleich dem Meere, wankt trümmerbedeckt,
 Tier und Mensch sind entflohn, von dem Sturm erschreckt,
 Fort, fort!

(Er): „Der Steuermann erleicht, nur ein Segel hat's Boot,
Wer zu folgen wagt, wär' ein kühner Pilot!“
(Sie): „Greif zum Ruder, stoß kühn vom Gestad!“
Und Hagel und Kugeln bestreu'n den Pfad
Übers Meer.
Die Leuchtfeuer glüh'n von Klippen und Turm,
Das Geschütz stumm blitz, erstickt von dem Sturm
Seewärts her!
(Er): „Und siehst du und hörst du? Und banget dein Sinn?
Und jagen wir frei übers Meer nicht dahin,
Ich und du?“
Ein Schiffsmantel deckt die Liebenden beide,
Ihr Herz schlägt vereint in stolzer Freude,
Sie flüstern sich zu!
In dem Schloßhof, geschlagenem Bluthund gleich,
Bei der Pfortnerin steht der Bräutigam, bleich
Vor Scham.
Ein todkündend Gespenst, steht auf oberstem Turm
Ein Greis, und vor seiner Stimme der Sturm
Scheint zahm.
Auf die Letzte und Schönste seines Stammes zur Stunde
Einen Fluch er rief, wie aus Vaters Munde
Nie kam!

Man könnte weiter etwa Eichendorffs zuerst im Deutschen Musenalmanach von Echtermeyer und Ruge für 1841 S. 6 gedrucktes Gedicht „*Wandernder Dichter*“⁹⁶ anführen, das zumal in den letzten Zeilen:

Der lust'ge Frühling merkt es gleich,
Wer *König* ist in seinem Reich

an Geibels schon im Deutschen Musenalmanach für 1837 S. 201 f. gedruckten „*König Dichter*“ erinnert. Dort heißt es in der letzten Strophe:

Und alles fügt sich ihm sogleich
Und will als *König* ihn grüßen.

Eine wohl scherzhafte Anspielung auf Gustav zu Putlitz' (1821–1890) Märchensammlung „*Was sich der Wald erzählt*“, die 1850 in Berlin herauskam und schnell große Mode wurde, findet sich in Eichendorffs „*Prinz Rokoko*“⁹⁷ der zuerst in Gruppes Deutschem Musenalmanach für 1854 S. 38 f. gedruckt wurde und dessen vorletzte Strophe lautet:

Daphne will nicht weiter schweifen
Und Damöt erschrocken schmält,
Können beide nicht begreifen,
Was sich da der Wald erzählt.

In diesem Zusammenhang seien auch noch einige recht interessante Parallelstellen zu älteren Dichtern angeführt. Da ist zunächst Eichendorffs Gedicht „*Jagdlieder* 2“

(„Wenn die Bergesbäche schäumen“⁹⁸) anzuführen. Man vergleiche es mit Tiecks „Jagdlied“,⁹⁹ das überhaupt ganz eichendorffisch klingt, insbesondere:

Tieck

Strophe 2, 4, 5:

Seine treuen Hunde bellen

Durch die schöne Einsamkeit,

Durch den Wald die Hörner gellen,

Daß die Herzen mächtig schwellen:

O du schöne Jägerzeit!

Laß dem Landmann seine Mühen

Und dem Schiffer nur sein Meer,

Keiner sieht in Morgens Frühen

So *Auroras* Augen glühen,

Hängt der Tau am Grase schwer,

Als wer Jagd, Wild, Wälder kennet,

Und *Diana* lacht ihn an,

Einst das schönste Bild entbrennet,

Die er seine Liebste nennet:

O beglückter Jägersmann!

Man beachte auch die genaue Übereinstimmung des Strophenbaues und der Anordnung der Reime.

Zu Tiecks Strophe 4 Z. 3 und 4 ist noch zu vergleichen Eichendorffs 1824 gedrucktes

„Terzett“,¹⁰⁰ Strophe 2 Z. 1 und 2:

Doch keiner atmet so den Strom von Lüften,

Als wie der Jäger in den grünen Klüften!

In Eichendorffs „Aufgebot“ („*Waldhorn bringt Kund' getragen*“¹⁰¹), dessen ursprüngliche Fassung bereits in Heidelberg, also wohl 1808 entstanden ist,¹⁰² klagt der „Pilgrim“ in Strophe 5: Ein Wort will mir's verkünden,

Oft ist's, als müßt' ich's finden,

Und wieder ist's nicht so,

Und ewig frag' ich: Wo? –

Nun findet sich in Beckers „*Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*“ für 1808 S. 143 das später, wenig verändert, in Franz Schuberts Vertonung als „*Der Wanderer*“ unsterblich gewordene Gedicht von Georg Philipp Schmidt von Lübeck (1766–1849) „*Des Fremdlings Abendlied*“. Dort heißt es in Strophe 2 und 5 ursprünglicher Fassung:

Ich wandle still und wenig froh

Und immer fragt der Seufzer: Wo?

Es scheint mir ganz unzweifelhaft, daß Eichendorff das damals soeben in dem vielgelesenen Beckerschen Taschenbuch zuerst erschienene Gedicht Schmidts in Heidelberg kennen gelernt hatte.

Und nun noch eine sehr interessante Parallele mit Loeben. Dessen schon im „*Reise-*

[Abb.: C. D. Friedrich, *Böhmische Landschaft*, Württembergische Staatsgalerie / Stuttgart
C.D. Friedrich, *Isergebirgslandschaft*, Landesmuseum Weimar]

*büchlein eines andächtigen Pilgers*¹⁰³ enthaltenes Gedicht „*Waldlust*“¹⁰⁴ enthält u. a. die Verse:
(Strophe 3 Z. 1–2):

*Das Horn im grünen Wald
Süß lockt und schallt*

und (Strophe 3 Z. 6):

Kommst nimmer durch den grünen Wald!

Damit vergleiche man nun Eichendorffs „*Waldgespräch*“¹⁰⁵ das zuerst in „*Abnung und Gegenwart*“ gedruckt wurde:¹⁰⁶

Zeile 7:

Wohl irrt das Waldhorn her und hin

Zeile 16:

Kommst nimmermehr aus diesem Wald!

Zu bemerken ist überdies noch, daß Eichendorff in seinem Brief an Loeben vom 27. Dezember 1812¹⁰⁷ schrieb: „Meine Liebe für das Lied: *Waldlust*, das mir von den Heidelberger Höhen noch immer nachgeklungen, kennst Du aus alten Zeiten.“ Hier, wie bei den meisten derartigen Parallelen handelt es sich eben überhaupt offenbar mehr um ein solches, oft wohl unbewußtes, „Nachklingen“ der fremden Verse, als um eigentliche Anlehnungen.

Da wir bei Loeben angelangt sind, dessen so verschiedenartige Beurteilung als Mensch und als Schriftsteller durch Eichendorff oft erörtert worden ist,¹⁰⁸ so sei ein aus den BN sich ergebender ähnlich gelagerter Fall erwähnt: Oberpräsident und Staatsminister Heinrich Theodor von Schoen, dessen freundschaftliche Beziehungen zu Eichendorff bekannt sind, der des Dichters immer wieder gedachte¹⁰⁹ und sich ihn sogar zum Biographen wünschte,¹¹⁰ erfährt in Eichendorffs privaten Niederschriften mehrmals eine recht ablehnende Würdigung.

So schreibt Eichendorff BN Bl. 98 b im Anschluß an Entwürfe zu seinen Lubowitzer Erinnerungen: „Wie töricht, den subalternen dummen Verstand über den ganzen Menschen zu setzen (wie Schön). Da wird denn freilich aus dem ganzen Leben ein ordentliches, gutes, langweiliges Bureau. – Statt nun zu sagen: wir sind jetzt zu matt geworden, um die großen Formen des M. A.“ (wohl „Mittelalters“) „noch zu beseelen, sagt die arrogante Gegenwart: das M. A. war dumm, weil wir es nicht mehr goutieren! –“

Und auf Bl. 174 a (eigentlich 173 a, bei der Bezifferung der Blätter ist die Zahl 172 versehentlich übersprungen worden) findet sich neben Geschichtsauszügen zu dem geplanten Drama „*Die sicilianische Vesper*“¹¹¹ am Rande folgende später durchstrichene Stelle: „Ein Weltlustspiel ganz kurz bloß worin alle Producte der neuen Zeit vorkommen und sich durcheinanderzanken komisch, nemlich alt behagliche Philister und Kotzebueaner – Weltbürger, Kantianer, Umwälzer, Zerstörer (Schön). – Neumodische Philosophen, mystische After-Katholiken, Sonettendichter. – Tollgewordene Turner und Gymnasiasten oder vielmehr alles dies in eine so schön angelegte Weltkomödie hineinbringen!“ – Eichendorff wußte, warum er es schließlich doch ablehnte, Schöns Biographie zu schreiben!¹¹²

Obgleich die BN bereits oft und ergiebig benutzt worden sind, gibt es doch darin noch eine ganze Anzahl von Prosaentwürfen, Gedichtfragmenten, ja sogar fertigen Gedichten, die, soweit ich sehe, bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden sind. Die fertigen Gedichte, bei denen es sich meist um kurze, spruchartige Gebilde handelt, sind an einer anderen Stelle dieses Jahrbuches veröffentlicht.

Zum Abschluß seien noch einige meines Dafürhaltens nicht uninteressante Fragen angeschnitten, die zwar mit BN an sich nicht zusammenhängen, aber zweckmäßigerweise hier mit zu erörtern sind.

In Cottas „*Morgenblatt*“ 1845, Nr. 189 vom 8. August, findet sich auf Seite 755 eine Strophe: „An Constanze. Als ich ‚*Kommen und Scheiden*‘ von Lenau mit Musik von Pierson singen hörte.“ Als Verfasser ist unter dem Gedicht, das Lenaus „*Kommen und Scheiden*“¹¹³ in Strophenbau, Metrik und Reimanordnung genau nachbildet, „Eichendorff“ (sic!) genannt. Die Verse sind weder von Eichendorff noch von seinem Sohn in die Gedichtsammlung aufgenommen worden, sie wurden jedoch in Karl Emil Franzos’ „*Deutscher Dichtung*“,¹¹⁴ von Meisner¹¹⁵ und Krähe¹¹⁶ als ein Gedicht Joseph von Eichendorffs veröffentlicht. Mir scheint Eichendorffs Autorschaft äußerst zweifelhaft. Abgesehen von der Schreibweise „Eichendorff“ und der Tatsache, daß Eichendorff sonst niemals einen Beitrag zum „*Morgenblatt*“ geliefert, dieses vielmehr gelegentlich bespöttelt hat,^{116a} spricht auch der Charakter der Verse dagegen. Wenn es sich nicht etwa um einen Mißbrauch des Autornamens E. handelt, könnte allenfalls Hermann von Eichendorff, der ja auch gelegentlich dichtete, der Verfasser sein. – Für die Datierung Eichendorffscher Gedichte ist öfters ein Verzeichnis fertiger Gedichte herangezogen worden, das E. unter seiner Niederschrift von „*O Täler weit, o Höhen*“ notiert hat.¹¹⁷ Das fragliche Blatt, das im Besitz von Freifrau Margarete v. Sedlnitzky-Eichendorff war und von ihr dem Deutschen Eichendorffmuseum in Neisse geschenkt wurde,¹¹⁸ findet sich vollständig faksimiliert in neueren Auflagen von Rob. Königs *Deutscher Literaturgeschichte* Bd. II als Beilage 21; ein weiterer Fotokopiedruck¹¹⁹ gibt das Blatt und insbesondere auch jenes Verzeichnis leider nur zum Teil wieder. Aus welchem Jahr das Blatt stammt, bleibt zweifelhaft. Hilda Schulhof setzt es einmal¹²⁰ in das Jahr 1815, ein andermal¹²¹ in den Oktober 1810, indem sie es für die „erste Niederschrift“ des Gedichtes „*O Täler ...*“ hält. So wahrscheinlich es nun ist, daß dieses Gedicht tatsächlich im Oktober 1810 verfaßt wurde, nämlich als Eichendorff Lubowitz verließ, um nach Wien zu gehen (hierfür spricht auch die Art der Einkleidung in „*Abnung und Gegenwart*“,¹²² wo Friedrich die Verse bei seiner Abreise vom Schlosse des Herrn v. A. zur Residenz niederschreibt), dürfte jenes Blatt doch wohl kaum die erste Niederschrift enthalten, da es sich offensichtlich um eine Reinschrift handelt, die keinerlei Änderungen aufweist. Mir ist keine ganz unkorrigierte Erstschrift eines Eichendorffschen Gedichts bekannt geworden. Auch daß die beim Abdruck später weggelassene, höchstpersönliche letzte Strophe sich auf dem Blatt noch findet, beweist nichts in jener Richtung. Man kann daher die in dem auf die Niederschrift des Gedichts folgenden Verzeichnis aufgeführten Gedichte keineswegs, wie dies HKA I, 2, S. 662 geschieht, ohne weiteres vor oder in den Oktober 1810 setzen. Von diesen Gedichten interessieren uns hier nun zwei: das „*Sonett an Brentano*“ und

„*Wie so leichte läßt sich's leben*“.

Ein an Brentano gerichtetes Sonett Eichendorffs ist, jedenfalls mit dieser Überschrift, nicht bekannt geworden. Nach meiner Überzeugung kommt aber nur ein einziges unter seinen gedruckten Sonetten hier in Frage: dasjenige nämlich, welches mit den Worten „Wir sind so tief betrübt, wenn wir auch scherzen“ beginnt und zuerst im 15. Kap. von „*Ahnung und Gegenwart*“¹²³ erscheint, dann in veränderter Fassung als „*An A... 2*“ in die Gedichtsammlung aufgenommen wurde.¹²⁴ Pissin¹²⁵ bringt es allerdings unter der Überschrift „*An H. Grafen von Loeben 2*“, und nach S. 167 soll ihm ein handschriftliches Exemplar aus Loebens Nachlaß vorgelegen haben. Ich glaube jedoch, daß es sich hier um einen der bei Pissin nicht seltenen Irrtümer¹²⁶ handelt, denn nach HKA I 2 S. 696 steht nur das erste der drei Sonette „*An A ...*“ mit der Überschrift „*An Heinrich Grafen v. Loeben*“ in dessen Nachlaßpapieren. Ferner aber weist der bei Pissin nach der Handschrift veröffentlichte Text des ersten Sonetts¹²⁷ eine Menge textlicher und vor allem auch orthographischer Abweichungen von der in S. W. 1864 gedruckten Fassung¹²⁸ auf, während sein Text des zweiten Sonetts wortwörtlich und orthographisch genau mit der Fassung in S. W. 1864¹²⁹ übereinstimmt. Endlich – und dies dürfte entscheiden – wick der ursprüngliche Text von „*Wir sind so tief betrübt*“ an mehreren Stellen erheblich von der in S. W. 1864 veröffentlichten Fassung ab, wie der Erstdruck in „*Ahnung und Gegenwart*“ zeigt.¹³⁰ Die Überschrift „*An A...*“ will nichts besagen, wie schon daraus hervorgeht, daß das erste Sonett nach der Handschrift nicht an einen A ..., sondern an Loeben gerichtet war. Übrigens würde „*A ...*“, wenn es keine fingierte Chiffre ist, doch durchaus nicht, wie HKA I 2 S. 696 meint, nur „*Astralis*“, d. h. Budde zu bedeuten brauchen, viel eher könnte man etwa an Arnim denken. Daß sich das Sonett aber wirklich auf Brentano bezieht, ergibt sich zunächst einmal aus den Zeilen 1, 5–8:

Wir sind so tief betrübt, wenn wir auch scherzen
 Du hast so schöne Worte tief im Herzen,
 Du weißt so wunderbare alte Weisen,
 Und wie die Stern' am Firmamente kreisen,
 Zieh'n durch die Brust Dir ewig Lust und Schmerzen.

Diese Verse passen genau auf den innerlich zwiespältigen, „alter Weisen“ kundigen Brentano. Man vergleiche aus Brentanos Werken selbst hierzu die Stelle im „*Godwin*“:¹³¹ „Lieber Leser, wenn Du wüßtest, wie traurig das ist, singen, fröhliche Lieder singen, und kaum die Lippe, viel weniger das Herz rühren zu können“ und sein Gedicht: „*Die lustigen Musikanten*“¹³² insbesondere die Stellen:

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
 Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
 Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
 Und möchte gern begraben sein.
 Auf's Tambourin muß rasch ich pochen –
Sind wir nicht froh? daß Gott erbarm!

Dazu nun bei Eichendorff selbst folgende Würdigungen Brentanos:¹³³ „eine so ungewöhnliche Natur mußte häufig verkannt und mißverstanden werden, indem die Welt

zu bequem ist, um genauer hinzusehen und im Scherz den Ernst, ‚das tiefe Leid im Liede‘ (Selbstzitat Eichendorffs aus ‚Ich kann wohl manchmal singen‘¹³⁴) zu erkennen.“ – (Brentano war) „selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete.“

Entscheidend ist dann aber vor allem, daß unser Sonett in „*Abnung und Gegenwart*“ gerade jener Schilderung der Rheinreise Friedrichs und Leontins¹³⁵ eingefügt ist, die, wie Weichberger¹³⁶ in wirklich frappierender Weise nachgewiesen hat, ganz von Arnims Schilderung seiner Rheinreise mit Brentano am Schlusse des „*Wintergarten*“¹³⁷ inspiriert ist. Es finden sich viele wörtliche Anklänge an Arnims Erinnerungsworte, und Weichberger meint mit Recht: „Eichendorff kannte jedenfalls das Erlebnis¹³⁸ ... und benutzte es, um seinem maßlos verehrten Clemens ein Standbild ohne Namen, aber von sprechender Ähnlichkeit zu setzen.“ Ein solches Denkmal ist eben auch unser Sonett, das ich daher wohl mit Recht als jenes von Eichendorff erwähnte „*Sonett an Brentano*“ in Anspruch nehme. Unter dem Eindruck jener Arnimschen Worte entstanden, scheint es gleichsam Arnim in den Mund gelegt zu sein, wofür die Zeilen 9–14 sprechen.

Die als „*Intermezzo*“ gedruckte Strophe „Wie so leichte läßt sich’s leben“¹³⁹ steht nach HKA I 2 S. 662 f. in erster Niederschrift ohne Titel zwischen Strophe 2 und 3 des Gedichts „*Zweifel*“.¹⁴⁰ Da sie in Versmaß, Zeilenzahl und Anordnung der Reime vollständig mit den Strophen dieses Gedichts übereinstimmt, muß dann aber angenommen werden, daß sie ursprünglich dazu gehörte und wohl nachträglich wegen des den Gedankengang und die Stimmung der übrigen Strophen störend unterbrechenden Inhalts ausgeschieden und selbständig veröffentlicht wurde.

Endlich noch einige weitere Bemerkungen.

Die Gedichte „*Der Morgen*“¹⁴¹ und „*Symmetrie*“¹⁴² weisen beide am Schlusse einen Vierzeiler auf, der im Versmaß von dem Vorhergehenden völlig abweicht und bei „*Symmetrie*“ auch gedanklich nichts damit zu tun hat. In dem ersten Falle („*Der Morgen*“) handelt es sich trotz der Gedankenverwandtschaft zweifellos um zwei selbständige Gedichte. Diese sind auch ganz unabhängig voneinander gedruckt worden: das erste im „*Tangenichts*“,¹⁴³ das zweite schon in „*Abnung und Gegenwart*“.¹⁴⁴ Letzteres ist auch selbständig in verschiedenen Faksimiledrucken bekannt,¹⁴⁵ während das erste auch in der Handschrift des Lustspielfragments „*Wider Willen*“ seinerseits selbständig vorkommt.¹⁴⁶ Ganz deutlich wird die Selbständigkeit beider Gedichte aber beim Abdruck in der ersten Ausgabe der Eichendorffschen Gedichte von 1837.¹⁴⁷ Hier sind beide Gedichte zwar unter der Überschrift „*Morgen*“ vereinigt, aber durch einen Strich voneinander getrennt, das zweite ist durch große Initiale als selbständiges Stück gekennzeichnet.¹⁴⁸ Im Abdruck der S. W. 1841/42 und der zweiten Auflage der Gedichte 1843¹⁴⁹ wurde dann diese Trennung verwischt, und ich führe dies darauf zurück, daß das zweite Gedicht hier auf einer neuen Seite beginnt und infolgedessen der Trennungsstrich versehentlich fortblieb. In der Folgezeit ist dieses Versehen dann nicht wieder bemerkt und nicht berichtigt worden. Bei „*Symmetrie*“ springt die frei-

lich schon beim Erstdruck¹⁵⁰ nicht kenntlich gemachte Selbständigkeit der beiden Teile noch mehr in die Augen: Der letzte Vierzeiler ist nicht nur ganz anders gebaut als das Vorhergehende, er schlägt vielmehr in seiner satirischen Zuspitzung den gehaltenen Ernst der ersten 6 Zeilen einfach tot, was Eichendorffs Art in keiner Weise entspricht.¹⁵¹ Es würde sich in beiden Fällen vielleicht empfehlen, die Trennung fortan durch einen Strich bemerklich zu machen.

Die Annahme im Vorwort der Herausgeber zu HKA III,¹⁵² daß Fouqué aus Eichendorffs brieflicher Mitteilung, er habe „*Abnung und Gegenwart*“ vollendet gehabt, „ehe noch die Franzosen in Moskau waren“, willkürlich gemacht habe: „ehe noch die Franzosen im letzten Kriege Rußland betraten“, ist jetzt durch die Veröffentlichung von Eichendorffs eigenem ursprünglichen Vorwort zu seinem Roman¹⁵³ widerlegt. Eichendorff sagt dort zu Beginn selbst: „Ich hatte diesen Roman vollendet, ehe noch die Franzosen im letzten Kriege Rußland betraten.“ Danach muß wohl angenommen werden, daß „*Abnung und Gegenwart*“, abgesehen von späteren Umarbeitungen in Einzelheiten, am 26. Juni 1812, dem Tage, an dem Napoleon den Njemen überschritt, bereits abgeschlossen war.

Und zum Schluß: Müssen die letzten Strophen des schönen Gedichts „*Möcht' wissen, was sie schlagen*“¹⁵⁴ wirklich dahin gedeutet werden, daß die Liebste tot ist? Man hat dies, wohl wegen der Stellung des Gedichts innerhalb der Gruppe „Totenopfer“, vielfach angenommen, und Karl Otto Frey¹⁵⁵ bezieht die Verse sogar auf das tote Käthchen von Rohrbach. Mir scheint vielmehr die Auffassung zutreffender und auch befriedigender, daß das Mädchen in dem fernen Grunde nur schlummert. Sie ruht ja im Mondschein, die „Löcklein“ fallen ihr „übers ganze Gesicht“ und sie träumt vom Liebsten! Auch die Art, wie das Lied in die Novelle „*Die Glücksritter*“ eingebaut ist, spricht für diese Auffassung, denn Klarinett, der es dort singt,¹⁵⁶ denkt dabei doch offenbar an seine – keineswegs gestorbene – Denkeli, die ja im Walde zu schlafen pflegt.¹⁵⁷

Aber, so wird man fragen, weshalb steht das Gedicht dann unter den „Totenopfern“? Nun, wir haben ja gesehen, daß Eichendorff hieran ganz unbeteiligt sein kann, denn die bis 1840 schon gedruckten Gedichte unterlagen ja nicht seiner Korrektur¹⁵⁸ und „*Die Nachtigallen*“ war bereits im Deutschen Musenalmanach für 1839 S. 123 f. gedruckt worden. Hermann v. E. hat das Gedicht dann 1864 ebenso wie den „*Nachruf an meinen Bruder*“ unter den „Totenopfern“ stehen lassen. Meiner Überzeugung nach aber gehört es als eines der schönsten Stücke in die Gruppe „*Frühling und Liebe*“!

¹ *Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff*, herausgegeben von Heinrich Meisner. Leipzig, Amelang, 1888, S. IX f.

² Ursprüngliche Überschrift im Manuskript: „*Abnung und Gegenwart. Ein Roman. Zueignung an die Freunde*“. Vgl. *Historisch-kritische Ausgabe* (HKA) Bd. I 1, 207 und I 2, 721. Zuerst gedruckt als Einleitungsgedicht im Liederanhang zum „*Taugenichts*“ und „*Marmorbild*“, Berlin 1826, Seite 201. (Die Angabe von Max Koch in „*Deutsche Nat. Lit.*“ Bd. 146, 2. Abtlg. Bd. II, Seite 261, dieses Einleitungsgedicht sei das ebenfalls „*An die Freunde*“ betitelte Gedicht „*Es löste Gott das lang verhaltne Brausen*“ gewesen, ist irrig.)

- 3 Zuerst gedruckt Fouqué's *Frauentaschenbuch* für 1818, S. 264 ff., jetzt HKA I 1, 173 f.
 4 a. a. O. 48 f., 33 f., 6 f., 34 f. und 3.
 5 a. a. O. X.
 6 *Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte*, Berlin o. J. (1906), 103 f.
 7 Vgl. z. B. die Ausgabe von Ludwig Krähe, Berlin, Deutsches Verlagshaus, o. J. (1908) I, 46, 146, 203.
 8 Euphoriön Bd. 15, 1908, S. 271.
 9 a. a. O. S. XV.
 10 a. a. O. S. 21 f.
 11 Die Stellen stehen in Arnims „*Die Gleichen*“, Berlin, Maurersche Buchhandlung 1819, S. 88 und 180, die dritte Stelle nochmals Seite 189 f.
 12 *Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*, Leipzig 1847, S. 98; *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, 3. Aufl. 1866, 2. Teil S. 59, Neuausgabe von W. Kosch S. 362.
 13 HKA VI S. 96 ff.
 14 a. a. O. S. 96 Zeile 30 bis S. 97 Zeile 10.
 15 HKA I 1, 219.
 16 a. a. O. S. 88.
 17 HKA I 1 S. 219 Zeile 5–8.
 18 Tagebuch vom 2.2.1808, HKA XI S. 223.
 19 *Bedeutung der neueren romantischen Poesie* S. 91 ff., *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*, 3. Aufl. Bd. II S. 53 ff. (Ausg. Kosch S. 357 ff.), *Zur Geschichte des Dramas*, 2. Aufl. 1866 S. 151 ff., s. auch „*Erlebtes*“ HKA X S. 421 ff.
 20 HKA III S. 153 ff.
 21 *Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores*, Berlin, in der Realschulbuchhandlung, o. J. (1810).
 22 *Dolores* a. a. O. Bd. I, S. 259 ff., 329 ff.
 23 HKA IV S. 186 ff., insbesondere 193 f.
 24 *Dolores* a. a. O. I, S. 259; HKA IV S. 186 f.
 25 s. das Register zu den Anmerkungen S. 559 unter „Arnim“ und die dort aufgezählten Stellen.
 26 *Dolores* a.a.O. I S. 329 ff.
 27 HKA III S. 115 f.
 28 Dasselbst S. 40 ff.
 29 *Dolores* a. a. O. I, 346 f.
 30 HKA III, 189 Zeile 9 ff.
 31 *Eichendorffs Lyrik. Ihre Technik und ihre Geschichte*. Prag 1908, insbesondere S. 185 ff.
 32 *Eichendorffs Lyrik*, Köln 1911, s. das Register der Parallelstellen unter „Arnim“.
 33 *Dolores* a. a. O. I, 47 (in späteren Drucken heißt es: „Mir ist zu licht zum Schlafen“).
 34 HKA I 1, 43.
 35 HKA I 1, 280.
 36 *Dolores* a. a. O. I, 73 ff.
 37 HKA I 1, 130.
 38 *Ariels Offenbarungen*, Göttingen 1804, S. 152.
 39 HKA I 1, 80.
 40 Ebendasselbst.
 41 *Ariels Offenbarungen* a. a. O. S. 165 ff.
 42 HKA I 1, S. 78 ff.
 43 HKA I 1, 132 ff.
 44 *Dolores* a. a. O. I S. 329 ff.
 45 HKA I 1 S. 57.

- 46 HKA IV S. 259 f.
 47 [alt: 48] HKA I 1, 72.
 48 [alt: 47] *Ausgewählte Werke*, herausgegeben von Max Morris, Leipzig, Max Hesse, III 146.
 49 Ausgabe Morris I 21 f.
 50 Die beiden letzten Strophen dieser von Hermann von Eichendorff vervollständigten Fassung bei Meisner a. a. O. S. 25 f. als selbständiges Gedicht veröffentlicht! Das ganze Gedicht gekürzt und mit den Abänderungen Hermanns von Eichendorff als „*Lied des Armen*“, *Sämtliche Werke*, 2. Aufl. 1864 (Fortan S. W. 1864 zitiert) Bd. I S. 271 f.
 51 HKA I 1, 403.
 52 Ausg. Morris, Bd. II, S. 177 ff., speziell S. 201.
 53 S. W. 1864 Bd. I, 691 f., auch HKA I 2, S. 607 f.
 54 Bedeutung der neueren romantischen Poesie 1847 S. 97, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, 3. Aufl. 1866, Bd. II S. 58, Ausg. Kosch S. 362.
 55 Teilweise abgedruckt im „*Wächter*“ Bd. 5, 1922, S. 555 ff., hier speziell S. 567 Anm. 5.
 56 HKA IV S. 77.
 57 *Arnims Novellen*, Ausg. Wilh. Grimm, Leipzig 1842, Bd. 5 S. 180 f.
 58 a. a. O. S. XI.
 59 *Kürschners Deutsche Nat.-Lit.*, Bd. 146, 2. Abt. Bd. I S. XCVI.
 60 *Eichendorffs Jugenddichtungen*, Berlin, C. Vogt, 1894, S. 10 f.
 61 *Der junge Eichendorff*, Oppeln, Maske, 1898 S. 109 f.
 62 *Sämtliche Werke*, herausgegeben von seinen Freunden, Grimma o. J. Bd. II, S. 3–13.
 63 Faksimiliert in *Kürschners Dt. Nat.-Lit.* Bd. 151, S. 7 ff.
 64 HKA IV S. 163 Z. 35 ff.
 65 *Bedeutung der neueren romantischen Poesie* S. 159, *Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands* 3. Aufl. 2. Teil S. 111 (Ausg. Kosch S. 415).
 66 Sehr ergiebiges Material über ihn bringt Franz Schumachers Darstellung *Aurora* V (1935) 58 ff.
 67 HKA I 1 S. 317 f.
 68 I S. XV.
 69 *Eichendorffs Werke*, Bibliographisches Institut, Leipzig u. Wien, o. J. (1891).
 70 *Joseph von Eichendorff. Sein Leben und sein Werk*, München 1922, S. 460.
 71 S. dessen Eichendorffausgabe a. a. O. I S. 405.
 71a Ist Textvorlage für HKA I 1 gewesen.
 72 HKA XIII S. 300 ff., insbesondere S. 302.
 73 *Aurora* I (1929) S. 67 f.
 74 HKA XIII S. 25 ff.
 75 Joseph an Loeben vom 3. Okt. 1814, *Aurora* 1929 S. 70 ff.: „Gott sei Dank! unser Wilhelm lebt auch. Ich habe mehrere verspätete Briefe an Einem Tage von ihm erhalten“.
 76 Für „*Dichter und ihre Gesellen*“ hat dies schon Helene Elsholtz (a. a. O. S. 567 Anm. 8) vermutet.
 77 HKA IV, 137.
 78 HKA XIII, 30.
 79 HKA XIII, 243 ff.
 80 HKA I 1, 187.
 81 HKA XIII, 237 ff.
 82 HKA III, 107 Z. 33 ff., vgl. die Anmerkung dazu S. 496.
 83 HKA I 1, 312 f.
 84 An Wien denkt auch HKA I 2 S. 747.
 85 Der Schriftwechsel beider Dichter HKA XIII, 221 u. XII, 224 f., das Gedicht mit gleicher Überschrift wie das Manuskript in „*Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Grätz in Steiermark. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte, von 126 deutschen Gelehr*

- ten Schriftstellern und Dichtern diesem Zweck gewidmet. Mit einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer“, Braunschweig, Wien und Gratz 1857, S. 19–24.
- 86 I S. 248 ff.
- 87 Das hebt insbesondere auch Ranegger in seinem Aufsatz „Erinnerungen an Karl Freiherrn von Eichendorff“, *Aurora* V (1935), S. 105 hervor, s. ferner HKA I 1 S. XIV.
- 88 Nach Hilda Schulhof, *Die Textgeschichte von Eichendorffs Gedichten*, Zeitschrift für Deutsche Philologie, Bd. 47 (1916) S. 75, stehen diese zwei Gedichte in der Handschrift des Märchens „*Libertas und ihr Frei-er*“ und sind von Hermann v. E. für den Druck frei bearbeitet worden!
- 89 *Zu Besuch bei Eichendorffs*, Deutsche Zeitung 1918 Nr. 295.
- 90 *Joseph von Eichendorffs satirische Novellen*, Marburger Dissertation 1915 S. 57 f.
- 91 S. W. 1864 Bd. III S. 443 f., 447 f., 460, 468.
- 92 Veröffentlicht von Karl von Eichendorff im „*Wächter*“ Bd. I, 1918, S. 84.
- 93 *Dtsch. Nat.-Lit.* Bd. 146, 2. Abt. II, 309, Anm.
- 94 HKA I 2 S. 781.
- 95 a. a. O. S. 49.
- 96 HKA I 1, 49.
- 97 S. W. 1864 I, 443 f.
- 98 Zuerst S. W. 1864 I S. 467 f., nach Hermann v. E. 1829 entstanden.
- 99 Gedichte 1821/23, Dresden, Hilscher, I S. 293 und Neue Ausgabe 1841 Berlin, Reimer S. 175, auch schon im „*Runenberg*“, *Taschenbuch für Kunst und Laune*, 3. Jg., Köln 1804, dann „*Phantasus*“ 1812 I 239 ff. und Schriften, Berlin 1828, IV 214 ff.
- 100 „*Krieg den Philistern*“, Berlin 1824, S. 143 ff., jetzt HKA I 1 S. 90 f.
- 101 HKA I 1 S. 88.
- 102 s. HKA 12 S. 669 u. Pissin a. a. O. S. 22 f. („*Ermunterung*“).
- 103 „*Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers*“. Von Isidorus (Orientalin), Mannheim, Schwan- und Götzische Buchhandlung, 1808.
- 104 Abgedruckt *Aurora* I (1929) S. 78.
- 105 HKA I 1, 431.
- 106 „*Ahnung und Gegenwart*“, Nürnberg 1815 S. 285 f., HKA III S. 201.
- 107 *Aurora* I (1929) S. 57 ff.
- 108 Vgl. z. B. Ewald Reinhard, *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* 2 (1927) S. 84 ff.; Karl Otto Frey, „*Eichendorffs Käthchen*“ in *Neue Heidelberger Jahrbücher*, Neue Folge, Jahrbuch 1938 S. 78 f., Anm. 20.
- 109 Vgl. die gute Zusammenstellung HKA XIII S. 273 ff.
- 110 HKA XII S. 111 und öfters, XIII S. 205 ff.
- 111 Vgl. HKA VI S. 8 ff.
- 112 HKA XII S. 198 ff.
- 113 *Kürschners Dtsch. Nat. Lit.*, Bd. 154 S. 268.
- 114 Jahrgang 3, 1888, Heft 11 S. 313.
- 115 a. a. O. S. 14.
- 116 HKA X S.374 Z.30–31.
- 116a **[Hier fehlt der Text zur Fußnote, die im Haupttext allerdings vermerkt ist.]**
- 117 Das Verzeichnis ist abgedruckt HKA I 2 S. 662 bei „*Intermezzo*“.
- 118 *Aurora* VII (1937) S. 133.
- 119 *Aurora* VII (1937) nach S. 80, ferner „*Wächter*“ XX (1938) Heft I vor S. I, dort nur Strophe I und 4, das Verzeichnis fehlt ganz.
- 120 *Zeitschrift für Deutsche Philologie* Bd. 47 (1916) S. 77.
- 121 HKA I 2 S. 662.
- 122 HKA III S. 117.
- 123 Erstdruck 1815 S. 289, jetzt HKA III S. 203.

- 124 HKA I 1 S. 147 f.
 125 a. a. O. S. 5.
 126 Vgl. meine Rezension des Pissinschen Buches Euphorion Bd. 15 (1908) S. 268–276.
 127 a. a. O. S. 4.
 128 I 363.
 129 I 363 f.
 130 Erstdruck 1815 S. 289, dieselbe Fassung auch HKA III S. 203.
 131 Ausgabe von Anselm Ruest, Berlin, Seemann Nachf. o. J. S. 468.
 132 Dasselbst S. 469 ff., auch *Ausgewählte Werke*, herausgeg. v. Max Morris, Leipzig, Max Hesse I S. 1 ff.
 133 Die erste Stelle in „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“, 3. Aufl. S. 117 (Ausg. Kosch S. 421), die zweite im „*Erlebten*“, HKA X S. 422.
 134 „*Wehmut F*“, HKA I 1 S. 81, Schlußzeile.
 135 HKA III S. 195 ff., siehe besonders die Anmerkungen S. 522 zu S. 196 Zeile 19 u. S. 523 f. zu S. 200 Zeile 21.
 136 Untersuchungen zu Eichendorffs Roman „*Abnung und Gegenwart*“, Jenaer Dissertation 1901 S. 33.
 137 S. W. Neue Ausg. Berlin 1853/56 Bd. XII S. 243.
 138 Eichendorff las in der Tat den „*Wintergarten*“ im Dez. 1811, s. HKA XI S. 303 f. unterm 20. und 26. Dez.
 139 HKA I 1 S. 65.
 140 Dasselbst S. 114.
 141 Dasselbst S. 35.
 142 Dasselbst S. 155.
 143 Ausgabe 1826 S. 50 f.
 144 Ausgabe 1815 S. 52.
 145 *Eichendorffausgabe* v. R. Dietze a. a. O., *Geschichte der Dtsch. Lit.* von Dr. F. Vogt und Dr. Max Koch, Bibliographisches Institut Berlin u. Wien; „*Der Wächter*“ I (1918) Heft 2.
 146 *Castelle, Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs*, Münster 1907, S. 98.
 147 Dasselbst S. 38.
 148 So auch schon HKA I 2 S. 654.
 149 An beiden Stellen S. 34 f.
 150 *Gedichte 1837* S. 150.
 151 Die sowohl bei Nadler (a. a. O. S. 152, vgl. die Anmerkung 2 auf S. 146) wie in HKA I 2 S. 697 unrichtig zitierte Parallelstelle zu den ersten 6 Zeilen bei Tieck sei hier einmal genau angegeben: sie findet sich in Tiecks Gedicht „*Abend*“ und steht zuerst in A. W. Schlegels und Tiecks *Musenalmanach für 1802* S. 116, dann in Tiecks *Gedichten* Dresden 1821/23 Bd. 1 S. 143 und endlich in der *Neuen Ausg. d. Gedichte* Berlin 1841 S. 31 f.
 152 Dasselbst S. XIV.
 153 *Aurora V* (1935) S. 10 f.
 154 „*Die Nachtigallen*“, HKA I 1 S. 329.
 155 Eichendorffs *Käthchen*, a. a. O. S. 59, 62.
 156 S. W. 1864 Bd. III S. 394.
 157 Dasselbst S. 402.
 158 s. oben zu „*Nachruf an meinen Bruder*“.

Deutsche Heimat im Werk Caspar David Friedrichs

Günther Grundmann

Dem Bekannten die Würde des Unbekannten zu geben, bedeutet in der Malerei nicht eine Idealisierung des Natureindrucks, sondern eine Überhöhung des Naturerlebens. Insofern steht das Werk des großen nordostdeutschen Landschaftsmalers Caspar David Friedrich (geboren am 5. September 1774 in Greifswald, gestorben am 7. Mai 1840 in Dresden) im Gegensatz zur Tradition der Landschaftsmalerei des 18. Jahrhunderts, die ihr Vorbild und ihren kaum erreichten Lehrmeister in Claude Lorrain sah. Die geschönte und gefällige Komposition mit überlegter Abstimmung des Vordergrundes auf Mittel- und Hintergrund, die Rahmung des Tiefenblickes durch seitliche Baumgruppen, die Belebung durch zierliche Staffagen, die gleichsam künstliche Lichtführung sollten im Betrachter jene angenehmen Vorstellungen erzeugen, wie er sie etwa im zeitgenössischen Theater, Schäferspiel oder Ballett erlebte – mit einem Wort, seine Phantasie galt es mit den Mitteln einer bis zum äußersten gesteigerten Illusionskunst anzuregen.

Dieser völlig einheitlichen Welt des 18. Jahrhunderts, deren geistige und künstlerische Anschauungen sich mit der gesellschaftlichen Sozialstruktur und materiellen Lebenshaltung deckten, war mit der Jahrhundertwende eine Grenze gesetzt worden. Längst vorbereitet im Geistigen, war es die gestürzte Gesellschaft selbst, die sich anstelle ihrer entthronten Götter neue Altäre errichtete: Altäre der Bildung und Humanitas, der betonten Einfachheit und der Naturwahrheit.

So trat auf künstlerischem Gebiet mit der Forderung nach edler Einfalt und stiller Größe die klassische Baukunst des Altertums ihren Siegeszug durch Europa an und so führte ein durch Rousseau entdecktes Naturgefühl auch eine neue Landschaftsmalerei herauf, die für ihr Wollen in der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts entscheidende Anregung suchte. Vorkämpfer und Bahnbrecher dieser neuen Landschaftsmalerei wurde der Sohn der vorpommerschen Tiefebene Caspar David Friedrich.

Ausgangspunkt für Friedrich war die Heimat, in der er aufwuchs. Seine Bilder der Vaterstadt Greifswald, der Insel Rügen, der Klosterruine Eldena, der Ostseeküste, der Wiesen und Weiden, der Moore und Eichenwälder sind Zeugnisse eines bisher nicht in dieser Ichbezogenheit erlebten Heimatbewußtseins. Friedrich malte seine nächste Umgebung nicht nur ab, sondern er sah sich in dieser heimatlichen Umgebung mit ihren wechselnden Stimmungen der Tages- und Jahreszeiten, der Wolken und Nebel oder des klaren Sonnenscheins widergespiegelt. Ihn verlangte es, die Übereinstimmung des Menschen, dieses, differenzierten Stimmungen ausgelieferten Wesens, mit der Landschaft und ihren wechselnden Stimmungen in seinen Bildern nachempfinden zu lassen.

Und als er in Dresden eine zweite Heimat gefunden hatte, war es das deutsche Mittelgebirge elbaufwärts, das böhmische Hügelland, war es das schlesisch-böhmische Riesengebirge, die ihm in gleicher Weise zum Motiv seiner heimatgebundenen Landschaftskunst wurden.

Friedrichs Kunst ist weder ohne das durch die Heimat geoffenbarte Naturgefühl noch ohne das durch die Natur geoffenbarte Gottesbewußtsein zu denken. Sie ist von einem pantheistischen Ethos erfüllt, das in jeder Landschaft, der seine Darstellung galt, zugleich eine Schöpfung Gottes und damit eine Offenbarung Gottes sah. Seine Bilder wurden Ausdruck des Lebens der Erde aus der Hand Gottes. In diesem Sinne sprach sein Dresdener Freund Carus von Friedrichs Erdlebenkunst.

Die Wirkkräfte der Natur gestalteten das Land, schieden es vom Wasser, türmten die Berge und ließen hier spärliches Dünengras, dort saftige Wiesen und Wälder entstehen und gaben dem Menschen den ihn bestimmenden Lebensraum. Davon auszusagen und den Betrachter des Bildes in die Aussage einzubeziehen, ihn sich im Bild mit der so oft wiederkehrenden Rückenfigur identifizieren zu lassen, das bewirkt die eigenartige Magie seiner Schöpfungen.

In Friedrich begegnen sich die beiden die großen Geister der Zeit bewegenden Strömungen: Klassizismus und Romantik. In der Anlage seiner Bilder, d. h. in der Linearität der Formbegrenzungen, der Einfachheit der Bildelemente, in der Sparsamkeit der Farbe und Pinselführung, in der Allgemeingültigkeit der entlokaliserten Motive und der stillen Einfalt des Ausdrucks ist er Klassizist, hervorgegangen aus der während der Kopenhagener Akademiezeit erlebten Begegnung mit der Antike. Aber in der Gebundenheit seiner Motive an den heimatlichen Urgrund, in der religiös pantheistischen Sphäre der Stimmungsgelalte seiner Landschaften, in seiner mit der Natur übereinstimmenden seelischen Lage, die das Bild vermittelt, ist er Romantiker.

So hineingestellt in seine Zeit und ihre geistige Doppelgesichtigkeit mußte er ein Einsamer sein und früh vergessen werden. Daß er in seiner Einsamkeit ein Brennender, ja ein Verbrennender war, wußten nur die ganz wenigen, die ihm näher standen. Sie sahen in ihm das, was man in der gleichzeitigen Dichtkunst einen Sänger nannte, dessen Verse den Ton des Volksliedes oder der Sage fanden. Ihrer gab es nicht wenige von Mathias Claudius bis zu Joseph von Eichendorff. Unter den Malern gab es nur diesen einen Caspar David Friedrich. Das tiefe Eingebettetsein in Gottes Schöpfung, das Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen und der Glaube an die ewigen Mächte der göttlichen Natur befähigten ihn, aus seinen Bildern die beseligende Ruhe und die schmerzliche Melancholie strömen zu lassen, kurz: Begrenztheit im Erdhaften und Unbegrenztheit in den Himmelszonen waren die Sinnbilder der menschlichen und göttlichen Existenz.

Friedrich wuchs in der nordostdeutschen Raumweite auf, hier begegnete sich die dem Land gesetzte Grenze mit der unermeßlichen Horizontweite des Himmels und des Meeres. Hier fügten sich die menschlichen Siedlungen mit den zarten Silhouetten der Dächer und Türme der Städte in die große beherrschende Horizontale ein. Erstaunliche Bilder entstanden in einer Zeit, die solche Vereinfachung und solche Bildleere bisher nicht gekannt hatte, wie der *Mönch am Meer* oder die *Wiesen bei Greifswald*.

Grau und schwer lastete der Winter über den endlosen Feldern und kahlen Eichen, ein­förmig bedeckte das Leichentuch des Schnees die Ruinen des Klosters oder einer Kirche, lautlos bewegte sich ein Leichenzug durch die einsame Öde. Auch das waren Bilder der Heimat, Bilder der Ruine Eldena, noch nie gesehene Landschaften, die nichts mit der Heiterkeit der Rokokomalerei zu tun hatten.

Segelschiffe im Hafen, Fischerboote im Meer wurden zu Trägern der Sehnsucht, zu Sendboten in das Unendliche, Hünengräber und Grabmale von Helden zu Mahnern einer verlorenen vaterländischen Freiheit.

Und dieser düstere Unterton dringt immer wieder durch, wenn vor dem Auge des Malers die Kähne elbabwärts gleiten und er aus der Enge der kahlen Atelier-Stube ihnen auf der Fahrt zum Meer nachblickt; er gewinnt die Oberhand im Durchwandern jener kahlen mächtigen Granithöhen des Riesengebirges, wenn die Nebel brauen oder der Mond durch die Wolken bricht, der Sturm heult oder das verlorene Lied einer Hirtenflöte das Ohr trifft. Immer wieder verdichtet sich das Erlebnis dieses seltsam alten Gebirges, das Friedrich 1810 mit seinem Malerfreund Kersting durchwanderte, in den nach knappen Bleistiftskizzen geschaffenen Atelierbildern wie den unendlich kahlen und einsamen Gemälden des Ziegenrückens der Berliner Nationalgalerie oder der bizarren Felsenschlucht mit ihren ins Leere greifenden Baumriesen, dem Hamburger Bild der schleichenden Nebel über moorige Hochflächen mit den unheimlichen schwarzen Wasseraugen. Und betrachtet man das Gemälde: Zwei Freunde im Anblick des Mondes, so fühlt man sich gleichsam als unsichtbarer Begleiter des Freundespaars, das an der Grenze des Gebirgswaldes stehend völlig in die Natur zu versinken, in ihr unterzugehen scheint und selbstvergessen nur noch schweigt.

Erst im Abstieg, insbesondere aber in der nordböhmischen Hügellandschaft um den Milleschauer, wird das Herz gleichsam wieder froh und davon legen zwei der köstlichsten Bilder Friedrichs, die Landschaften mit dem Baum der Dresdner Galerie und die Landschaft mit den zwei Bäumen der Stuttgarter Galerie Zeugnis ab. Sie haben etwas so Befreiendes und Beglückendes an sich, wie ein Wanderlied von Eichendorff, man spürt den allen Schmerz heilenden Wohllaut der Natur, die sich gleich einem Garten Gottes dem Wanderer erschließt und ihn genesen von aller Lust und aller Pein entläßt. So durchzieht ein immer neues sich Verschmelzen mit der Natur die Landschaftsbilder Friedrichs. In ihnen hat sich ein neues Heimatethos ausgesprochen, das nichts zu tun hat mit jenen rührenden Zeugnissen gutgemeinter Heimatkunst, wie sie allenthalben im Sinne der in Mode kommenden Folklore im Lauf des 19. Jahrhunderts üblich wurde. Dieses Heimatethos ist vielmehr Ausdruck einer sehr bewußten Künstlerpersönlichkeit, die den Heimatraum zu einem Weltraum ausweitete, die das objektiv Gegenständliche in den Bereich des Allgemeingültigen erhob. Es ist das gleiche Heimatethos, aus dem heraus ein Dichter wie Gerhart Hauptmann die Kraft der Gestaltung seines die ganze Menschheit umfassenden Werkes schöpfte.

Alles echte künstlerische Schaffen erhebt sich so über das Gebundene in die große Freiheit des Schöpferischen. Der Schöpfungsakt bedeutet immer Befreiung. Caspar David Friedrich schuf ein wahrhaft symbolisches Bild des sich Loslösens aus den dem

Menschen gesetzten Grenzen mit dem „*Kreuz im Gebirge*“. Auch hier ist die motivische Komposition dem Riesengebirgsskizzenbuch in mancherlei Einzelheiten entnommen. Sie mögen in der Nähe der Schneekoppe beobachtet sein. Entscheidend aber war für den Menschen aus der norddeutschen Tiefebene das einzigartige Erlebnis des Sonnenaufganges auf dem höchsten Gipfel des Kammes. Hier gewährte das Auge des Malers staunend den Glanz des Gestirns, das Sinken der Nebel, das Verlöschen der Nacht. „Helios – wälze dein Flammenmeer! Sieh, er wälzt es hinauf ...“ so hatte Heinrich von Kleist im Fremdenbuch der Schneekoppe seinen Dithyrambus beschlossen, als er das gleiche Schauspiel wie der Maler erlebt hatte. Friedrich aber gestaltete in Linien und Farben, was ihm zu sagen verwehrt war: Inmitten der aus den Nebeln sich lösenden Felsen, getroffen vom Strahl des Gestirns, das den Himmel mit Feuer übergießt, ragt als Sinnzeichen der Erlösung das Kreuz, zu dem der Mann die Frau hinaufzieht. So wie das Licht die Finsternis überwindet, überwindet der Glaube an die göttliche Sinnggebung in der Natur die Bedrängnis und Furcht des Menschen. Daß aber diese gegenständliche Aussage durch Kreuz und Figuren nur in kleinstem Maßstab und in zartester Silhouette in dem großen Bild erkennbar ist, läßt das Naturereignis selbst zum Wesentlichen werden.

Im Anblick von Friedrichs Bildern bleibt in der Tat die Landschaft immer das Eigentliche, Figuren sind höchstens Hilfsmittel. Das entscheidende Anliegen ist die Natur. Ihre Wiedergabe wird für Friedrich zu einer fast gottesdienstlichen Handlung, aus reinem Herzen entstanden und in Andacht vollendet. Einst nur Wenigen zugänglich, über Jahrzehnte vergessen, hat erst das 20. Jahrhundert den hohen künstlerischen Wert und die kunstgeschichtliche Bedeutung der Gemälde Friedrichs erkannt. Unsere Zeit vermag ihnen vielleicht noch einen tieferen Sinn zu geben, denn ihr sind durch den Verlust der Heimat Friedrichs Landschaften zum Symbol des Heimaterbes geworden.

„Vom Lenz, der nimmer endet“

Zu dem Sonett: „Das Alter“ von Joseph von Eichendorff

Ilse Molzahn

„Hoch mit den Wolken geht der Vögel Reise,
Die Erde schläfert, kaum noch Asten prangen,
Verstummt die Lieder, die so fröhlich klangen,
Und trüber Winter deckt die weiten Kreise.

Die Wanduhr pickt, im Zimmer singet leise
Waldvögelein noch, so du im Herbst gefangen.
Ein Bilderbuch scheint alles, was vergangen,
Du blätterst drin, geschützt vor Sturm und Eise.

So mild ist oft das Alter mir erschienen:
Wart' nur, bald taut es von den Dächern wieder,
Und über Nacht hat sich die Luft gewendet.

Ans Fenster klopft ein Bot' mit frohen Mienen,
Du trittst erstaunt heraus – und kehrst nicht wieder;
Denn endlich kommt der Lenz, der nimmer endet.“

Aus der Fülle der Gedichte von Joseph von Eichendorff möchte ich eins herausgreifen und zwar ein Sonett, gar nicht so sehr bekannt, um es dem Leser und Eichendorffliebhaber wieder einmal nahe zu bringen, es heißt „Das Alter“ und erschien mir immer als das schönste Gedicht unseres großen schlesischen Dichters. Der Reiz des Sonetts besteht in dem Zueinander von Bewegtheit und Ruhe, von abklingenden Daseinsgefühlen und geduldig, beschaulichen Hingenommenseins, um am Ende, in einem einzigen Satz den Durchbruch zu vollziehen zu letzter vollkommener Erfüllung. Beginnend mit der fast stürmisch sich aufschwingenden Zeile „Hoch mit den Wolken geht der Vögel Reise“ sind wir sogleich in eine herbstliche Landschaft versetzt. Wolken ziehen, der Vögel Zug rauscht über uns dahin, Aufbruch und Bewegung, Wechsel von Schatten und Licht sind greifbar nahe, ja, wir werden mit emporgerissen und sind bereit, diese herbstliche Fahrt mit Vögeln und Wolken mitzumachen.

Doch in den nächsten Zeilen gleitet der Strom schon abwärts, nieder zur Erde, die „schläfert“, zu den Asten, die „kaum noch prangen“. Es beginnt der statische Zustand naturhafter Schwere; das Alter ist da. Vor das geistige Auge des Betrachters tritt erschreckend nahe das Bild des Winters, „trübe“ wird er genannt und er „deckt die weiten Kreise“.

In der zweiten Strophe nimmt uns Geborgenheit auf. „Die Wanduhr pickt“, während vom „Waldvöglein, so du im Herbst gefangen“, gesagt wird, daß es leise singt. Über diesem Picken der Uhr, dem gleichmäßigen Klopfen verrinnender Zeit – Mahnung des Vergänglichen, das unerbittlich sich vollzieht – schwebt die traumhafte Melodie des Vogellieds als ein zartes Retardando beschaulichen Verweilens.

Aber es ist ein gefangener Vogel, der dort in seinem Käfig singt, gefangen aus kluger Voraussicht, um ihn vor den Klauen des Frostes zu retten und zwiefach gefangen ist der alte Mann, der in der behaglichen Stille des Raums dem Zeichen der stetig tickenden Uhr lauscht, dem Traumlied des gefangenen Vogels. Aber er wird nicht elegisch. Er empfindet diesen Zustand seines Lebens, wo ihn Alter und Winter gleichermaßen gefesselt halten und einschnüren, als etwas durchaus Folgerichtiges. Der friedlich Dasitzende gerät ins Träumen und Sinnen, das Gewesene verliert seine Wirklichkeit. „Ein Bilderbuch scheint alles, was vergangen“, heißt es, „Du blätterst drin, geschützt vor Sturm und Eise“.

Nicht mehr und nicht weniger wird gesagt, aber wir wissen, daß der alte Mann zufrieden ist. Befreit von allen irdischen Wünschen und Trieben steht er dicht vor der Schwelle jenes Augenblicks, zu dem er sagen darf: verweile doch, du bist so schön, den der andere große Dichter nur erhoffte, aber wohl kaum erreichte, wo nach christlicher Vorstellung die erlöste Seele ewiger Anschauung und Seligkeit teilhaftig wird. Wenn Frömmigkeit das vertrauensvolle Sich-dem-Sein-überlassen bedeutet, so ist unser alter Mann fromm zu nennen. Während er in seinem Leben blättert, wie in einem Bilderbuch, schließt sich der Kreis, heben sich Anfang und Ende seines Daseins auf. Davon steht nichts direktes in dem Gedicht. Eichendorff hat es nicht nötig, den alten Mann, in dem er sich selbst erkennt, philosophieren oder über christliche Tröstungen etwas aussagen zu lassen, auch wenn gerade er dazu berufen wäre, weil er, in sich geschlossen eine unangreifbare Substanz darstellt und niemals aus dem Gesetz, „zu dem er angetreten“, herausgefallen ist.

Dieser Gefangene des Winters und des Alters macht sich keine Gedanken über metaphysische Probleme. In seiner schlichten, naturhaften Betrachtung ist alles enthalten, was Glaube, was Frömmigkeit in Wahrheit sind. So heißt es denn auch nur „So mild ist oft das Alter mir erschienen“. Summe aller Lebenserfahrungen enthält diese Verszeile, die gleichzeitig den Zustand träumerischer Versunkenheit beendet. Mit einer Hinwendung zur wieder vorhandenen Wirklichkeit, als da sind: Winternacht, Eis, Erstarrung der Natur, beginnt eine neue Situation, denn solange der Mensch lebt, wird er hoffen. Hoffnung regt auch ihre Flügel in dem alten Mann. „Wart’ nur“, sagt er, „bald taut es von den Dächern wieder – und über Nacht hat sich die Luft gewendet.“ Ganz unmerklich beginnt diese Wandlung vom Winter zum Frühling, vom Vogel im Käfig zum freien Vogel der Wälder, vom Dasein eines alten Mannes, in der Fessel seiner körperlichen Existenz, hin zu einer stummen aber doch großen, bedeutungsvollen Erwartung. Diese wird nicht getäuscht. „Ans Fenster klopft ein Bot’ mit frohen Mienen“, so beginnt die letzte Strophe. Vielleicht erschrak der alte Mann, in seiner nur durch ein Vogellied, durch das Ticken der Uhr belebten Einsamkeit, als er das Klopfen hörte und jenes Gesicht am Fenster sah. Aber nichts wird davon erwähnt. „Du trittst

erstaunt heraus“, berichtet das Gedicht. Keine Umschweife werden gemacht, keine Frage wird laut: was willst du, Bote? Weder geht eine Tür auf, noch schlägt sie zu, alles Geräusche, die uns wissen ließen, daß der alte Mann noch in seiner ganzen Wirklichkeit an das Leben gebunden ist. Nichts von alledem. Worte, Mauern und Wände sind schon dahingesunken, ein Mensch ist gegangen – „und kehrst nicht wieder“, heißt es. Sanft gleitet ein Vollendeter über die Schwelle und der Tod wird empfangen, als wenn er der Frühling selber wäre. Kein matter Seufzer des Erlöstseins beschließt dieses unvergleichliche Gedicht, im Durchbruch des Verhaltenden, Träumerischen und Beschaulichen, das bislang vorherrschend war, ertönt es wie ein Jubelschrei: „Denn endlich kommt der Lenz, der nimmer endet.“ Das „gewendet“ der vorletzten Strophe schwebt gleichsam in der Luft, bis das letzte Wort „endet“ in der letzten Zeile es auffängt und mit ihm in einer wahren Klangseligkeit zum Himmel emporgetragen wird.

Damit schließe ich diese kleine, gewiß laienhafte, Betrachtung des Sonetts „Das Alter“ von Joseph von Eichendorff in der Hoffnung, daß das, was ich nur in Prosa sagen konnte, mit dazu beitragen möge, gerade diesem Gedicht sich zuzuwenden, weil es wie kein anderes den letzten und tiefsten Sinn des Alters erschließt.

Während ich mich damit beschäftigte, fiel mein Blick auf eine Skizze des viel zu früh dahingegangenen Zeichenlehrers und Graphikers der Breslauer Akademie: Paul Holz, die er flüchtig auf eine gewöhnliche Postkarte hingeworfen hatte und kurz vor seinem Tode mir gleichsam als letzten Gruß sandte. Unterschrift: „Denn endlich kommt der Lenz, der nimmer endet.“ Paul Holz war ein großer Verehrer Eichendorffs und vor allem auch dieses Sonetts, das Anlaß zu der kleinen Skizze wurde. Mit der Zeit nahm die Gestalt des alten Mannes die Züge des großen Künstlers und Menschen Paul Holz für mich an. Ja, es war sein Selbstbildnis, jener gebeugte Mann in der Umrahmung des Lehnstuhls, den er gezeichnet hatte, dem das kniende Kind, als die Lenzerscheinung schlechthin, mit weit ausgebreiteten Armen, in einem Händchen ein paar Blumen entgegenstreckt.

Paul Holz, wenn auch noch fern dem Alter, so doch schon vom Abschied gezeichnet, hielt ständig seine „Zwiesprache mit dem Tode“, wie er es nannte. Und so empfand er auch wohl in dem geliebten Gedicht vom Lenz, der nimmer endet, das Gleiche, das auch ihn bewegt: daß der Tod im Grunde genommen nur ein Erwachen vom Leben ist.

[Abb.: C. D. Friedrich, *Kreuz im Gebirge (Riesengebirge)*. Verwaltung der ehem. staatl. Schlösser und Gärten / Berlin-Charlottenburg / C. D. Friedrich, *Riesengebirgslandschaft*. Städtische Museen Königsberg]

Eichendorffs Lyrik im Urteil von Mit- und Nachwelt

Franz Ranegger

Bei der Besprechung der Lyrik Mörikes bringt Richard Findeis („*Geschichte der deutschen Lyrik*“ II [1914] 31) die Rede auf jene feinere Literaturgeschichte, die noch nicht geschrieben ist und „noch lange ungeschrieben bleiben wird, in der nicht das Entstehen der Werke, sondern ihr Leben und Wirken, ihre beständige Erneuerung im Gemüt verstehender und hingebender Leser darzustellen wäre“. In diesem Zukunftswerk der Literatursoziologie müßte auch Joseph von Eichendorff ein breiter Raum zugewiesen werden. Der Stammbaum unserer größten Lyriker führt ja von Goethe über Eichendorff und Mörike zu Storm.

Erst im Alter von 48 Jahren entschloß sich der große Schlesier, der 1826 einer Ausgabe seiner Novellen „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“ und „*Das Marmorbild*“ als Anhang einen kleinen Teil seiner Lieder und Romanzen beigegeben hatte, seine Lyrik gesammelt herauszugeben (1836 mit der Jahreszahl 1837). Es war ein Band von 483 Seiten, der zu Lebzeiten des Dichters vier Auflagen erlebte. Dieser geringe Erfolg entsprach keineswegs der Bedeutung des Werkes, mit dem sich Eichendorff in die erste Reihe der deutschen Lyriker gestellt hatte. Den Markt beherrschte die laute Muse eines Herwegh, Freiligrath, Prutz; auf den Gebieten der Schwesterkünste feierten die „große Oper“ und das pompöse Historienbild Triumphe. Den geringen äußeren Erfolg teilt Eichendorffs einziges Gedichtbuch mit der Lyrik Mörikes, Annette v. Droste-Hülshoffs, die ungefähr der gleichen Zeit angehört, und der etwas späteren lyrischen Kunst Hebbels und Gottfried Kellers, Klaus Groths und Theodor Storms. Aber auch diese Lyriker standen lange Zeit nicht allzu hoch in der Gunst der Leser, bei denen neben Lenau und Rückert der leichtere Geibel für ein Vierteljahrhundert seine heute unerklärliche Vorherrschaft antrat.

Die folgende Übersicht über die Aufnahme der Gedichte Eichendorffs in der Dichter-, Kritiker- und Gelehrtenwelt rund eines Jahrhunderts ist gleichzeitig ein kleiner Beitrag zu einer Geschichte des literarischen Geschmacks. Es mag anfangs schwer gefallen sein, den richtigen Ausgangspunkt der Bewertung zu finden. Erstaunlich bleibt, wie Adolf Schöll in den „*Wiener Jahrbüchern der Literatur*“ 1836 das Wesen und die Bedeutung von Eichendorffs Lyrik feinsinnig erkannte. Und doch lag ihm bei dieser Würdigung nur ein Bruchteil von Eichendorffs Liedern vor: die in die bis dahin erschienenen Werke eingestreuten Gedichte und der eingangs erwähnte Liederanhang zu den beiden Novellen „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“ und „*Das Marmorbild*“. Hier ist alles Stimmung, Anschauung, und in der anspruchlosesten Bewegung der volle Klang der Seele. Absichtslos hat dieser Dichter in seinen Liedern und Romanzen

die ewige Geschichte der Seele in ihren wesentlichen Momenten und zwar in Zügen ausgeprägt, die gleich sehr von der idealsten Wahrheit wie der individuellsten Natürlichkeit sind.“ Klar sieht Schöll, daß Eichendorffs Innigkeit den Dichter auch die Verwirrungen erkennen ließ, denen ihre Tiefe sie aussetzt. „Die Macht des Zaubers, der Blendung hat der Dichter unmittelbar zu machen gewußt. Man vernimmt in Sprache und Klang dieses Locken, Blitzen, Sinken mit dem durchrauschenden Strom geheimnisvoller Wehmut... den glühenden Atem der Sehnsucht, die reine Süßigkeit der Klage, das In sich brechen tiefer Trauer mag schwerlich ein anderer Dichter so zu fühlen geben.“ Der leidvolle Untergrund der Eichendorffsehen Dichtung, den Schöll in der „*Taugenichts*“-Würdigung andeutet, gilt im gleichen Maße auch für den Liederdichter: „Ein Dichter muß viel gelitten haben, ehe sich die Poesie so klar und schlackenlos in seiner Seele befreit hat; tief muß er den Wermut des Lebens in sich gesogen haben, bevor er seine Blume so süß und lauter anderen bieten kann.“ Diese richtige Erkenntnis hat die Forschung erst viele Jahrzehnte später bestätigt. Auch die Sangbarkeit und die religiöse Grundstimmung der Gedichte Eichendorffs sind frühzeitige Erkenntnisse Schölls.

Neben diesem gewichtigen Urteil, das für die Kritik der Folgezeit wegweisend hätte sein können, wiegen andere zeitgenössische Stimmen sehr leicht. In einem persönlichen Bekenntnis bezeichnet Gustav Schwab (1835) den schlesischen Sangesbruder als einen der liebsten Dichter, bei dem er in seiner Jugend schwelge und lese, was er einst empfunden, aber nicht habe aussprechen können. Dem Jungdeutschen Gustav Kühne (1838) erscheint Eichendorff als „eine außerordentlich liebenswürdige Offenbarung der deutschen Geisteswelt, gesund und tüchtig, frisch und innig, bis zur Musik weich und träumerisch und bis zum Humor fröhlich und frei.“ Dagegen fehlt Eichendorff bei dem jungdeutschen Literaturhistoriker Hermann Marggraff (1839) in der Liste jener Dichter, die nach seiner Meinung in der jüngsten Literaturepoche „die lyrische Blüte der deutschen Nation“ ausmachen, recht merkwürdig, da neben Uhland, Chamisso und Lenau auch Rückert, Grün, Wackernagel, Moser, Schwab und Gaudy genannt werden.

Neben dem nichtssagenden Urteil von Heinrich Gelzer (1841) fällt das Urteil Karl Goedeke (1843) durch die feine erstmalige Beobachtung, daß der Blick von den Höhen über die rauschenden Wälder Eichendorffs Poesie eigen sei, und durch die Charakteristik der Novellen auf, die er als vorzugsweise lyrisch bezeichnet und die ihm „aus rein subjektiven Anlässen“ hervorgegangen zu sein scheinen. „Die Fülle der darin enthaltenen Poesie schäumt über die Gefäße hinaus und die Charaktere gehen in einem Übermaße unter.“ Eichendorff „scheint von der Natur gleichsam bestimmt, die individuellsten Stimmungen zu singen“. Aber erst Josef Nadler fand für diese Beobachtung die rechte Formel, indem er Eichendorff die Schöpfung der „lyrischen Novelle“ zuschrieb, nachdem schon Johannes Scherr von Eichendorffs „lyrischer Novellistik“ gesprochen hatte.

Robert Prutz, der noch im jungdeutschen Ideenkreis lebt, erwähnt in den „*Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart*“ (1847) die patriotische Lyrik Eichendorffs nicht. Er zählt ihn mit Chamisso zu den reichen, glücklichen Talenten

und nennt ihn den „letzten Ritter der Romantik“, dessen Lyrik nur „die letzte, die Totenklage der scheidenden Romantik“ sei. August Friedrich Christian Vilmar sagt in seiner (1845 erstmalig erschienenen) Literaturgeschichte, Gedichte und Erzählungen von so seelenvoller Wahrheit, wie Eichendorffs Poesie und sein „*Leben eines Taugenichts*“, habe die ältere romantische Schule nicht zu schaffen vermocht. Auch Johannes Scherr zählt (1851) Eichendorffs Lieder zu den seelenvollsten, die je gesungen wurden. Von dokumentarischem Wert ist die Mitteilung des rheinischen Dichters Wolfgang Müller von Königswinter in „*Westermanns Monatsheften*“ 1859, „*Das zerbrochene Ringlein*“ habe schon zu jener Zeit als Volkslied gegolten. „Die Lyrik der romantischen Schule ist in keinem andern ihrer Mitglieder so rein, hell, rund und abgeklärt zur Erscheinung gekommen. Er ist deshalb auch ganz naturgemäß vor allen andern zur höchsten Popularität gelangt.“

Die erste hübsch zusammenfassende Charakteristik von Eichendorffs Poesie in einer Literaturgeschichte begegnet uns bei Wilhelm Lindemann (1866). Im Gegensatz zu anderen Romantikern findet er bei ihm als Mitgabe „die erquickliche Ruhe, die liebenswürdige Kindlichkeit, das innige Gefühl, den treuherzigen Humor, den Einklang zwischen poetischer Anschauung und künstlerischer Darstellung“. Wie Theodor Mundt bezeichnet er Eichendorff als „eine wahre Singvogelnatur, der alles zum Gesange wird; nur selten besaß ein Dichter eine so rein musikalisch gestimmte Grundrichtung des Gemütes, ein so tiefes, naturandächtiges Gefühlsleben“. In den späteren Auflagen fügt Lindemann hinzu: „In der Lyrik von Novalis und Brentano, Eichendorff und Uhland sollte das romantische Streben zu klassischer Vollendung reifen.“

Den „*Taugenichts*“ und die Lieder rechnet auch der Dichter Otto Roquette in der „*Geschichte der deutschen Dichtung*“ (2. A., 1872) zu dem Schönsten, was die Romantik hervorgebracht. „Hier waltet die allernatürlichste Romantik von Wald, Feld und Wanderschaft, die das Gewöhnlichste des Lebens poetisch lebt und verklärt, sich an Himmelsblau und Frühlingsluft entzückt und an wetterschwülen Sommernächten träumerisch berauscht, von jeder Naturscheinung und jedem Ereignis zu hell klingenden Liedertönen angeregt wird.“ Doch übersieht Roquette auch die „ernsteren Stimmungsmomente“ nicht und bezeichnet die Eichendorffwelt als „eine von der Stimmung geschaffene Wirklichkeit, wie sie jeder einmal in jungen Tagen hat an sich vorübergehen lassen und wie die Jugend sie immer von neuem genießt und durchwandert“.

Um so merkwürdiger berührt es, daß die damals tonangebenden wissenschaftlichen Literaturgeschichten von August Koberstein (erstmalig 1827 erschienen) und Georg Gottfried Gervinus (deren erste Auflage 1835–40 erschien) in ihren von Karl Bartsch besorgten, in den 70er Jahren erschienenen Auflagen von Eichendorffs Lyrik wenig oder nichts zu sagen wissen. Dagegen finden sich über sie treffliche Sätze in Josef Hillebrands „*Deutscher Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts*“ (3. Band, 1875). Eichendorffs Grundstimmung ist nach ihm „die rein musikalische Lyrik“ und er mißt seinen Liedern „einen höchst bedeutsamen poetischen Wert“ zu. „Eichendorff hat den Klang der Romantik bis in die Mitte des Jahrhunderts herübergeführt. In ihm schimmert so recht das Abendrot, welches den Untergang des romantischen Tages freundlich umgildet.“

Noch eingehender und treffender ist die Darstellung von Eichendorffs Lyrik in Rudolf Gottschalls „*Deutscher Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts*“ (4. A., 1. Bd., 1875). Nach ihm ist der Dichter „eine vorwaltend lyrische Natur von seltener Begabung für den musikalischen Schmelz und seelenvollen Zauber des Liedes. Was Tieck, Arnim, Brentano in ihren Liedern angestrebt, volkstümlichen Klang und Reiz in einschmeichelnder Eigentümlichkeit: das finden wir in den Eichendorffschen Gedichten. Natur und Gemüt stehen bei diesem Dichter in wundersam inniger Beziehung. Die Natur antwortet nicht bloß wie ein Echo auf den Ruf der Seele, sie ist selbst eine in den Raum hinaus gezauberte Seele, und eine Stimmung beherrscht beide.“

Für Otto von Leixner (1880) sind Eichendorffs Gedichte „auf lyrischem Gebiete der Gipfel der Romantik.“ „Das Hauptmerkmal seiner Lyrik ist inhaltlich das feingefühlte, mit der Stimmung der Menschenbrust verbundene Naturleben und in Hinsicht auf die Form die Musik der Sprache.“ Das Streben nach Sprachmelodie hänge bei Eichendorff ganz und gar mit dem Wesen des Dichters zusammen und durchdringe selbst solche Lieder, die er mitten im Kriegsleben gedichtet hat. „Sein tiefstes Gemüt ist melodisch gestimmt und dieser stille Einklang des Innern klingt in den Gedichten weiter.“

Wilhelm Scherer (1883) sagt nach einem Vergleich mit Wilhelm Müller: „Eichendorff weiß uns tiefer zu bewegen und das Gemüt wie mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfängen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unseren Füßen liegen und die Glocken im Tale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht.“ Diese Art, den stimmungsmäßigen Grundcharakter von Eichendorffs Lyrik in einem Bilde festzuhalten, geht auf Scholl, letztlich auf Eichendorff selbst zurück und wurde in mehr oder minder glücklicher Weise später oft nachgeahmt.

Die Anregungen des Jubiläumsjahres 1888 zeigten sich zunächst in der Beurteilung der Eichendorffschen Lyrik wenig. Julian Schmidt, Georg Brugier, Ernst Martin in der von ihm bearbeiteten 2. Auflage der Literaturgeschichte Wilhelm Wackernagels und Robert Koenig dringen noch nicht zum Wesen der lyrischen Kunst des Schlesiens vor. Julian Schmidt findet, welche Verkennung!, Eichendorffs Lieder „selbst musikalisch nicht abgerundet“.

Im neuen Jahrhundert ändert sich mählich das Urteil und stellt sich auf eine gerechte Grundlage. So sagte Karl Weitbrecht, der in Eichendorff die stärkste lyrische Persönlichkeit der Romantik sieht, in der „*Deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts*“ (I. Teil, 1901): „Als Lyriker gehört er nicht irgendwelcher literarischen Richtung zu, sondern gehört der Nation, dem Volk, das seine Lieder kennt, liebt, singt.“ Daß es Eichendorff gelang, volkstümlich zu sein und den einfachen Gemütston zu treffen, der Gebildeten und Ungebildeten gleich unmittelbar zu Herzen geht, schreibt Weitbrecht jener vollen dichterischen Wahrhaftigkeit zu, „in welcher zur Hälfte das Geheimnis aller echten Lyrik liegt“. Karl Storck findet in der „*Deutschen Literaturgeschichte*“ (2. A., 1903) bei Eichendorff „alle Eigenschaften der Romantik in echt volkstümlicher Art ausgebildet“.

Den nationalen Charakter der Dichterpersönlichkeit und der Eichendorffschen Poesie

betonte als erster Karl Lamprecht im 10. Band seiner „*Deutschen Geschichte*“ (1907), der den Dichter als „durch und durch deutsch“ bezeichnet. Ein anderer namhafter Historiker, Hans F. Helmolt, hebt im „*Ehrenbuch des Deutschen Volkes*“ (1924) rühmend hervor, daß der Dichter Eichendorff „zu der Vorstellung dessen, was man unter ‚deutsch‘ begreift, außerordentlich viel beigetragen hat“. Dazu stelle ich den Dichter Hermann Hesse, der in dem Reclambändchen „*Eine Bibliothek der Weltliteratur*“ Eichendorffs Gedichte die deuschesten nennt, die es gibt.

Unter den Gelehrten, die sich zum Gedächtnis des 50. Todestages (1907) äußerten, hebt Alexander Baumgartner hervor, daß Eichendorffs Lieder „zum Schönsten gehören, was Deutschland überhaupt an Lyrik besitzt“, und daß sie den Dichter zum „Liebling des deutschen Volkes“ gemacht haben. Max Koch hinwieder, dem wir die Eichendorffausgabe in *Kürschners Nationalliteratur* mit dem ausgezeichneten Lebensbild verdanken, stellt fest, daß von Eichendorffs Liedern heute noch wie zur Zeit ihres ersten Erklingens Frühlingszauber und Waldesluft entströmen und daß der größte und beste Teil dieser Lyrik an das Volkslied anklänge. Seinen einfachen Dichtungen gebe ein Zug von lauterer Wahrheit dauerndes inneres Leben. Eichendorffs Lieder und Erzählungen „würden nicht über ein Jahrhundert ihre Anziehungskraft und Jugendfrische bewahrt haben, wenn nicht ein voller Mensch, ein ganzer Mann in dem Dichter steckte.“ Josef Nadler, der „*Eichendorffs Lyrik*“ die erste eingehende und wegweisende Untersuchung gewidmet hat (Prag 1908), bezeichnet den Dichter als „den Lyriker der Romantik, den einzigen, der es zu einer geschlossenen einheitlichen Wirkung gebracht hat, den einzigen, der noch lebend und wirkend durch unsere Tage geht“. Er setzt die Blüte von Eichendorffs Lyrik in die Zeit von 1824 bis 1836 und sieht im Dichter den einzigen aus der alten Schule, der die fruchtbarsten Elemente der Romantik an die Spätromantik vermittelte. Bei ihm blüht „altes Leben in neuen Formen weiter und wächst befruchtend in neue Zeiten“. Später hat Nadler im „*Stammhaften Gefüge des deutschen Volkes*“, in der „*Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*“ und im 2. Band der „*Schlesischen Lebensbilder*“ sich noch präziser über Eichendorffs Liedkunst geäußert. Innerhalb der schlesischen Kunst, die nach Nadler vorwiegend Lyrik ist, ist Eichendorff das Schlußglied jener lyrischen Reihe, an dessen Anfang der unglückliche Christian Günther steht. „Eichendorff hat das romantische Lied gefunden, das einzige, was aus der Romantik so völkisches Gemeingut geworden ist, wie aus dem Klassizismus die Bühnenstücke Schillers.“ Mit den beiden Neuschöpfungen, dem romantischen Lied und der lyrischen Novelle, „gewann Eichendorff jenseits von 1848 die Herrschaft über den künstlerischen Nachwuchs“. „Mit Eichendorffs Werk war die Romantik auf der ganzen Linie an den neuen Geist des Jahrhunderts abgeschlossen.“

Die 1911 erschienene Monographie über Eichendorffs Lyrik von Franz Faßbinder findet die einfachste und einleuchtendste Formel für das Weiterleben des Lyrikers. „Er ist schlicht und gerade und wahr. Er ist einfach wie die Volksseele. Und darum liebt das Volk ihn, weil es ihn versteht; leicht, mit seinem Herzen versteht, ohne sich sonderlich anstrengen zu müssen ... In der Lyrik geht es den süßen Rhythmen nach, die leicht in seiner Seele mitklingen ... Weil Eichendorff in sich vollendet ist, weil er in

weiser Selbstbeschränkung die höchste Vollkommenheit gefunden hat, darum lebt er dauernd fort in seinen Liedern und wird fortleben, solange die Volksseele noch empfänglich ist für die ursprüngliche Frische seiner Sprache, für die tiefinnere Wahrheit seiner Empfindung, für den schmelzenden Wohlklang und die einschmeichelnde Melodie seiner Rhythmen.“

Fast in allen Betrachtungen der Eichendorffischen Lyrik ist die Rede von der Tatsache, daß der Kreis seiner poetischen Motive eng und ganz individuell begrenzt und daß auch seine Technik auf wenige Formen beschränkt ist. Aber selten wird der Versuch gemacht, diese scheinbare Armut des poetischen Inventars psychologisch zu erklären. J.E. V. Müller macht in der feinen Untersuchung „*Eichendorffs poetisches Bilderbuch*“ (1908) dazu folgende treffende Bemerkungen: „Eichendorffs Phantasie ist immer einseitig. Wo sie in Aktion tritt, ist es immer das werdende, das aus sich heraus Schaffende, das Geheimnisvolle, ungewollt und unbewußt Bewegte, das Chaotische und im tiefsten Sinne Lebendige, was sie erregt und anzieht und mit poetischen Bildern erfüllt. Das gilt vor allem für die beiden miteinander verwandten Sphären: Natur und Menschengestalt.“ Franz Faßbinder macht aus dem üblichen Vorwurf, der ermüdend durch die ganze Eichendorffliteratur geht, beherzt ein Lob und sagt den Kurzsichtigen: „Eichendorffs ‚Eintönigkeit‘ ist nur gesunde Selbstbeschränkung auf das, was ihm am besten lag, seine enge Begrenzung ist nur innerlich starke Einheitlichkeit.“ „Die berückendsten Tonbilder sind auf wenigen, immer wiederkehrenden, aber beständig reizvoll umgestalteten Motiven aufgebaut. Das eben hebt seine Lyrik über die der übrigen Romantiker, die gerade an dem quellenden Überreichtum der Motive krankt, die in ruhelos hastendem Suchen nach dem Neuen ... nur selten die stille Selbstversunkenheit der lyrischen Empfindung kennen lernten. Überladener Farbenreichtum ist Eichendorffs Palette fremd; aber er weiß mit wenigen Grundfarben wunderbar anmutige Mischungen zu erzielen, fein abgetönte Schattierungen zu geben.“

Carl Busse zählt in seiner „*Geschichte der Weltliteratur*“ (2. Bd., 1913) Eichendorff zu den Poeten, die deutschvolkstümliche Wesensart zu schönster Ausprägung brachten. „Im Grunde hatte der schlesische Poet nur einen Frühling, den er immer wieder poetisch ausmünzte. Das Schönste sind und bleiben seine Lieder. Die Linien darin sind halb verwischt wie die Linien einer Landschaft, die träumend im Mondschein liegt. Um so wundervoller ist die Stimmung: da rauschen verschlafene Wälder, und die Rehe grasen, da ziehen junge Wanderer durch die Sommernacht und lauschen, wie fern im Lande das Posthorn tönt, da singen die Mädchen am Fenster und fließen die Brunnen, und die goldenen Sterne stehen still über Fluren und Feldern, über der Mühle im stillen Grunde und über dem Haus der Herzallerliebsten. Über Wäldern und Sternen, über aller großen Menschensehnsucht aber waltet der liebe Herrgott, und ergriffen möchte die Seele die Flügel spannen und nach Haus ziehen ... in ihr ewiges Vaterhaus. So viel süße Naturverworrenheit und eingeborenes Sonntagsheimweh, so viel lautere Frömmigkeit und kindlich-gläubige Reinheit, so viel volkstümliche Schlichtheit und romantisch-deutscher Wanderdrang sind in diesen Liedern, daß man immer wieder ihrem Bann verfällt.“

In der Hervorhebung von zweier Gesichtspunkte hat die Charakteristik Eichendorffs in

der „*Geschichte der deutschen Lyrik*“ von Richard Findeis (2. Bd., 1914) ins Schwarze getroffen: „Im Ausdruck seines beschränkten Kreises von Stimmungen wird Eichendorff von niemandem übertroffen; und daß diese Gedichte an Sangbarkeit ihresgleichen suchen, lehrt ein Blick in die Werke Robert Schumanns und Hugo Wolfs ... öfter sind seine Lieder so einheitlich und abgerundet, daß die aus dem Volksgesang entlehnten Motive und Wendungen in der Fassung, die ihnen Eichendorff gab, zum zweiten Male den Weg ins Volk fanden.“

Allmählich hatte sich die Überzeugung, die Otto von Leixner 1880 in seiner Literaturgeschichte aussprach, Eichendorffs Gedichte seien auf lyrischem Gebiete der Gipfel der Romantik, allgemein durchgesetzt, am eindeutigsten formuliert von Karl Borinski im 2. Band der „*Geschichte der deutschen Literatur*“, die das 222 Bände umfassende Monumentalwerk der Kürschnerschen „*Deutschen Nationalliteratur*“ (1882–1899) als „historisches Geleitwort“ abschließt, wenn er Eichendorff als den „Meister und Vollender“ der Romantik bezeichnet. Es hieße eine allgemein gewordene Überzeugung hundertmal variieren, wollte man alle einschlägigen Formulierungen hier anführen. Ich will diesen ersten Teil meines historischen Rückblicks, dem im nächsten Jahrgang eine Übersicht bis zur unmittelbaren Gegenwart folgen soll, mit einigen Bekenntnissen von Dichtern abschließen.

Paul Heyse, der in einem oft zitierten Sonett „der scheidenden Romantik jüngsten Sohn“ wundervoll zu charakterisieren wußte, hat in seinem Roman „*Merlin*“ (1892) sich voll innigen Einverständnisses zu Eichendorff bekannt. „Keiner unserer Lyriker hat diesen heimatlichen Zauberklang, der in so rührender Eintönigkeit, mit so wenig Bildern und Akkorden unser Herz gefangenimmt. Ich weiß ihn auswendig, und doch ist er mir immer neu, wie die Stimmen der Natur selbst, und seine Schwermut drückt die Seele nicht nieder, sondern lullt sie in schöne Träume, als hörte ein müdes Kind seine Mutter singen.“ Und wenn Alfred Meißner schon 1839 an Moritz Hartmann bekennt: „Ich kann dir gar nicht sagen, wie ich Eichendorff liebe!“, so äußert sich Detlev von Liliencron ähnlich impulsiv, wenn er um das Jahrhundertende Eichendorff den ersten Lyriker seines Herzens nennt, in dem er seine Jugend wiederfinde. Sein Name werde unser Volk begleiten bis in seine letzten Tage. Ludwig Pietsch bezeugt, daß Theodor Storm den *Taugenichts*-Dichter als ersten und größten aller Lyriker erklärt und leidenschaftlich bewundert habe. Und Gustav Falke hat 1906 in seinem Eichendorff-Bändchen bekannt: „In der Lyrik hat er einen Ton, der nicht wieder anklingt im deutschen Dichterwald.“ Kein Dichter überrage ihn an Meisterschaft innerhalb der Grenzen seiner Begabung, keiner an Reinheit, Tiefe, Innigkeit.

Eichendorff

Max Herrmann-Neisse

Das Wunder, das wir in der Heimat fanden,
Bewahrte Deiner Lieder Melodie.
Wenn wir am Marktplatz nachts untrennbar standen,
Umwob uns Schwärmer Deine Poesie:
An allen Giebeln wallten festlich Fahnen,
Am Fenster war ein Mädchenangesicht,
Ein Trunkner fand nach Haus in Zickzackbahnen,
Der Brunnen sprach romantisch Dein Gedicht.

Und Sonntags zogen wir hinaus zur Aue,
Mit irgendeinem lieben Ding am Arm.
Der Fluß verlor sich, das Gebirg' ins Blaue,
Es blies ein Waldhorn friedlichen Alarm,
Die Jäger knallten, ohne daß sie trafen,
Die Hunde bellten nur aus Übermut,
Und gingen wir zuletzt unschuldig schlafen,
So war die Welt in Deinem Sternbild gut.

An jedem Allerseelenabend brachte
Ich Deinem Grabe Blumenstrauß und Licht.
Der Flammenwald bei seinen Toten wachte,
Es betete ein Mädchenangesicht.
Der Himmel glühte über allen Gräften,
Die Bäume rauschten und ein Käuzchen schrie.
Es wehte aus den mondverklärten Lüften
Der ferne Segen Deiner Poesie.

Max Herrmann-Neisse: Geboren 1886 in Neisse in Schlesien, gestorben 1941 im Exil in London. Sein Eichendorff-Gedicht erschien 1927 zum 70. Todestage Eichendorffs in der „*Literarischen Welt*“ und wurde in den in London und New York 1941 erschienenen Band „*Letzte Gedichte*“ aufgenommen.

Das Biedermeier in Eichendorffs Werken

Wolf-Dieter Hütteroth¹

Man hat das Werk Eichendorffs schon von den verschiedensten Seiten beleuchtet und untersucht, seine Beziehung zur Natur, seine Stellungnahme zur Romantik, seine Haltung zu Staat und Politik und anderes mehr.

Meine Aufgabe sei es nun, Eichendorffs bewußte Einstellung und unbewußte Stellung zu der heute als „biedermeierlich“ bezeichneten Zeit etwa der Jahre 1820–1850 zu analysieren. Man muß dabei den Begriff „Biedermeier“ von allen abwertenden Nebenbedeutungen befreien, um ihn rein als Definition dieser bürgerlichen Kultur- und Literaturströmung zu verwenden, wie es Kluckhohn in seinem Aufsatz „*Biedermeier als literarische Epochenbezeichnung*“ (*Dtsch. Viertelj.-Schr.* Bd. XIII) getan hat. Kluckhohn bestimmt da den Begriff „Biedermeier“ so, daß er durchaus nicht nur die Hausfreund-Zeitschriften, Almanache, Spitzwegidyllen, die Butzenscheibenromantik und die sentimental „Heimatlichter“ umfaßt, sondern auch Dichtern wie Mörike, Stifter, Droste-Hülshoff, Gotthelf gerecht wird.

Eichendorff gehörte zeitlich ja durchaus dieser Epoche bürgerlicher, beschaulicher Zurückgezogenheit an; inwieweit in seinen Romanen, Gedichten und Novellen eine geistige Beziehung zum Ausdruck kommt, werden wir feststellen. Denn es ist ja klar, daß eine nicht nur literarische, sondern gesamtgeistige Strömung, die alle Schichten des Volkes erfaßt hat, mit ihrem Ideal der beschaulichen, zufriedenen Zurückgezogenheit, der Geborgenheit in Heimat, Sitte, Glauben und Beruf, daß eine solche Haltung gerade die führenden Menschen der Zeit zu einer Auseinandersetzung mit sich herausfordern muß.

So möchte ich die Behauptung voranstellen:

1. Eichendorff kannte das Lebensgefühl des Biedermeier und gestaltete es bewußt.
2. Aber die Biedermeiertypen und Szenen seiner Dichtung sind fast alle mitleidig-humorvoll oder parodiert gezeichnet und in bewußten Gegensatz zu den Helden seiner Erzählungen und Romane gesetzt.
3. Trotzdem steht Eichendorff unbewußt in einer Beziehung dem Biedermeier näher als der Romantik: in seiner Einstellung zum Dämonischen.

Ich möchte darauf verzichten, den formalen Beziehungen Eichendorffs zum Biedermeier nachzugehen, und mich darauf beschränken, die Geisteshaltung da zu untersuchen, wo sie am reinsten zum Ausdruck kommt: in den Idealtypen, den Motiven und Bildern der Werke.

Da finden wir in den Romanen, Novellen und Gedichten zunächst einmal fast überall den gleichen Typ des Helden: Florio im „*Marmorbild*“, Klarinett in den „*Glücks-*

rittern“, Graf Gaston in der „*Entführung*“, der *Taugenichts*, Fortunat in „*Dichter und ihre Gesellen*“, Gabriele im „*Schloß Dürandé*“, die Reihe ließe sich noch weit fortsetzen. Es sind das alles Menschen, die meist jung sind, ferner entweder adelig sind oder, wie der *Taugenichts*, einen Typ natürlichen Adels verkörpern, der in seiner geistigen wie materiellen Unabhängigkeit dem Eichendorffschen Adelsideal gleicht. Alle diese Menschen wandern und reisen gern, wie der Dichter selbst, und sind der Dichtung oder der Musik verpflichtet. Schließlich sind sie alle sozusagen existentiell sicher, geschlossen, undialektisch, haben ihre feste Verwurzelung und ihren Maßstab aller Dinge im Glauben an ihre Liebe, Poesie, Natur und Gott.

Und dann sehen wir die Gegenüberstellung, den biedermeierlichen Menschen und sein Milieu. Hierher gehören etwa: Walter in „*Dichter und ihre Gesellen*“, der Portier im „*Taugenichts*“, des *Taugenichts*’ Vater, die Nonnen im „*Schloß Dürandé*“, die verschlafenen Bürger in den „*Glücksrittern*“ und eine große Zahl von Rand- und Nebengestalten in fast allen Werken. Bewußt und gern werden diese beiden Haupttypen gegeneinandergestellt; etwa zu Beginn von „*Dichter und ihre Gesellen*“, als Fortunat seinen Freund findet „... im Schlafrock am Schreibtisch neben großen Aktenstößen; Tabaksbüchse, Kaffeekanne, und eine halbgeleerte Tasse vor sich. ‚Also sieht man aus in Arbeit und Brot?‘ sagte Fortunat...“, denn es kam ihm vor, als wäre die Zeit mit ihrem Pelzärmel seltsam über das frische Bild des Freundes hinweggefahren, er schien langsamer, bleicher und gebückter. Dieser dagegen konnte sich gar nicht satt sehen an den klaren Augen und der heiteren, schlanken Gestalt Fortunats, die an Studenten, Jäger, Soldaten und alles Fröhliche erinnerte...“

Derartige Stellen finden sich in großer Zahl. Das Entscheidende ist aber, daß dieser Menschentyp, den Eichendorff als Gegenstück seiner Helden darstellt, in biedermeierlichen Dichtungen idealisiert wird! Charakteristisch dafür sind zahlreiche Gestalten z. B. bei Mörike, die nicht titanisch nach den Sternen greifen und in die Ferne schweifen, sondern ihr Glück in der Bescheidenheit suchen und auf große, erregende Leidenschaften als zerstörende Mächte verzichten. Es sind pflichttreue Bürger und fürsorgliche Hausväter, die der Jugend aus dem gereiften Schatz ihrer Erfahrung berichten; und die Jugend nimmt es an! Niemand mehr lehnt sich auf gegen Sitte und Konvention, Glauben und Recht. Nicht umsonst sind Memoiren mit die meistgelesenen Bücher jener Zeit. Eine Folge dieser Betonung des Privaten ist die beliebte Darstellung von Sonderlingen, bis hin zum frühen Raabe.

Man hat versucht, die humorvolle Zeichnung des Portiers im „*Taugenichts*“ als biedermeierlichen Zug Eichendorffs hinzustellen. Dem ist aber zu entgegen, daß die genannten Züge deutlich als Kontrast zum *Taugenichts* dargestellt sind, und dieser distanziert sich von diesem Milieu ja auch mit den Worten:

„Die Trägen, die zu Hause liegen, erquicket nicht das Morgenrot,
sie wissen nur von Kinderwiegen, von Sorgen, Last und Not um Brot!“

Das unbiedermeierliche am *Taugenichts* ist ja gerade, daß er die Bindung an Heimat und Beruf wegwirft, die Enge verläßt und loszieht in die Welt, sich dem Konflikt zwischen Heimweh und Fernweh ausliefert und ihn auch zu spüren bekommt. Kluckhohn nennt den „*Taugenichts*“ den „Ferientraum eines pflichttreuen Beamten“.

Ich bezweifle jedoch, daß dazu das fast existentialistische Angstgefühl paßt, das in dem Satz zum Ausdruck kommt: „Da kam mir denn die Welt so entsetzlich groß vor, und ich so ganz allein und verlassen darin, daß ich aus Herzensgrund hätte weinen mögen!“ Auf den Gedanken, sein Glück im Familienkreis zu suchen, kommt der Taugenichts überhaupt nicht, ebensowenig wie irgendein anderer der Eichendorffschen Helden. Ehe- und Familienleben sind durchaus kein Gegenstand dichterischer Idealisierung; bemerkenswert ist, daß auch Kinder nie eine Rolle spielen. Im Gegenteil: „... ‚ich werde doch kein Narr sein und mich verlieben? Und doch bin ich auf dem besten Weg dazu – und vor mir feierlich ein Zug von Tanten und Basen, und gute Wirtschaft, und Kindergeschrei, und ein Haus machen ...‘ der Angstschweiß trat ihm ordentlich bei diesem Gedanken auf die Stirn ...“ So heißt es einmal in „*Dichter und ihre Gesellen*“. Hier liegt ein grundlegender Gegensatz zum Biedermeier vor, das gerade das traute, häusliche Glück, das friedvolle Alter, die freundlichen Nachbarn zum Thema hat, und die Hingabe an Weite und großes Gefühl ablehnt. Auch in zahlreichen Gedichten kommt diese Einstellung Eichendorffs zum Ausdruck, wo der Sommer den Lenz überwindet, und wo die Nachtigall schweigt, die ihr Nest gefunden hat.

Ähnlich bewußte Gegenüberstellung von Enge und Weite finden wir in der Darstellung der Landschaft. Nadler verweist in seinem Buch über Eichendorffs Lyrik auf die ständigen Gegensätze: Hier Höhe, Schloß, weiter Blick von den Bergen, frische Morgenluft; dort das fruchtbare, breite Tal, mit geduckten Dörfern, vertrauten, umhегten Gärten und Gehöften, bewohnt von emsigen Bauern und Bürgern. Demgegenüber sind die Mörikeschen Bilder zum großen Teil aus dem Fenster gesehen, der Blick ist auf nah eingestellt.

Als weiteres Charakteristikum zuerkennt man dem Biedermeier eine Tendenz zu konservierender, sammelnder Betrachtung historischer Geschehnisse und Gestalten (Brüder Grimm) auf Kosten lebendiger Auseinandersetzung mit der Gegenwart.

Nun, Eichendorff hat auch historische Gestalten behandelt, wie z. B. den „*Letzten Held von Marienburg*“ – der allerdings noch durchaus romantisch, d. h. unter dem Blickwinkel des idealen christlichen Mittelalters gesehen ist – aber daneben finden wir eine ganz bewußte Auseinandersetzung mit dem Geist seiner Zeit. Da ist nichts von beschaulicher Zurückgezogenheit, wenn er etwa in seiner Schrift „*Halle und Heidelberg*“ sich mit den dichtungsföndlichen Grundübeln seiner Zeit, katholischer intoleranter Asketik und protestantischem weichlichem Pietismus – den er als heuchlerisch und impotent bezeichnet – auseinandersetzt. Oder aber wenn er gegen die jungdeutsche Bewegung zu Felde zieht in der Parodie „*Auch ich war in Arkadien*“, in der eine genaue Analyse eine ganze Reihe bekannter Namen herausfinden dürfte, ähnlich wie in der anderen Parodie „*Krieg den Philistern*“, die sowohl auf die beschaulich zurückgezogenen Bürger, die den Kopf in den Sand stecken vor den Ereignissen der Zeit, wie auf den von Eichendorff als theatralisch und lächerlich empfundenen Patriotismus und das Freiheitsgeschrei der Gegenseite, die die Revolution forciert, gemünzt ist.

Die Tatsache, daß er diese Einstellungen parodiert und sich mit ihnen befaßt – während Mörike sagt „... doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden“ –, beweist die bewußte Auseinandersetzung mit den Problemen seiner Zeit.

Weiterhin sagt Kluckhohn, die biedermeierliche Dichtung habe im ganzen einen sittlichen Charakter, teilweise erstrebe sie direkt sittliche oder erzieherische Wirkung. Etwa das Meisterstück Gotthelfs, „*Die schwarze Spinne*“, wo bei der Erzählung des Alten immer wieder durchklingt, ‚seid gottesfürchtig und rechtschaffen, auf daß nicht wieder...‘ usw., oder wenn Stifter in den Vorworten zu seinen „*Studien*“ direkt der Hoffnung auf einen pädagogischen Nutzen Ausdruck gibt; oder wenn wir an die Unzahl in jener Zeit entstandenen und gebrauchten Spruchweisheiten und Lebensregeln denken – der Beispiele ließen sich unzählige finden. Wie sieht es damit nun bei Eichendorff aus? Gehen wir seine Erzählungen und Romane durch, so stellen wir fest, daß sittliches Verhalten im bürgerlichen Sinne wie im Sinne des Idealismus überhaupt keine Rolle spielt!

Leontine in der „*Entführung*“ macht sich gar nichts daraus, daß ihr Geliebter ein Räuber ist, – an sich müßte hier der Konflikt Liebe-Rechtsgefühl auftreten –; die Glücksritter bedienen sich ohne Skrupel fremder Kutschen und Kleider; und wie liebevoll sind Zigeuner, verbummelte Studenten und Vaganten gezeichnet, die doch in bürgerlichem Sinn ganz nichtsnutzige, asoziale Tagediebe sind. Trotzdem sind alle diese Gestalten irgendwie liebenswert, sie haben Charakter und unterstehen den Gesetzen einer höheren Ethik, die den biedermeierlich-bürgerlichen Maßstäben nicht zugänglich ist.

Als letztes nun möchte ich auf einen Punkt eingehen, den Kunz in seinem Eichendorff-Buch herausgearbeitet hat, und der mir ein deutlicher, wenn auch unbewußter Schritt des Dichters zum Biedermeier hin zu sein scheint, es ist das Problem des Dämonischen, dem die Eichendorffschen Gestalten noch durchaus aufgeschlossen, wenn auch nicht mehr so bedingungslos hingegeben sind wie die der Frühromantiker Novalis, Brentano, Loeben.

Die Dämonie des Schönen, der zwielichtige Zauber der Natur in seiner Doppelgesichtigkeit tritt an den Menschen heran, die verführerische Schönheit etwa des *Marmorbildes*, oder der Diana in der „*Entführung*“, deren gefährlicher Verzauberung und Todeskälte Florio bzw. Gaston nur im allerletzten Augenblick entkommt.

Der Mensch ist hier vor eine existentielle Entscheidung gestellt (Kunz zieht hier die Parallele zu Kleist), aber Eichendorff geht hier im Gegensatz zu Kleist einen anderen Weg: Er führt die letzte Entscheidung nicht durch, der Mensch weicht aus oder überläßt die Entscheidung einer dritten Macht.

Ein plötzliches Gebet rettet Florio vor dem Marmorbild; Diana geht ins Kloster, als sie die verhängnisvolle Dämonie ihrer eigenen Schönheit erkennt, um der Konsequenz, ihr Ich in der Liebe zu überwinden, auszuweichen.

Diese absolute Verlässlichkeit des Glaubens an die Hilfe Gottes im Moment letzter Entscheidung läßt die Frage auftauchen, wie weit dies alles nur ein Kokettieren mit dem Dämonischen ist, da die schließliche Rettung des Helden ja immer schon vorher so gut wie sicher ist.

Das wäre ein Zug an Eichendorff, der bisher noch nicht für das Biedermeier angeführt wurde; das bei anderen Dichtern seiner Zeit ausgeprägte Gefühl der Geborgenheit in Heimat, Beruf, Familie, bescheidenem Umkreis ist bei Eichendorff ersetzt durch das

Gefühl absoluter Sicherheit im Glauben an Gott, der die letzten persönlichen Konsequenzen, wie die Tragik verhindert. Immer wieder wird als einzige Lösung zwischen enger, oberflächlicher Verbürgerlichung und dämonischer Haltlosigkeit auf Gott verwiesen.

Neben einer Reihe dafür typischer Gestalten zeigt diese Einstellung sehr deutlich das Gedicht „*Es zogen zwei rüst'ge Gesellen*“, von denen der eine beim Kinderwiegen hinter Butzenscheiben, der andere im lockeren Welterleben endet, mit dem bezeichnenden Schluß:

„... und seh ich so kecke Gesellen,
die Tränen im Auge mir schwellen –
ach Gott, führ uns liebeich zu Dir!“

Als Abschluß wiederhole ich die eingangs aufgestellte Behauptung: Eichendorff kannte das Lebensgefühl des Biedermeier und gestaltete es bewußt. Die Biedermeiertypen und -Szenen sind aber mitleidig-humorvoll oder parodistisch gestaltet und in bewußten Gegensatz zu den Helden der Erzählungen gesetzt.

Trotzdem ist Eichendorff unbewußt in seiner Haltung zum Dämonischen dem Biedermeier näher als der Romantik.

¹ „Es kommen junge Geschlechter und fechten es ehrlich aus.“ Der Vater von Wolf Dieter Hütteroth ist der ehemalige Landrat des Kreises Ratibor, ein begeisterter Eichendorff-Verehrer, dem es in erster Reihe zu danken war, daß auf Schloß Lubowitz die schöne Dichter-Gedenkstätte geschaffen werden konnte. Schloß Lubowitz wurde 1945 zerstört, aber die Eichendorffgesinnung lebt weiter und sie hat in dem 1930 geborenen Wolf-Dieter Hütteroth einen neuen und jungen Anwalt gefunden.

Die Stadt des jungen Eichendorff

Georg Hyckel

In den Tagebüchern des jungen Eichendorff, die 1798 begonnen wurden, findet sich gleich unter den ersten Eintragungen für den 15. Januar 1798 die Bemerkung: „Ist Jahrmarkt in Ratibor gewesen, auf welchen wir hingefahren sind.“ Damit schlägt der Elfjährige eine Saite an, die in seinen Jugendjahren mit vollem Tone klingt: Ratibor. Ratibor war ein Reiz- und Zauberwort für ihn, viele Jahre, fast eine ganze Jugend lang. Ratibor, das war die Stadt dort weit unten im Tale, breit hingelagert an der Oder, in leichte graue Schleier gehüllt, die mit den hohen Türmen über das Land schaute, bis nach Lubowitz, die warb und lockte mit bunter Fülle der Erscheinungen, mit Besonderheiten und Seltsamkeiten, die das stille Leben um Schloß und Park auf der Höhe nicht kannte, die die Träume des Knaben erfüllten und sein Wünschen erregten und belebten. Es war eine alte Stadt, dieses Ratibor, aus deutschem Siedlerwillen entstanden, um 1800 noch von Mauer und Wall umgeben und von einer fleißigen Bevölkerung von 3450 Menschen, meist Handwerkern und Kaufleuten, bewohnt. Diese Stadt, in der Weite des grünen Tales gelegen, war für das Land ringsum der Mittelpunkt, wohin man sich in allen Dingen wandte, wo man seine Geschäfte erledigte bei Landratsamt, Arzt, Apotheke, Gericht u. dergl. mehr, wo man sich auch gewiß traf, wenn die Zeit dazu kam. Das aber war bei den Jahrmärkten der Fall, die fünfmal im Jahr abgehalten und zum Fest für das Landvolk wurden, zum staunenswerten Märchentage für die Jugend. Dabei durften die Lubowitzer, ob groß oder klein, nicht fehlen, und so rollte an jedem Jahrmarktstage die schwere Karosse der Gutsherrschaft von der Höhe von Lubowitz ins Odertal hinab zur jahrmarktbelebten Oderstadt. „Voraus fuhren die Damen im besten Sonntagsstaate, bei den schlechten Wegen nicht ohne Lebensgefahr, unter beständigem Peitschenknall in einer meist mit vier starken Rappen bespannten altmodischen Karosse, die mit dem unförmlichen Balkengestell in ledernen Riemen hängend, bedenklich hin und her schwankte. Die Herren dagegen folgten auf einer sogenannten ‚Wurst‘, einem langen gepolsterten Koffer, auf welchem diese Heimonskinder dicht hintereinander und einer dem ändern auf den Kopf sehend, rittlings balancierten.“ In den engen Straßen drängten sich dann die Fußgänger und Wagen und der weite Ring der Stadt stand voller Buden und Verkaufsstände, zwischen denen mit viel Geschrei und Gedränge das Jahrmarksleben sich abspielte. „Und ringsum ein Rufen, Handeln, / schmucke Waren, bunter Schein, / Herr’n und Damen gehn und wandeln, / zwischendurch in bunten Reihn.“ / Schließlich kam bei diesem Trubel und Treiben jeder auf seine Kosten und so wurde jeder dieser Tage auch für den jungen Besucher aus dem Lubowitzer Schlosse ein Erlebnis, und es gab wohl keinen Jahrmarkt,

der nicht im Tagebuch getreu verzeichnet wurde und noch heut darin zu finden ist. Doch nicht allein die Jahrmärkte lockten in die Stadt. Die Tagebücher erzählen noch von anderen Besonderheiten, die die Stadt im Tale bot. Da gab es z. B. einen Buchverleih, in dem man sein Lesebedürfnis befriedigen konnte und der wiederholt aufgesucht wurde. Englische Seiltänzer zeigten ihre Künste und es gab sogar Theatervorstellungen in der Stadt von wandernden Schauspielgesellschaften. Sie wurden in einem Saale des alten Schlosses abgehalten, das rechts der Oder lag, und brachten in der Hauptsache Schau- und Lustspiele zur Aufführung. Die bekannteste dieser Gesellschaften war die von Vogt, die ihren Sitz in Neisse hatte und zu deren Spielbereich Ratibor gehörte. Diese Komödiantengesellschaften vermittelten dem damals Dreizehnjährigen die ersten theatralischen Eindrücke und ihnen verdankte er den Hauch ihres unbekümmert-phantastischen Lebens, der später mit dieser ganzen bunten Jugendfreiheit durch seine Dichtung wehte. Einen besonderen Eindruck machte auf den jungen Geist ein Wachsfigurenkabinett, das Ratibor besuchte. Er war davon so gefangen, daß er in seinem Tagebuche getreu alle Personen verzeichnete, die er dort gesehen hatte. Neben solchen Ereignissen und Erlebnissen berichten die Tagebücher noch über mancherlei Personen und Örtlichkeiten, die das Ratibor zu Eichendorffs Zeiten aufwies und den Schreiber berührten. Da lag an der Ecke Ring-Langestraße das Gasthaus Hillmer, der „Schwarze Adler“, in dem man gern Rast machte oder gar zur Nacht blieb. An der Jungferstraße lud der Kaffeegarten von Daniel Peters „der berühmte Peters Garten“ zum Besuche und zum geselligen Beisammensein ein. Man war zu Mittag eingeladen etwa bei Landrat von Wrochem in seinem Stadthause. Man besuchte einen kranken Freund im Schlosse zu Ratibor, den Spielgenossen Joseph Sontag, der bei dem Forstinspektor Meyer in Hammer das Jagdhandwerk lernte und sich in den Arm geschossen hatte. Man war mit der Mama zu Besuch bei Oberst von Bremer des Kürassierregiments von Bünting, das in Ratibor lag, und wurde sogar von den Eltern einmal zu einem Balle in Ratibor mitgenommen, den sie besuchten. Dazwischen gingen immer die Fahrten durch Ratibor bei den Reisen nach Breslau zum Besuch des Gymnasiums und zurück zu den „väterlichen Gefilden“.

Der Schulaufenthalt in Breslau und die Schau in größere Verhältnisse hatten dem frühreifen Knaben eine neue Sicht ins Leben geschenkt und so traten nach seiner Heimkehr von der Schule im März 1805 Dinge, die ihn früher stark bewegten, zurück, wie etwa auch die Jahrmarktsfreuden und andere bescheidene Vergnügen der Jugendzeit. Dafür wurde in ihm ein Interesse an dem gesellschaftlichen Leben der Heimat und der Stadt Ratibor lebendig, das für die Stadt bestimmt war durch die Garnison, durch die höhere Beamten-schaft und durch die reichere Kaufmannschaft, und das sich besonders in der „Großen Jubelperiode“ von August 1806–Mai 1807 auswirkte.

Die Garnison der Stadt bestand zunächst aus dem Kürassierregiment von Bünting Nr. 12. Bei ihm stand der schon genannte Freund der Eltern, Oberst von Bremer, dabei stand aber auch der Vetter des Dichters, Ernst Ludwig von Kaminietz, mit dem man öfter zusammen kam und dessen Mutter, die Schwester Adolfs von Eichendorff, man auch aufsuchte und bei ihr zu Gaste war. Man erlebte den Ausmarsch des Regiments zum Kampf gegen Napoleon von der Gaststube bei Hillmer, wo man Wein

trank, „das dasige Militär, das vor den Fenstern auf dem Markte Front machte, ausmarschieren sah“. Es kehrte nicht mehr nach Ratibor zurück. Nach der Kapitulation von Pasewalk als Folge der Schlacht von Auerstedt wurde es aufgelöst, die Mannschaft kam in Gefangenschaft, die Offiziere wurden gegen Ehrenwort entlassen. Manche von ihnen kamen nach Ratibor zurück, so Kaminitz und General von Bünting, der hier starb. An Stelle der eigenen Truppen, die zerschlagen und gedemütigt waren, erlebte jetzt der Dichter das Gebaren des Feindes in Stadt und Land, aber er erlebte auch die Sammlung zu neuem Widerstande, als er einmal bei dem Vorort Altendorf zwei Reiterpatrouillen auf dem Berge und einen Offizier mit mehreren Mann und Pferden bei einem Wachtfeuer im Tale sah, was ihn nicht unberührt ließ, wenn er auch dafür nur die Worte fand „Was sich recht gut ausnahm“. Es war ein Überbleibsel der preußisch-schlesischen Armee, das sich auf dem Marsche nach Glatz zur Sammlung unter Graf Götzen befand. 1808 erhielt die Stadt als neue Garnison das Husarenregiment 2. Schles. Nr. 6, und zwar Stab und eine Eskadron, dessen Offiziere bald in der Stadt dieselbe Rolle spielten wie die des Kürassierregiments, und wie diese in den Stadthäusern und auf den Gütern des Adels verkehrten. Es seien aus den Tagebüchern als Bekannte Eichendorffs etwa genannt: von Poser, von Steensen, von Scharowetz, von Sack, von Raczek, von Holly, von Paczensky.

Neben den Offizieren trat die höhere Beamtschaft erst nach 1806 in Erscheinung, als die Beamten der Oberamtsregierung und des Oberlandesgerichts in Brieg vor den anrückenden Franzosen nach Ratibor auswichen. Sie erscheinen nun in den Tagebüchern immer wieder in der „Großen Jubelperiode“ und auch später, und mit vielen trat der junge Dichter in nähere Beziehungen, die in seinem späteren Leben fortwirkten. Man traf sich immer wieder, etwa bei Hillmer oder in Peters Kaffeehaus oder beim Ball beim „Cofetier Beyer, wo man im engen Raum eine brillierende Gesellschaft in einem Walzer begriffen fand“, in der Ressourze, einer geselligen Vereinigung der oberen Gesellschaftsschichten, der höheren Beamten und Offiziere, oder bei einer Privatveranstaltung, etwa einem Theaterabend mit Ball bei Hahmann, einer Gesellschaft bei dem Landschaftsdirektor von Schimonsky oder dem Grafen von Strachwitz und anderswo. Namen wie: von Schalscha, Flögel, Graf Beust, Oberamtsrat Schultheiß, Bolik, von Fragstein, Stadtdirektor Wentzel, die immer wieder in den Tagebüchern auftreten, gehören dem genannten Kreise an.

Engere Beziehungen verknüpften Eichendorff mit der Familie des Justitiars der Ratiborer Schloßherrschaft, Karl Hahmann, der im alten Schlosse auf der rechten Oderseite der Stadt wohnte. Seine Frau, die Madame Hahmann der Tagebücher, hatte sich durch frauliche Anmut und ihr heiteres Wesen die Sympathie des jungen Dichters erworben, die er ihr in seinem Verhalten und manchem Vers, den er ihr widmete, zeigte. Gewiß ist, daß immer und überall in den Beziehungen zwischen dem Dichter und Madame Hahmann der glückliche Takt waltete, die Grenze der guten Sitte der Zeit und der Gesellschaft nicht zu verletzen und etwaige Schwächen durch „freien Anstand wieder auszugleichen“.

Die Gruppe der Kaufleute in Ratibor, die zu Eichendorffs Zeiten führend war, bestand aus Familien, die unter Friedrich d. Gr. aus Italien zugezogen waren. Sie trieben

[Abb.: Ratibor, Mitte 19. Jahrh., im Vordergrund alter Weg nach Lubowitz. Zeitgenössische farbige Lithographie / Sammlung Bundeshaus Berlin / Lenczok bei Ratibor – Schloss Lubowitz / Eichendorffs Geburtshaus – Eichendorffmühl bei Lubowitz]

nicht nur ihr Geschäft im kleinen Kaufmannsgewölbe, sondern auch Großhandel und nicht zuletzt Bankgeschäfte. Durch die Eltern, die gerade in letzter Hinsicht zu den Kaufleuten in Beziehungen standen, wurde der Dichter mit einigen bekannt, und wir treffen in den Tagebüchern die Namen: Scotti, Greppi, Bordollo.

Damit ist aber der Kreis der Personen nicht erschöpft, mit denen der junge Dichter in Verbindung trat und Welt- und Menschenkenntnis sich erwarb. Es gehörte dazu der Schulfreund Thilsch, der mit ihm in Breslau das Gymnasium besuchte, aber aus Ratibor stammte, Johann Nepomuk Zolondek, der Stadtpfarrer von Liebfrauen in Ratibor, der Kreis-Physikus Dr. Johannes Werner in Ratibor, der sich Verdienste um die Schutzpockenimpfung erworben hatte, die Mamsell Böhm, die „Manöver“ an der Tür machte, als sie ihn in Ratibor sah, das „Philippinchen“, eine Verwandte der Pächtersfrau Adametz, das Eichendorff als seinen „Genius von 1806“ bezeichnet hatte, „die wohlbekannte Morgenröte“, die er im Vorübergehen in Ratibor an der Haustür wiedersah, ein Fräulein Pitsch, das einmal bei einem Spiel im Schlosse in Lubowitz mitgewirkt hatte, der Dr. Geißler, der Hausarzt der Familie Eichendorff, ein Fräulein Hausschild und ein Fräulein Flamm, Freundinnen von Madame Hahmann, der Feldprediger Frosch des Kürassierregiments von Bünting, Güntzel, Sattlermeister auf der Langenstraße in Ratibor u. a.

So bunt und vielgestaltig auch das Leben trotz aller Enge in der kleinen Stadt war, es trat doch bescheiden zurück und verlor sich gegenüber dem Leben und Treiben, den Bewegungen und Ereignissen der großen Welt, gegenüber Breslau, Halle, Heidelberg, den Stationen, die der Dichter von Lubowitz über Ratibor durchlaufen hatte. So war er den kleinen Verhältnissen immer mehr entwachsen. Ratibor hatte mehr und mehr seinen Zauber verloren. Es war die kleine Landstadt, die Kreisstadt, zu der man kam, wenn man etwas brauchte. Die aber sonst kaum einen Anreiz bot, denn Freunde und Bekannte hatten sich verloren, und so war sie fremd geworden. Und als der Beruf gar in die Ferne führte und Vater und Mutter starben, band äußerlich nichts mehr an die kleine Stadt, die Jugendstadt an der Oder. Sie wurde nicht mehr betreten, nicht zuletzt aus dem gleichen Grunde, den der Bruder einmal in Bezug auf den Besuch von Lubowitz so ausdrückte: „Wir können dort nur noch Entweihungen und Dornen suchen, die halbvernarbte Wunden wieder öffnen.“

Aber wenn der Dichter später auch die Stadt nie mehr betreten hat und zum Teil recht lose Beziehungen zu ihr hatte, aus seiner Erinnerung war sie doch nicht gewichen. In einem Entwurfe „*Idyll von Alt-Lubowitz und meiner Kindheit in ungereimten Jamben*“ vermerkt er: „Die Aussicht auf die Oder, die Wälder, Ratibor und die blauen Berge. – Der Zeitungsbote kommt aus Ratibor.“ Und in einem „*Bilderbuche aus meiner Jugend*“ aus dem Jahre 1854 findet sich die Bemerkung: „Wie die Großmutter die alte Zeit vertritt gegen den neumodischen Dr. Werner“, und die andere: „Da kommt von Ratibor her zwischen den Kornfeldern ein Büntingscher Offizier hergeritten.“ So zeigt sich, daß selbst Einzelheiten aus der Ratiborer Jugendzeit dem Dichter gegenwärtig geblieben waren. So klingt noch vor seinem Tode die Verbindung von Lubowitz und Ratibor auf, die über die Jahrzehnte hin sein Geist unverwischt aus glücklicher Jugendzeit bewahrt hatte.

Darum gehört wie Lubowitz auch die Stadt Ratibor zu dem Lebensbilde des Dichters. Sie hat ihre Bedeutung für ihn, die nicht gering geschätzt werden darf. Eichendorff gehört, wie Storm, zu jenen Dichtern, deren ganzes Leben nur ein eigentliches Erlebnis aufweist, ihre Jugend, das, im Ganzen gesehen, ihr Denken und Dichten erfüllt. In das Jugenderleben Eichendorffs nun ist das Erleben der Stadt Ratibor eng versponnen, wenn es auch, seiner dichterischen Eigenart entsprechend, in seinen Werken nicht offen und nicht im einzelnen entgegentritt und nachweisbar ist, wenn man es auch nur mehr fühlt als fassen kann. Aber die kleine alte Stadt, die Stadt im Tale, wie sie der Dichter erlebt und gestaltet hat und wie sie in seinen Dichtungen immer wieder erscheint, hat manche ihrer Züge, manches von ihrem heimeligen Glanz und Schimmer nicht zuletzt und zum wenigsten von der Stadt Ratibor, deren Bild der Dichter sicher eingehender gemalt hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die oben genannten Entwürfe auszuführen und künstlerisch zu gestalten. Die alte Stadt Ratibor ließ ihn wie das alte Lubowitz, nicht los und band ihn bis zuletzt mit guten und festen Banden. Und wenn Schlesien im gesamten stolz ist auf seinen großen, liebenswerten Sohn, so darf es die Stadt Ratibor in erster Linie sein, denn in ihrer nächsten Umgebung standen seine Wiege und sein Heimathaus, sie war ihm Pate und guter Freund seit seinem Erwachen zur Welt und ein warmer Klang in seinem Leben, besonders aber in den unbeschwerten Jahren jugendlichen Überschwanges, so daß sie mit Recht den Namen „Stadt des jungen Eichendorff“ für sich in Anspruch nehmen kann.

Oberschlesische Sagengestalten in Eichendorffs Schriften

Hugo Eichhof

Oberschlesien, das in Wäldern eingebettete Land, in dem Joseph von Eichendorff geboren wurde, ist durch unverlorenen Volksglauben an Sagen, die sich an Personen, Ereignisse, alte Gebäude, Wiesen, Wälder und Gewässer knüpfen, überreich. Davon geben zahlreiche Sagensammlungen Oberschlesiens beredtes Zeugnis. Prof. Kühnau hat Einzeldarstellungen in seinem Sammelwerk „*Schlesische Sagen*“ zusammengefaßt. Aus Eichendorffs Heimatkreis sind die Sammlungen von Georg Hyckel „*Was der Sagenborn rauscht*“ und von Georg Röhrich „*Was Großmutter erzählt*“ am bekanntesten. Sie und die Sagensammlung Philos vom Walde und meine „*Am Sagenborn der Heimat*“ aus dem Nachbarkreise Leobschütz enthalten eine große Anzahl von Sagenkernen, die Eichendorff gekannt und verwendet hat. Mit dem Kreis Leobschütz war die Familie Eichendorff durch den Besitz von Schloß Dobersdorf, erwähnt in der Chronik von Robert Hofrichter, Josephs Taufpaten, dem Grafen Geßler auf Schloß Dirschel, der Gräfin Nayhauß auf Schloß Bladen, und seinem Schulfreund Franz Nikolaus Klein aus Rakau verbunden.

Die Phantasietätigkeit jedes Menschen schöpft aus den Quellen seiner Erinnerung, in der Erlebtes, Beobachtetes, Gelerntes und Gelesenes wie in einem Brunnen ruhen, wenn die Eindrücke stark genug gewesen sind. Durch Assoziation dieses Gedächtnisgutes formt der Dichter schöpferisch neue Gestalten, Vorgänge und Bilder. Die Heimat mit ihrer Welt schafft dabei als erste und zutiefst wirkende Erlebnismacht. Wenn Eichendorff dies aus eigener Erkenntnis im Hinblick auf alle Fabulierer mit den Worten sagt: „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los“, so trifft dieser Ausspruch für ihn selbst nicht nur auf die in seinen Dichtungen erkennbaren ober-schlesischen Landschaften zu, sondern auch auf Personen seiner Heimat und deren Geistes- und Phantasiewelt.

Die Zeit um 1800, da Bürger- und Bauernbefreiung ihr teils blutiges, teils friedliches Morgenrot in viele Länder werfen, beseitigt auch in Oberschlesien die Schranken zwischen Adel, Bürgern und Bauern. Wie aus Eichendorffs Tagebüchern ersichtlich ist, verkehrten seine Eltern, die in ihrem Wesen natürlich und aufgeschlossen waren, in bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen ebenso herzlich wie in adligen. Und sie hielten auch ihre Kinder nicht von jung und alt aus einfachen Familien zurück. Frauen und Männer schlichten Denkens aus Lubowitz und Umgegend waren als Dienerschaft in der Eichendorffschen Familie tätig. Der freundliche Charakterzug der Eltern Eichendorffs, die keine Standesunterschiede kannten, oft im Dorfe Pate standen, ging auf ihre Kinder über. Wie hätte sonst Eichendorff als Freiherr und Geheimrat seinen *Taugenichts*

aus einer bäuerlichen Müllersfamilie nehmen können!

Schon in frühester Jugend kommt Joseph mit Personen, die aus dörflichem Milieu stammen, zusammen. In seinen Tagebüchern hören wir von den „Schloßfrauenzimmern“, den Dienern Joseph Sontag, Bartek, Johannis, Hauda, vor allem Jakob Schöpp, der auch Leibjäger war, dem Kutscher Wallek, dem urchigen Glockengiesser Daniel Nickel, dem Jäger Joseph Schöpp mit seiner Frau Nannettel. Dazu gesellen sich der urwüchsige Kaplan Paul Ciupke, aus Schönwald bei Gleiwitz stammend, und Josephs Schul- und Studienfreunde Franz Nikolaus Klein aus Rakau, Forche, Werner, Friedrich, Thiltsch und die beiden Jakob Müller, um neben der gesamten Lubowitzer Dorfjugend nur einige zu nennen. Wer will daran zweifeln, daß alle ihre bäuerlichkonservative Überlieferung, ihre phantasiereiche Sagenwelt dem wißbegierigen Knaben Joseph, der die deutschen Volksbücher mit Begeisterung las, nicht vorenthalten haben! Nach mündlicher Überlieferung, die Georg Röhrich aus Markowitz vom Bürgermeister Bozek erhielt, mußte Eichendorff, wenn er zu seiner Braut nach Pogrzebin ritt, des Pferdes wegen in Markowitz Rast machen. Dies tat er in der jahrhundertealten Slawik-Mühle. Dort ließ er sich von der Müllerstochter ein Glas Milch reichen, unterhielt sich mit ihr und dem Müller, der gut erzählen konnte und viele Sagen und anderes Volksgut wußte, so daß Eichendorff einmal zu ihm sagte: „Sie sind die Stimme des Volkes.“ Und von der Wärterin berichtete er: „Unsere alte Wärterin erzählte uns dann gewöhnlich“ Märchen und Sagen. Wie konnte es auch anders sein? Ebenso ist es gewiß, daß er aus den Ortschaften, in denen die Familie Eichendorff verkehrte, mancherlei Gespenstergeschichten nach Hause mitgebracht hat. Am 26.11.1805 schreibt er ins Tagebuch: „Darauf noch im Bette Gespenstererzählungen mit H. Klein.“ Auf seiner großen Oderfahrt gegen Berlin vermerkt er am 13.11.1809: „... und wo wir bei einer Pfeiff Tabak von Gespenstern erzählten.“

Eichendorff hörte von Irrlichtern aus Slawikau, die als ungetaufte Seelen ruhelos über sumpfigen Wiesen und Mooren geistern und Menschen irre führen müssen. Eichendorff hat solche selbst gesehen. So erzählt er am 12.4.1804: „Gegen halb 9 fuhren wir denn auch noch bey finsterner Nacht völlig nach Breslau hinein; auf welchem Wege wir Gelegenheit hatten, Irrlichter u. dgl. Phantome, die rings um uns her das Dunkel durchkreuzten, in der Nähe zu sehen; besonders schwebte uns ein ordentlicher Feuermann die gantze ½ Meile vor.“

Er vernahm die Sagen vom Feuermann aus Ratibor-Hammer und Silberkopf, dem Grenzsteinrücker, der zur Strafe für diesen Frevel die Feldgrenze auf und ab laufen mußte, der einsamen Nachtwanderern und Verirrten in seiner lodernden Gestalt, die einer brennenden Schütte Stroh ähnlich sah, den Heimweg erhellte und auf seine Erlösung durch ein oder mehrere kräftige Vergelt's Gott! wartete, vom Wassermann aus Lubowitz, Brzesnitz, Summin und Tworkau, der Kinder, besonders schöne Mädchen, seine froschähnliche Gestalt in ein buntes Band, ein leuchtendes Kleid, ein rotes Tuch, eine Perlenkette verwandelnd, in die Tiefe lockte und zog, wo er ihre Seelen unter irdenen Töpfen aufbewahrte und deren seelenlose Körper zur Arbeit antrieb.

Eichendorff hörte aus Stolzmutz und anderen Orten von Wassermanns Töchtern erzählen, die ins Dorf zum Tanze kamen.

Er vernahm die Sagen vom feurigen langgeschwänzten Drachen aus Lubowitz und Anna-berg, von der Windin, die in einem verwunschenen Schlosse hause und nach einem Burschen ausschaue, der sie heiraten und dadurch erlösen solle.

Man erzählte Eichendorff vom allgemein bekannten wilden Jäger und seinem Geisterheere, vielleicht aus dem Kreise Leobschütz, etwa von Bratsch, Türmitz, Soppau. Ihm ähnlich war der hartherzige vom Volke verfluchte Gutsherr von Hennerwitz und Dobersdorf, dessen Schloß die Eichendorffs kurze Zeit besessen haben. Der Geist des Gutsherrn mußte als Nachtjäger, als Reiter ohne Kopf, dahinjagen und die Menschen schrecken. Solche Reiter ohne Kopf gibt es viele im ober-schlesischen Sagenschatz.

Vielerorts kommt als Sagengestalt auch der als Vampir wiederkehrende Tote, die Stryga, vor, wie z. B. in Bauerwitz. Den Vampirmenschen erkannte man an dem scherenähnlichen Mal auf seinem Rücken. Er kam des Nachts in die Häuser und riß jede Nacht einem Menschen das Herz aus dem Leibe. Man konnte ihn nur unschädlich machen, wenn man ihn köpfte, seinen Körper mit dem Rücken nach oben pflöchte und so begrub.

Eichendorff hörte von der Weißen Frau von Lubowitz, Deutsch-Krawarn, Rudnik und anderswo, von dem Mädchen, das ihr Kind aus Scham im Slawik-Teich ertränkt hat und dem der Wassermann sagte: „Das wird auch dein Grab werden, denn keine Mutter kann sich von ihrem Kinde lösen.“ Was auch geschah.

Vielerlei Geister- und Schatzsagen, wie sie heute noch erzählt werden, hat Eichendorff in seiner Lubowitzer Zeit gehört. Dort, wo es nachts unheimlich ist, da geistert es. Ungreifbares kommt und entschwindet in Nebel und Dunkel der Nacht. Dämonisches treibt sein Unwesen. Da verlieren alle Wesen ihre Konturen, werden geisterhafte Schatten, die nur ab und zu vom Mond oder von nächtlichen Blitzen erhellt werden. All diese Sagengestalten finden wir irgendwie verändert in den Dichtungen Eichendorffs. So schreibt er im 8. Kapitel von *Ahnung und Gegenwart* vom Feuermann und von Irrlichtern:

„Sie (Friedrich, Leontin und Viktor) bemerkten nun einen roten Schein, der über dem Schloßhofe zu stehen schien. Sie hielten es für einen Feuermann; denn die ganze Zeit hatten sie rings in der Runde solche Erscheinungen, wie Wachfeuer, lodern gesehen: teils bläuliche Irrlichter, die im Winde über die Wiesen streiften, teils größere Feuergestalten, mit zweifelhaftem Glanz durch die Nacht wandelnd.“ Eichendorff läßt dann, wahrscheinlich in Erinnerung an den Brand der Burg Tost, den Feuermann zu einer riesengroßen Flamme anwachsen und das Schloß brennen.

Im 3. Kapitel der „*Glücksritter*“ bringt der Dichter Irrlicht, Wassermann und wilden Jäger in einem Gedicht:

Und da nun alle schlafen gingen,
der Wald steckt seine Irrlicht' an.

Und in dem Fluß auf feuchtem Steine
gähnt laut der alte Wassermann,
strahlt sich den Bart im Mondenscheine
und fragt ein Irrlicht, wer wir sind?
Das aber duckt sich geschwind,

denn über ihn weg im Wind
durch die Wipfel der wilde Jäger geht.

Gespensische Eulen, Fledermäuse und ein alter Turm dürfen dabei nicht fehlen.

Im „*Schloß Diirandé*“ deutet die auftretende Neptunfigur auf den Wassermann hin: „Der steinerne Neptun unten saß auf dem Rand der Wasserkunst und strahlte sich sein Binsenhaar.“

Selbst in dem Drama „*Der letzte Held von Marienburg*“ darf er nicht fehlen.

Im 5. Kapitel von „*Abnung und Gegenwart*“ läßt Eichendorff den Wassermann als Bräutigam auftreten, der des Ritters Töchterlein als Braut in sein feuchtes Reich führt. Faber erzählte: Des Ritters junges Töchterlein (Ida) lacht immer den alten Burgvogt aus, der ihr schauerliche Geschichten vom Wassermann erzählte. Gar oft stand sie dann an dem blauen Flusse (Oder) im Walde und rief mit lachendem Munde: Wassermann soll mein Bräutigam sein.

Und der Wassermann holte sie als Ritter in wasserblauer Rüstung, mit dem Vorrücken der Nacht gespenstisch werdend, mit seinem leichenhaften Gefolge in seinen Fluß. „Die Reisenden, die bei hellem Mondenschein oder um die Mittagszeit am Flusse vorübergingen, sahen oft ein junges Mädchen sich mitten im Strome emporheben. Sie war sehr schön, aber totenblaß.“

Sie war schön geblieben, aber seelenlos-totenblaß geworden. Dieses Schönbleiben und Totenblaßwerden kommt immer wieder in Eichendorffs Dichtungen, der Sage entnommen, vor. Wer denkt da nicht an die nordböhmische Ballade vom wilden Wassermann und der schönen jungen Lilofee?

„Auf Friedrich (Eichendorff) hatte das Märchen einen tiefen und ganz besonderen Eindruck gemacht.“

In dem Gedicht „*Seemanns Abschied*“ hat Eichendorff wieder das Motiv vom Wassermann und seinen Töchtern verwendet:

Ein Meerweib singt, die Nacht ist lau.
Der Wassermann bei Blitzesschein
taucht auf in dunklen Nächten.

Und in der letzten Strophe von „*Lockung*“ heißt es:

Kennst du noch die irren Lieder
aus der alten, schönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
nachts in Waldeseinsamkeit,
wenn die Bäume träumend lauschen
und der Flieder duftet schwül
und im Fluß die Nixen rauschen –
Komm herab, hier ist's so kühl!

In dem Gedicht „*Nachtwanderer*“, das im 2. Kapitel von „*Abnung und Gegenwart*“ von Friedrich gesungen wird, scheint mir das schöne, bleiche und klagende Mädchen nicht, wie in den Anmerkungen der Ausgabe von Kosch angegeben, die „Wehklage“ zu sein, sondern jenes Mädchen, das im Slawik-Teich ihr Kind ertränkt hat und dann selbst ins Wasser gegangen ist, nachdem ihr der Wassermann dies vorausgesagt hat.

Diese Gestalt gehört demnach auch zu den Wassermannsagen. Er selbst kommt ja auch in der nächsten Strophe vor. Der Reiter ist eine verfluchte, ruhelose Seele, wie schon erwähnt, etwa ein Gutsherr. Solche Sagen gibt es in Oberschlesien mehrere.

Er reitet nachts auf einem braunen Roß,
er reitet vorüber an manchem Schloß

Er reitet vorüber an einem Teich,
da stehet ein schönes Mädchen bleich
und singt, ihr Hemdlein flattert im Wind:
Vorüber, vorüber, mir graut vor dem Kind!

Er reitet vorüber an einem Fluß,
da ruft ihm der Wassermann seinen Gruß,
taucht wieder unter dann mit Gesaus,
und stille wird's über dem kühlen Haus.

Zwischen Janowitz und Zauditz steht ein gemauerter Bildstock. Unter ihm ist der Sage nach ein Reiter begraben, der jede Nacht vorbei an manchem Schloß, Fluß und Teich nach dem nahen Österreich und wieder zurück reitet und beim Bildstock versinkt. Auch aus dieser Sage, die Eichendorff wohl bekannt gewesen ist, könnte die Reitergestalt entnommen sein.

Im zweiten Teil „*An Fouqué*“ spricht Eichendorff von Drachen:

„Von Seen und Wäldern eine nächt'ge Runde
sah ich, und Drachen ziehn mit glühenden Schweifen.“

Man kann bei diesen Zeilen an die Drachen des Annabergs, den man bei klarem Wetter deutlich vom „Schwedenwall“ in der Nähe des Lubowitzer Schlosses sieht, denken.

„Vor langen, langen Jahren – hauste dort, wo jetzt der Wallfahrtsort Annaberg sich erhebt, ein schlimmer Drache“ (Kühnau, *Geschichtliche Sagen Oberschlesiens*). Ebenso kann der Drache von Lubowitz gemeint sein. Drachensagen gibt es auch im Kreise Leobschütz.

Die nächste Strophe bezieht sich wahrscheinlich auf das Heer der heiligen Hedwig, das von Schönwald kommend – Kaplan Ciupke stammte von dort – mit Rittern und Fußvolk nach dem Annaberg zog und dort bis zum Weltenende schläft.

Da schweiften Ritter blank durch Nebelstreifen,
durch Winde scharf, die auf die Heide pfeifen,
ein Harfner sang, lobt Gott aus Herzensgrunde.

Die letzte Zeile dürfte auf den Annaberg als Wallfahrtsort deuten. Eichendorff spricht oft von verwunschenen Schlössern, in denen eine überaus schöne Jungfrau einem Verirrten sich zeige und ihn bittet, sie zu heiraten und dadurch zu erlösen. Sie wird in einer Sage Windin und Melusine genannt, entschwindet, „in einen kühlen Wind verwandelt. Wenn es stürmt und wettet, fährt sie durch die Luft“ (*Am Sagenborn der Heimat*). Eichendorff hat m. E. diese Sagengestalt, auch eine solche der Weißen Frau, vielleicht von Lubowitz, Zauditz oder Rudnik, auch eine solche von Wassermanns Töchtern, die ja Perlenschmuck besitzen, und die Sagenfigur der mährischen Sidonia

nebst der Schatzsage der Burg Tost zu der Gestalt der „Zauberin im Walde“ verschmolzen.

Sah in Nacht des Vaters Bürge
still erleuchtet ferne stehen,
alles Leben weit versunken.
Sah ich auf kristallnem Nachen
eine wunderschöne Fraue,
ganz umwallt von goldnen Locken.

Sie reicht ihm jeden Frühling von ihrer Halskette die schönste Perle. Sie bezaubert ihn. Er kann von ihr nicht lassen.

Und der Vater schaut vom Berge,
doch den Sohn erblickt er nimmer.

Er ist zu der Zauberin in die Wassertiefe gegangen. Am deutlichsten sind hier die Züge einer Wasserjungfrau.

Der Vogel, der den Jüngling Florimund lockt, mag die Zauberin selbst in dieser Gestalt sein. Ibing führt, nach Kosch's Anmerkungen St. 777, den Vogel auf die schlesische Sage vom Glücksvogel zurück. Eichendorff hat gewiß eine solche Sage von Markowitz gekannt, in der erzählt wird, daß der Glücksvogel einem Köhler ein Goldstück in die Mütze gelegt hat, aber:

... es kam der Winter balde,
und viel Lenze kehrten wieder,
doch der Vogel in dem Walde
sang nie mehr die Wunderlieder.

Das heißt, daß er mit dem Jüngling, mit der Zauberin, weil der Vogel sie selbst war, verschwand.

Das Vampirmotiv hat Eichendorff am deutlichsten im Gedicht „*Die späte Hochzeit*“ gestaltet:

Der Mond ging unter -jetzt ist's Zeit. -
Der Bräut'gam steigt vom Roß.

Da richt't die Braut sich langsam auf,
so hoch und bleich und stumm.

Sie langt mit kalter, weißer Hand
das Herz ihm aus der Brust.

Im Gedicht „*Das kalte Liebchen*“ wird der Jüngling durch einen Kuß getötet:

Sie. Wahnsinn bringt der Toten Kuß.
Er. Weh! es bricht mein junges Leben!
Sie. Mit ins Grab hinunter muß.

Das Motiv der Weißen Frau, wie Eichendorff sie aus schon erwähnten heimischen Sagen kennt, verwendet er klar oder verschleiert sehr gern. Im Gedicht „*Zauberblick*“ „eine schöne Fraue stand, als hütete sie droben die Wälder und das Land“ im Erker einer verfallenen Burg. Ihr Zauberblick zwingt den Wanderer, zu ihr voller Grauen hinzuschauen. Ähnlich ist es in „*Der stille Grund*“, doch dort wirkt eine Wasserjungfrau so zauberhaft.

Im 4. Kapitel der „*Glücksritter*“ vom verzauberten Schloß klingt die Sage von der Weißen Frau in einer weiteren Variation an: „Da fiel dem Klarinetten in dieser Abgeschiedenheit eine Sage ein, die er unten in den Dörfern gehört, und da das Fräulein sie wissen wollte, erzählte er von einem verzauberten Schloß des Grafen Gerold; da wüchse auch das Gras aus den Steinen, da sänge kein Vogel ringsum, und kein Fenster würde jemals geöffnet.

... so stand es öde seit hundert Jahren ...
Doch manchmal in Sommertagen
durch die schwüle Einsamkeit
hört man mittags die Turmuhr schlagen
wie aus einer fremden Zeit.
Und ein Schiffer zu dieser Stunde
sah einst eine schöne Frau
vom Erker schau'n zum Grunde –
Er ruderte schneller vor Graun.

Doch ihn meint die Frau nicht, sondern den, der ihr das Ringlein wiederbringt, das sie in die Saale wirft.

In „*Abnung und Gegenwart*“ und im „*Schloß Dirande*“ tritt die Weiße Frau als Warner, wenn auch nicht als Geist, so doch mit seinen Zügen auf, wie sie als solcher in Lubowitz erschienen ist.

Auch die Sage von Geistermessen ist in Oberschlesien bekannt. Eichendorff mag sie von dem nahen Benkowitz gehört haben, ähnliche sind in Gleiwitz, Bauerwitz und Roben vorhanden. Eichendorff hat sie in völlig veränderter Form in dem Gedicht „*Die stille Gemeinde*“ verwendet.

„*Der Schatzgräber*“ mag in seiner Habgier die Schatzsage von Markowitz als Ursprung haben. Dort hatte ein geiziger Müller der Gorniok-Mühle vor den habgierigen Erben sein Vermögen unter einer Eiche vergraben. Die Flüche, die der Müller seinen Erben gewünscht hat, bringt Eichendorff in anderer Gestaltung:

„Und wirst doch mein!“ und grimmer
wühlt er und wühlt hinab,
da stürzen Steine und Trümmer
über den Narren herab.

Die Verwendung heimatlicher Sagen in seiner Dichtung entspricht dem naiven und doch hintergründigen Denken Eichendorffs und seiner Heimatliebe. Das Phantastische, das mit Um- und Überwelt Versponnene, das Schaurige, das Sinnieren darüber, leben in ihm wie in allen Schlesiern seit Kindheitstagen. Er ist mit Natur und Übernatur innig verbunden, und die Heimat läßt ihn nicht los. Welche Sagen seinen Dichtungen zugrunde liegen, kann niemand genau feststellen, aber die meisten Sagenmotive der Dichtungen Eichendorffs haben ihren Ursprung in dem reichen Phantasie- und Gemütsleben Oberschlesiens. Eichendorff hatte in seiner Jugend die Absicht, eine Sammlung oberschlesischer Sagen und Märchen, die er aus dem Volksmunde wußte, herauszugeben. Was die Nachwelt nur vermuten kann, wäre durch diesen Sagenschatz eindeutig klar geworden.

Eichendorffs letzte Tage in Heidelberg

Karl Otto Frey

Unter Eichendorffs letzten Tagen in Heidelberg ist die kurze Zeit von seiner Rückkehr aus Paris¹ bis zur Heimreise² in die oberschlesische Heimat zu verstehen. Kalendermäßig handelt es sich um die paar Tage³ vom 4. bis 12. Mai 1808.

Die Beantwortung der Frage nach diesen letzten Tagen räumt auf Grund ihrer Akt-nachweise endgültig mit zahlreichen lieb gewordenen Vorstellungen und eingefleischten Irrtümern über die Lebensgeschichte und die Dichterwerdung Eichendorffs auf. Insbesondere wird die Glaubwürdigkeit eines schon für die Heidelberger Zeit angenommenen freundschaftlichen Verkehrs Eichendorffs mit Arnim, Brentano und Görres, für dessen Annahme selbst für die späteren Lebensjahre nicht stichhaltige Beweise vorliegen, gründlich zerstört. Die Ehrfurcht vor den Tatsachen, die allein die Wahrheit erkennen lassen, soll uns hier allein gelten. Auch im literaturgeschichtlichen Räume bleibt zwei mal zwei vier. Die rücksichtslose wissenschaftliche Unbestechlichkeit verlangt Kühle bis ans Herz hinan.

Die Vorstellung eines „fast täglichen“ herzlichen Verkehrs Eichendorffs mit den drei Romantikern gehörte einmal zu dem eisernen Bestand, den uns Älteren die Schule in den Schulsack fürs Leben verpackte, denn sie war die Quintessenz der beglaubigten Wissenschaft aus ihrer Erkenntnis über die Studienzeit Eichendorffs in Heidelberg. Noch heute knabbern vielzuviele Unentwegte, die nicht sehend geworden sind, an diesem längst schimmelig gewordenen Lebensbrot. Ja, auch die Jungen und Jüngsten wissen es nach unseren Feststellungen nicht anders.

Der Mythos von dem Verkehr der Heidelberger Romantiker untereinander verdankt seine unausrottbare Zähigkeit der ebenso falschen Vorstellung, als ob das Tun und Treiben der Heidelberger und seiner Studenten seit eh und je nur eitel Schwärmerei gewesen wäre, als ob die Musensöhne jener Tage den ganzen Tag liedersingend und gitarrenspielend durch die Straßen ihrer Universitätsstadt (gezogen wären, um sich dann an irgendeinem Weintische niederzulassen und dort mit bestem Pfälzer Wein in geschliffenen Römern ihr „teutsches“ Vaterland und ihr feines Lieb hochleben zu lassen. In Wirklichkeit waren die meisten der damaligen Studenten sehr achtbare, ernste und fleißige Leute, die bei Kaffee und Tee ihre geistreichen oder ausgelassenen Gespräche führten und ihr Studium mit bemerkenswertem Fleiß⁴ betrieben.

Der Urkeim der die Wissenschaft so irreführenden Heidelberger Eichendorff-Pseudodoxie läßt sich schon 30 Jahre vor dem Erscheinen von „*Halle und Heidelberg*“ bei Adolf Schöll 112 nachweisen. Noch zu Lebzeiten Eichendorffs, der damals noch nicht die Fünfzig erreicht hatte, schrieb Schöll in seiner einzig gebliebenen größeren Würdi-

Leider stimmt ab Seite 77 die Paginierung nicht mehr und der Computer ist durch nichts dazu zu bewegen, sie ordentlich durchzuführen. [Anm. der Red.]

gung des lebenden Eichendorffs: „Zur Herausgabe derselben (der deutschen Volksbücher von Görres) war ihm auch Eichendorff behilflich (Anm. 1, 2. Abs.), der seit 1807, bei gemeinschaftlichem Aufenthalt in Heidelberg, mit ihm, Brentano und Arnim befreundet...“

Hat Schöll die wohl allzu lebhaften Schilderungen Eichendorffs so gründlich mißverstanden? Wir möchten hier nicht einmal eine Vermutung wagen. Die gutgläubige Behauptung stammt aus Freundesfeder. Sie soll den Freund vor aller Welt ehrenvoll herausheben. Denn mit Arnim, Brentano und Görres seit Jahren befreundet zu sein, war damals eine besondere Auszeichnung, die das Ansehen des Freundes nur erhöhen konnte. Lassen wir indessen den verhängnisvollen Irrtum Schölls auf sich beruhen! Er kann heute nicht mehr aufgeklärt werden. Er ist seinen Weg in die Öffentlichkeit gegangen. Eichendorff und Schöll nahmen jedenfalls keine Veranlassung, ihn zurückzurufen und richtig zu stellen, obwohl damals noch Brentano und Görres am Leben waren (Arnim war seit dem 21. Januar 1831 tot). Die fahrlässige Bemerkung Schölls hat aber im hohen Maße die Heidelberger Eichendorff-Mythodoxie mitverschuldet.

Das Hauptverschulden trifft freilich die ungemein lebhaft Schilderung über Arnims und Brentanos Heidelberger Treiben in „*Halle und Heidelberg*“,⁵ auf die sich heute noch viele als einer Kronzeugin berufen.

Es wird immer ein Rätsel bleiben, wie Männer der Wissenschaft sich selbst und andere über den Quellenwert von *Halle und Heidelberg* so haben täuschen können, zumal Eichendorff selbst im Entwurf zu diesen Abhandlungen ausdrücklich betonte, daß es kein Lebenslauf, sondern eine objektive Schilderung der von ihm durchlebten Zeit werden sollte (Krüger 2). Eichendorff wollte also nicht die zufälligen oder denkwürdigen Begebenheiten aus seinem Leben darstellen, „er wollte keine in allen Einzelheiten zutreffende Selbstbiographie bringen, ihm schwebte vielmehr eine poetische Spiegelung des eigenen Lebens mit aller künstlerischen Freiheit“ vor, ähnlich wie Goethe seine *Dichtung und Wahrheit* gestaltete (Kosch 846). In der Folgezeit aber hielt man diese Schrift für eine authentische Geschichtsquelle seines Lebens und benutzte sie auch so. Aus der lebhaften Schilderung von dem Treiben des Heidelberger romantischen Dreigestirns schloß man auf einen sehr vertrauten freundschaftlichen Verkehr („fast täglich“) Eichendorffs mit diesen Romantikern. Sehr treffend bemerkt hiezu Ewald Reinhard, *Eich.-Kal.* 1922, 23 f., „dann hätte man folgerichtig bei ‚Halle‘ auf eine Bekanntschaft Eichendorffs mit Schiller und Goethe schließen müssen, denn beide werden erwähnt, Schiller aber war zu jener Zeit längst – tot. Eichendorff hat ihn nie gesehen“.

Ja, hatte er während seines ganzen Heidelberger Aufenthalts jemals Brentano von Angesicht gesehen? Welche Möglichkeiten bestanden überhaupt für ihn, mit Arnim und dessen Herzensbruder 1807/08 gleichzeitig in Heidelberg zusammenzutreffen? Um es kurz zu machen: nur während seiner letzten acht Heidelberger Tage, 4. bis 12. Mai 1808. Arnim verließ nach einem vierteljährigen, ersten Aufenthalt am 8. August 1805 bereits wieder Heidelberg,⁶ um in Frankfurt den Druck des ersten *Wunderhorn*bandes zu überwachen. Erst nach zweieinhalb Jahren – „nach Mitte Januar 1808“ (Steig II, 72) – kehrte Arnim wieder in Heidelberg ein, wo diesmal die beiden

anderen Bände des *Wunderhorns* gedruckt werden sollten. Er nahm Wohnung Hauptstraße 152, drei Treppen hoch (Derwein I, 75), ein kleines Stübchen (Steig I, 230) „hoch am Himmel, Zimmers Buchhandlung gegenüber.“⁷

Brentano aber weilte damals die ganze Zeit in Kassel, weil die Fortsetzung des *Wunderhorns* wegen der Mitarbeit der Brüder Grimm, die dort wohnten, besser in Kassel als in Heidelberg sich ausführen ließ (Steig I, 224). Erst am 29. April 1808, als die Brüder Eichendorff noch in Paris weilten, traf Brentano wieder, niedergebeugt durch sein Eheelend mit Auguste Busmann, in Heidelberg ein⁸ (Derwein I, 76). Das erklärt die für viele auffallende Tatsache, daß in Eichendorffs Heidelberger Tagebuch Brentano überhaupt nicht, Arnim aber nur dreimal und zwar ganz am Rande, erwähnt werden.⁹

Ist es in dieser Zeit wenigstens zu einem persönlichen Verkehr gekommen? Hat Eichendorff während dieser Tage noch „die Freunde“ in ihrer angeblichen Romantikerklause aufgesucht und gründet sich die scheinbar intime Kenntnis ihrer Wohnung doch noch auf einer persönlichen Augenseinnahme, wenn auch in letzter Stunde?

Um es gleich zu sagen: Arnim und Brentano wohnten überhaupt niemals in der „ehrbaren, aber obskuren Kneipe“ am Schloßberg. Es ist müßig zu untersuchen, wie Eichendorff auf diesen offenkundigen Irrtum verfallen konnte. Von Arnim und Brentano kann er diese falsche Nachricht bestimmt nicht erfahren haben.

Denn die beiden Freunde bewohnten in jenen Frühlingstagen nachweisbar das herrlich gelegene Gartenhaus des Kirchenrats Horstig, gegenüber dem Faulen Pelz, auf der anderen Straßenseite, am Schloßberg.¹⁰

Ob Eichendorff in seinen letzten Heidelberger Tagen überhaupt noch einmal Arnim oder gar – zum erstenmal! – Brentano zu Gesicht bekam, erscheint nach unseren Unterlagen geradezu ausgeschlossen. Nicht die geringste Andeutung läßt auf eine auch nur flüchtige Begegnung schließen. Zudem waren Arnim und Brentano gerade in jenen Tagen mit Wohnungssuche, der Besichtigung einer großen Anzahl von Quartieren beschäftigt, ehe sie sich für das Horstigsche Gartenhaus, das sie am 12. Mai 1808, dem Abreisetag Eichendorffs, bezogen (Steig II, 150, Steig III, 18), entschlossen hatten. Die Brüder Eichendorff weilten morgens, mittags und abends bei Loeben, mit dem sie noch einmal ihre Lieblingsplätze in und um Heidelberg aufsuchten, wenn sie nicht gerade zwischendurch ihre Abschiedsbesuche (aber nicht bei Arnim und Brentano!) machten.

Freilich, die letzte Klarheit könnten uns nur Eichendorffs verlorengegangene Tagebucheinträge aus diesen Tagen¹¹ geben. Gott sei Dank, daß wir da noch fast gleichwertige und gleichzeitige Notizen haben: es sind die Tagebuchaufzeichnungen von Eichendorffs bestem und treuestem Jugendfreund, dem Grafen Otto Heinrich von Loeben.¹² Aber ach! Wie unbelehrbar und blind haben sich selbst namhafte Forscher gegenüber diesen Aktenunterlagen verhalten!

Namentlich auch der sonst so für die Eichendorffarbeit verdiente Dichterenkel Karl hat diese Jugendfreundschaft in ihrer großen Bedeutung immer wieder herabgemindert und verkleinert, um desto mehr die überhaupt nicht vorhandene Freundschaft mit Arnim und Brentano herausstellen zu können.¹³

So hat Karl von Eichendorff im *Eich.-Kal.* 1918, 37–47, Auszüge aus Loebens noch ungedruckten Tagebüchern 1807 und 1808 gebracht: „Sie werden wiedergegeben, soweit sie auf Eichendorff Bezug haben.“ Aus dem Tenor dieser Ankündigung muß jeder Leser erwarten, daß ihm in folgenden auch wirklich alle diesbezüglichen Stellen aus den noch nicht veröffentlichten Tagebuchblättern Loebens mitgeteilt werden. Dem ist aber nicht so. Es fehlen die für den freundschaftlichen Verkehr so beweiskräftigen und aufschlußreichen Einträge vom 21. Febr. 1808, 26. Febr. 1808, 12. März 1808, 13. März 1808, 26. März 1808 („Eichend. jun. Nachm. bei mir. Der letztere brachte mir *gestern früh* seine Liebl. Poesien für Asts Zeitschrift.“) und 2. April 1808 (Der „*Silhouetteur*“ ist da. Die Freunde lassen sich „conterfeyen“. „Dann spielten wir Tänze u. walzten.“ „Ein recht traulicher, froher Abend auf den feierlichen Tag.“)

Wie gering Karl von Eichendorff Loebens Eintragungen zu den letzten Heidelberger Tagen wertet, darüber mag der Leser sich selbst ein Bild machen. Wir stellen hier Loeben und Karl von Eichendorff nebeneinander. Die Tatsachen sollen sprechen.

Loeben:

1. Mai: Verm. Brief von Eichendorffs mit der Nachr. dß. sie den 4. kommen. Versetzt mich in unruhig-angenehme Stimmung. Sogleich an die Anstalten begeben.

4. Mai: „Fortdauernd Anstalt, zur Abreise ... Eichendorffs sind angekommen.¹⁴ Nachm. bei mir. geg. Abd. mit dem Ältest. spazieren. Dann mit G. bei Müllern¹⁵ geßeß. Süd-Abend, beide Eichend. fanden sich nach und nach auch ein, bis um 10 Uhr im Mond am Schießthor und dann auf der Brücke.“

5. Mai: „Vorm. der jung. Eichend. u. Julius bei mir. Tausenderlei geistig bewegliches Gespräch ... Dann einen himmlischen Abend auf dem Schloße, wo wir in einer Laube aßen, Blütenpracht, grün, wahrer Dichtergarten mit den Eichend. u. Julius. Herrl. Mondenschein in das Laubgegitter hinein, Spät heruntergekommen.“

6. Mai: „Vorm. Florens bei mir, dem ich die Idee mittheilte, Poes. von ihm im II. Th. der R. Wälder (der Romantischen Wälder, nicht zustande gekommen) aufzunehmen. Dann mit ihm bei Julius, alt-deutsche Lieder, gemüthl. Gepr., poet. Tasch. Fr. Schlegel 1806 – – Nachm. der ält. Eichend. bei mir, die heute bei Gör-

Karl von Eichendorff:

Ebenso ohne Schußbemerkung

Nur „Eichendorfs sind angekommen. Nachm. Bei mir. Gegen Abend mit dem Ältesten spazieren“.

„Vorm. der jüngere Eichendorff und Julius bei mir. Tausenderlei geistig bewegliches Gespräch.“

„Nachm. der ältere Eichendorff bei mir, die heute bei Görres zu Abend sind.“

res¹⁶ zu Abend sind.

7. Mai: „... Heute um 6 Uhr auf gest., herrl. Morgen auf dem Schloße zugebracht, in der grünen, duftig. Laube bei den Wassergrotten mit Eichend. u. Julius und – dem Dichtergarten. Es war ein köstl., geistig unendl. reicher Morgen ...“

Nichts.

8. Mai: „Früh zwischen 6 u. 7, wie alle Tage, Genuß der blauen Luft, mit Julius u. b. E. (beiden Eichend.) auf dem rothen Läppchen¹⁷, wo Schloß u. Stadt sich weißnisch (Meißen!) ausnehmen. – Nachm. bei Julius, dann Spazierg. mit ihm u. Florens, darauf alle, u. A. u. G. bei Müller Abend gegeb., Gewitterdräuung, Lustigkeit, alle zu mir, Vorles. mein. Gedichte.“

Nichts.

9. Mai: „... Mit Eichendorffs nach Neckarsteinach über Ziegelhausen gegangen. Trunkenmachender Weg. Die vier Burgen von Neckarsteinach. Die Dritte. Rührung. Wonne. Die steinernen Ritterbilder. Gedichte der Eichend. Traulich hingebende Gespräche. Mittag in Neckargemünd. Rückweg jenseits über den Wolfsbrunnen u. das Schloß. Gesang Heiterkeit. Dichterfrühling.“

Wörtlich ebenso.

10. Mai: (Mit Abschiedsbesuchen ausgefüllt) „Dann bei Müller mit den Freunden gegeb. Abds. bei Voßens, Abschied vom jungen Voß.“

Nichts.

11. Mai: „Heute früh mit Julius und Florens im himml. Rohrbach zum letztenmal geseß. auf der Bank, im Grünen, Hölderlins Ged. im Seckend. M. Alman. gelesen.“ (Dann Abschiedsbesuche bei Görres [2 Mal nicht angetroffen] und Creuzer) „dann mit Julius u. E. auf dem Schloß. Abschied von allen Lieblingsplätzen. Dann bei Müller, vorige, Michaelis u. Grabener. Sanfte Hingebung und Wehmut. Erinnerung an alle tausend Abende auf Müllers Garten. Trenng. v. Grabener. Losreißg. v. Michaelis. Zu Bette.“

Nichts.

12. Mai: „Abreise von Heidelberg mit Eichend. Vorausgehen mit Julius. Einsteig. in den Wagen in Neuenheim ... Wohl-
bepackte Extrapost, es läßt sich alles ver-
gnügt u. gültlich an ...“

„Abreise von Heidelberg mit Eichendorffs.
Vorausgehen mit Julius.“

Damit möchten wir unsere Ausführungen zu Eichendorffs letzten Tagen in Heidelberg beschließen. Aus drucktechnischen Gründen haben wir unseren Stoff stark kürzen müssen. Trotzdem möchten wir gerne hoffen, daß uns auch so der Nachweis gelungen ist, daß auch in diesen letzten Tagen kein Freundschaftsverkehr mehr unter den Dichtern stattgefunden hat, daß vielmehr Eichendorff in Heidelberg bis zuletzt nur mit dem Grafen Loeben in einem sehr engen Freundschaftsverhältnis gestanden ist. Jede anders geartete Ansicht gehört für jeden Einsichtigen ins Reich der Fabel, der Sage, der Legende, des Märchens – auf jeden Fall der Pseudo-Mythologie, deren Zerstörung wir uns hier als Aufgabe und Ziel gesetzt haben.

¹ Zum Abschluß ihrer Heidelberger Studienzeit unternahmen die Brüder Eichendorff eine sog. Kavaliereise nach Paris, 5. April bis 4. Mai 1808. Bis Straßburg begleitete sie der Hamburger Medizinstudent Nik. Heinr. Julius, der Geldmann des Heidelberger Freundeskreises (Loeben, 23. Dezember 1807, „Zenocentius“; Budde, 4. April 1808, 334: „Nach Tisch gingen wir noch zu den guten Eichendorffs. Morgen wollen sie mit Julius nach Straßburg, von dort nach Paris.“) Julius war später eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet des Gefängniswesens. Er starb 20. Aug. 1862 in Hamburg. Görres, der wohl von der beabsichtigten Reise nach Paris erfahren hatte, bat in einem undatierten Briefchen (HKA 13, 1) „die Herren von Eichendorff“, sich auf der Kaiserlichen Bibliothek die historie des quatre fils Aymon (der Haymonskinder) etwas näher anzusehen und daraus „etwa die erste Seite und eine halbe aus der Mitte heraus abzuschreiben, dann würden Sie die Literatur der alten Poesie und mich unendlich verbinden.“ Aus diesem betont höflichen Schreiben glaubte man einmal den Herztön einer tiefer gehenden Freundschaft herauszuhören. Diese vom Meister erbetene Gefälligkeit fälschte man einmal in eine Mitarbeit an den deutschen Volksbüchern um. Görres scheint übrigens öfters seine Zuhörer um kleinere wissenschaftliche Dienste angegangen zu haben. So hat er auch die Eichendorfffreunde Budde und Strauß gebeten, ihm die vom Kirchenvater Clemens Alexandrinus zitierten griechischen Philosophen auszuziehen, „was nicht eben eine leichte Aufgabe ist.“ Er brauchte diese Auszüge für seine Geschichte der Philosophie, worüber er im S. = S. 1808 las. Auch für seine 1810 erschienene Mythengeschichte der asiatischen Welt benutzte er sie (Budde 254 und 431 Anm., Derwein I, 62 f.). Nach Loeben lieferten die Brüder ihr Pariser Material am 6. Mai 1808 bei Görres ab. Sie folgten damit auch einer Einladung zum Abend. Görres dankte nochmals öffentlich in den H.J.b. 1808, 415: „Der Verfasser verdankt diese Notiz der Gefälligkeit ehemaliger Zuhörer (nicht seiner Freunde!), der Herren Barone v. Eichendorff aus Schlesien.“ Die einmal vorhanden gewesenenen Tagebuchnotizen (von H. von Eichendorff noch in seiner Biographie benutzt) müssen heute als verloren gelten. Über die Annahme eines mitgeführten Notizheftes Dyroff, *Aurora* 1937, 144. Auf seiner Ferienreise von Königsberg nach dem Riesengebirge benutzte er jedenfalls solch ein unscheinbares Heftchen für Bleistifteinträge (zur Konzeption von „*Dichter und Gesellen*“). Liegt beim „Eichendorff-Archiv“ (Köhler).

- ² Die Heimreise erfolgte am 12. Mai 1808 (Loeben, nicht erst im Sommer 1808; H. v. Eich. I 43, Krüger 102, Kosch 808). Gemeinsam mit Loeben über Darmstadt, Frankfurt, Aschaffenburg, Spessart, Würzburg, Nürnberg. Hier Trennung der Freunde, Loeben nach der Oberlausitz (Familiengut Nieder-Rüldsdorf), die Eichendorff über Regensburg, Wien nach der ober-schlesischen Heimat.
- ³ Diese kurze Frist ist zu beachten. Es handelt sich keineswegs um einige wenige Wochen (H. v. Eich. I 43, 48).
- ⁴ Heidelberg war damals eine typische Arbeitsuniversität. Krüger bringt 83 eine Briefstelle von Görres: „Etwas gar zu solide ist das Wesen hier ... und das Studium wird getrieben, als ob es das ganze Jahr Karwoche wäre.“ Budde führt 295 das gute Verhältnis zwischen Professoren und Studenten auf das sittliche Betragen und den Fleiß der letzteren zurück; „... und wenn liberaler Umgang der Professoren, Lehrer und Studierenden (das aber immer, wie es sich versteht, nur durch die Bildung, den Fleiß und das sittliche Betragen der letzteren bedingt sein kann) irgendeinen Wert haben, dann verdient auch in dieser Rücksicht Heidelberg vor Halle den Preis ...“
- Die Brüder Eichendorff haben wohl wegen des Früh auf Stehens gerade in einer Bäckerei Quartier bezogen (HKA 11, 210) „Diesen Monath: Früh um halb 5 Uhr aufgestanden ...“ Am 21. Oktober 1807, HKA 11, 220; „... Seit dem Angang der Collegien auch täglich um 5 Uhr des Morgens aufgestanden, und bis 9 einen Tag Jurisprud., den anderen Sprachen studirt.“ Diese eiserne Zeiteinteilung wurde das ganze Semester durchgehalten (Einträge zum 22. November 1807, 31. Januar 1808). Der eleusinische Bund tagte häufiger in einem „Kaffeestübchen“ im Roten Ochsen zu Rohrbach.
- ⁵ Noch 1938 erklärte mir der Heidelberger Literaturhistoriker Frhr. v. Waldberg unter schärfster Ablehnung Krügers, Pissins u. a. diese Schilderung „aus erster Hand“, als authentische Geschichtsquelle für Eichendorffs Heidelberger Zeit.
- Zwar hatte schon 1899 in der Deutschen Literaturzeitung 263–268 das fast tägliche Zusammentreffen Eichendorffs mit den drei Romantikern der besonnene Reinhold Steig im Hinblick auf Krügers unwiderlegliche Feststellung zur allgemeinen Verblüffung des orthodoxen Brentanologers dahin eingeschränkt: daß „diese innere Zulassung zu ihrem (der drei Romantiker) Freundschaftsbunde mit Görres nicht vor, sondern nach dem Pariser Abstecher der jungen Eichendorffs stattfand“. Vor Tische aber las mans anders.
- Walzels Ausführungen in *Euph.* 1900, 802 f. und Koschs Aufstellungen *Euph.* 1907, 301 ff. übergehen wir hier (aus Gründen der Raumersparnis). Jedenfalls aber behauptet noch Rudolf Bach 1940 in der neuen Eichendorff-Ausgabe des Inselverlags 19: „Von einer Frühlingsreise (sol) nach Paris zurückgekehrt, lernten die Brüder den ritterlich männlichen Achim von Arnim und wahrscheinlich auch schon Clemens Brentano kennen ... Nachhaltiger wurde die Bekanntschaft zwar erst später in Berlin.“ Das deckt sich im großen und ganzen mit Reinhardts Meinung, *Aurora* 1937, 89, „daß sich die entscheidende Begegnung zwischen Arnim und Brentano und den Eichendorffs in der kurzen Zeit zwischen der Rückkehr von Paris und dem endgültigen Abschied von Heidelberg (4.–12. Mai 1808) abgespielt habe“.
- Wie unausrottbar aber die Arnim-Brentanolegende selbst noch in Heidelberg wuchert, dafür zwei Belege aus unseren Tagen. Karl Willy Sträub im Heidelberger Sonntagsblatt, beil. Nr. 10 zum Tageblatt vom 12. März 1950, „von den im Faulen Pelz am Schloßberg wohnenden Achim von Arnim und Clemens Brentano“. In der gleichen Nr. auf der gleichen Seite N. Wendevogel, „Im Faulen Pelz wohnen heutzutage ganz andere Brüder als die Arnim – Brentanos“.
- ⁶ Preisendanz: *Die Liebe der Günderröde. Friedrich Creuzers Briefe an Caroline von Günderröde*. Hsg. u. eingeleitet von Karl Pr., München 1912, 145; Ankunft ebda. 90.
- ⁷ Im gleichen Hause, heute Gloriafestspiele, befand sich damals auch das Gasthaus „Zum König von Portugal“, in dem Lenau bei seinem ersten Heidelberger Aufenthalt wohnte und dichtete: „*Schilflieder*“, „*Winternacht*“ u. a. sind hier zwischen 6. und 11. Jan. 1832 entstanden. Am 12. Jan. 1832 an Karl Mayer übersandt. Lenaus Werke, Bong, 403.

- ⁸ Loeben will ihn schon am 28. April getroffen haben: „... Arnim und Brentano begegnet, der zuerst mich nach Heidelberg zog ...“
- ⁹ HKA 11, 223 z. B. zum 2. Febr. 1808: „... wo wir (auf einem Spaziergang nach Neuenheim) H. (= Herrn!) v. Arnim begegneten. Grüner polnischer Pelz. Groß, schön und bedeutend, fast wie Leybring (Breslauer Schauspieler).“ Pissin I, Einl. III, bemerkt hiezu einleuchtend: „Hätte wohl eine Zufallsbegegnung auf der Landstraße solchen Eindruck gemacht, wenn man sich näher gekannt hätte? Notiert man sich, wie ein Mensch, den man trifft, gekleidet ist, wenn man einigermaßen mit ihm vertraut ist?“ – Die beiden übrigen Notizen vom 14. Febr. 1808 und 29. März 1808 streifen den Namen Arnim nur im Vorübereilen flüchtig.
- ¹⁰ Als Brentano am 28. oder 29. April wieder in Heidelberg eingetroffen war, erwies sich Arnims Stübchen als gemeinsame Wohnung für zu klein. Die Freunde begaben sich tagelang auf die Suche, um eine passende Wohnung zu finden.
Die Horstigsche Wohnung war seit dem 18. Jan. 1808 mehrmals im Heidelberger Wochenblatt ausgeschrieben: „Gartenwohnung für den Sommer 1808 zu vermieten. Der Konstitutorialrat Horstig wird von seiner jetzigen Wohnung im Bartholomäischen Garten von künftige Ostern an bis Michaelis die vier ersten Zimmer mit vollständigen Möbeln ... an Liebhaber einer in der Stadt seltenen, überaus angenehmen Gartenwohnung vermieten.“ Sie lag im schönsten und größten (5½ Morgen) Heidelberger Garten. Kurfürst Friedrich der Siegreiche (1451–76) soll ihn einmal seiner geliebten Klara Detten, zu der er „allnächtlich ins Tal herabstieg“, geschenkt haben (Derwein I, 78). Helmina von Chézy, Gemälde von Heidelberg 1816, fand seine quellenreiche Abgeschlossenheit geheimnisvoll-anziehend (Chézy 22, 31). Das Vandalenhaus steht heute an seiner Stelle.
Diese recht romantische Wohnung wählten sich die beiden Dioskuren zu ihrem Sitze aus (Steig II, 150). Arnim an Bettina, 10. Mai 1808: „... wir haben nach Quartieren umhergesehen in dem wunderbaren Frühling und so viele gefunden, daß wir dastanden in Zweifelsmuth zwischen allen. Jetzt ziehen wir in ein herrliches, kleines Haus am Schloßberge, mitten im Grünen, über uns Apfelblüte, unter uns (im Faulen Pelz gegenüber) die lustige Bürgerschaft beim Biere. Horstigs haben darin gewohnt und das macht uns die Wohnung etwas verhaßt.“ Zu Horstigs Schmähartikel über Brentanos tote Sophie. (Derwein I, 58).
- ¹¹ Es ist eine sehr peinliche Angelegenheit mit diesen vernichteten Tagebuchblättern. „Das Original zeigt deutlich, daß an dieser Stelle (nach dem 3. April 1808 bis 7. Oktober 1809) eine ganze Anzahl von Seiten, anscheinend mit der Schere, herausgeschnitten sind (Köhler).“
Michaeli Wächter, 1936, 99: „... daß die Vernichtung, sei es durch den Dichter selbst, sei es durch seinen frommen Sohn Hermann absichtlich erfolgte, steht für mich außer allem Zweifel.“ Karl von Eichendorff, Wächter 1921, 288: „In seiner ausgesprochenen Abneigung gegen die Veröffentlichung lediglich für den engsten Familienkreis (!) bestimmter Schriftstücke hat der Dichter selbst noch kurz vor seinem Tode vieles hierher Gehörige vernichtet. Die Hinterbliebenen haben später um den Wunsch des Verstorbenen zu ehren, das Zerstörungswerk fortgesetzt.“ (!!)
- ¹² Dieser ungemein gütige, oberlausitzische Graf war in Wirklichkeit der dichterische Mentor und Herzensbruder des anfänglich noch völlig unbeholfenen jungen Eichendorff in Heidelberg. Es dürfte sich verlohnen, das überaus zahlreiche Beweismaterial aus den Tagebüchern der Loeben, Eichendorff, Budde und Strauß sowie aus dem Briefwechsel Loeben-Eichendorff zusammenzutragen: die zahlreichen Freundschaftsbeweise sind in ihrer Herzlichkeit oft geradezu überwältigend. Ihre Veröffentlichung wäre eine wissenschaftliche Tat. Ein mutiger Anfang hiezu Ewald Reinhard, *Eich.-Kal.* 1922, 15–25.
Und diese große, selbstlose Jugendfreundschaft hat man nicht wahr haben wollen. Man hat diese Freundschaft in ihrer Bedeutung für Eichendorff zu bagatellisieren versucht. Man hat sie für Eichendorff als belanglos hingestellt. Hanns Wegauer (Essen), *Lit. Zentralblatt für Deutschland*, 1917, 1177 f.: „Im *Eich.-Kal.* 1915 (23) wagte Karl Freih., von Eichendorff die erstaunliche, unwidersprochen gebliebene Behauptung, des jungen Dichters enthusiastische

Freundschaft zu dem Hyperromantiker sei nachträglich konstruiert“ worden. In „dem neuen Jahrg. (1918) kehrt sie etwas abgeschwächt wieder ...“ „Die Behauptung Schölls (Wiener Jahrbücher 1870) ist falsch. Görres war Eichendorffs verehrter Lehrer, nicht sein Freund. Arnim hat der junge Dichter gekannt, aber jedenfalls nur oberflächlich, denn von einem Verkehr wissen wir nichts.“ „Befreundet war Eichendorff in Heidelberg nur mit Loeben, zu dessen ‚Eleusinischen Bund‘ er ganz gehörte.“

¹³ „Die Tagebuchblätter Loebens sind in der Tat der schlagendste Beweis, daß Eichendorff auch in den letzten Heidelberger Tagen nicht mit Arnim und Brentano zusammengetroffen ist (Köhler).“

¹⁴ Laut Heidelberger Wochenblatt vom 9. Mai 1808 wohnten die Brüder Eichendorff die letzten Heidelberger Tage im Goldenen Hecht an der Alten Brücke. Loeben scheint das Quartier besorgt zu haben. Der Goldene Hecht, heute Verkehrslokal der Heidelberger Künstler und zahlreicher, wiedererstandener Studentenverbindungen, war ein alter, rühmlichst bekannter Gasthof, der seine Schildgerechtigkeit Zum Hecht, die von einem Gasthaus am Marktplatz erworben worden war, auf das Jahr 1570 zurückführen kann (Ber. 7 704, 22, Christ 4 und 8). Golden nannte er sich, weil er weder mit einer Metzgerei (rot!) noch mit einer Bäckerei (weiß!) verbunden war.

Loeben hat den Goldenen Hecht zu seinen Geburts-“Champagnerfesten“ bevorzugt (Cod. Heid. 389/481 zum 25. und 26. Dezember 1807, auch Budde 210 und 212; Tgb. zum 10. März 1808, Budde 296 f.).

Über die Beziehungen des Goldenen Hecht zu den ersten Versen vom kühlen Grunde einmal in einem anderen Zusammenhang.

Einen romantischen Höhepunkt erlebte der Goldene Hecht, als Jean Paul, 6. Juli bis 23. August 1817, die ersten Tage dort zubrachte: Philos. Ehrendoktor durch Hegel überreicht, Fackelzug der Studenten (Witkop 166 ff.).

¹⁵ Gartenwirtschaft des Sattlermeisters Müller am Fuße des Riesensteins. Damals noch Ausblick in die Altstadtgassen. Eichendorff war seit Sommer 1807 öfters dort: „seit ungefähr 14 Tagen alle Abend (HKA 11, 199, 201, 219). Heute steht das Sachsen-Preußen-Haus auf diesem Anwesen.

¹⁶ Es war eine Einladung für das in Paris beschaffte Material (Anm.!) und zugleich der Abschiedsbesuch der Brüder vom verehrten Lehrer, mit dem sie in und nach Heidelberg ebenso wenig freundschaftlich verkehrten wie mit Arnim und Brentano. Für Reinhards Vermutung, daß sich hier bei Görres zum erstenmal die Wege der Dichter gekreuzt hätten (*Aurora* 1937, 89), fehlt jede Unterlage. Karl von Eichendorffs Wunschansicht (*Wächter*, Jahrg. 6, Heft 9) kommt keine wissenschaftliche Beweiskraft zu. Den Gegenbeweis erbringt der redselige Loeben e silentio.

¹⁷ Das Rote Läppchen war eine beliebte Ausflugswirtschaft. Der Name soll von der roten Weste herrühren, die der Wirt sonntags trug (Christ 19). In Wirklichkeit befand sich hier am Neckarufer ein rotes Fähnchen (ein rotes Läppchen) als Warnzeichen für die Neckarschiffer.

ABKÜRZUNGEN UND LITERATUR

- Aurora* = *Ein romantischer Almanach*, Oppeln 1929 ff.
 Bach = Rudolf Bach, *Eichendorffausgabe*, Inselverlag, 1940
 Ber. = Berain, Generallandesarchiv Karlsruhe
 Budde = *Wilhelm Buddes Heidelberger Tagebuch aus den Jahren 1807/08*, hsg. von Karl Budde, Hdlbg. 1920
 cod. Heid. = codex Heidelbergensis 369/481, Univers.-Bibl. Hdlbg.
 Christ = Karl Christ, *Alt-Heidelberger Wirtschaften*, Ziegelhausen, o. J.
 Derwein = Herbert Levin, *Die Heidelberger Romantik*, München 1922
Eich. Kal. = *Eichendorff-Kalender*
Euph. = *Euphorion*, *Z. f. Literaturgeschichte*, hsg. von August Sauer, Lpzg. und Wien
 H. v. Eich, I = Hermann von Eichendorffs Biographie des Vaters, 1. Aufl., 1864
 H. v. Eich. II = Von Wilh. Kosch überarbeitete 3. Aufl., 1924
 H.J.b. = *Heidelberger Jahrbücher* 1808
 HKA = *Historisch-kritische Ausgabe der sämtl. Werke Eichendorffs*, hsg. von Wilh. Kosch und Aug. Sauer, Regensburg 1908 ff.
 Keiter = Heinrich Keiter, *Joseph von Eichendorff, Sein Leben und seine Dichtung*, Köln 1887
 Köhler = Willibald Köhler, Direktor des deutschen Eichendorff-Archivs, Wangen im Allg., brieflich
 Kosch = Wilhelm Kosch, *Geschichte der deutschen Literatur*, München 1928
 Krüger = Hermann Anders Krüger, *Der junge Eichendorff*, Oppeln 1898
 Loeben = Des Grafen Otto Heinrich von Loeben Heidelberger und Berliner Originaltagebücher 1807/08 und 1810, früher Stadtarchiv Gleiwitz
 Pissin = *Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte*, Bln. 1906
 Schöll = Wiener Jahrbücher 1836
 Steig I = Reinhold Steig, *Achim von Arnim und Clemens Brentano (Briefwechsel, Stuttgart 1894)*
 Steig II = *Achim von Arnim und Bettina von Brentano*, Stuttgart und Berlin, 1913
 Steig III = *Clemens Brentano und die Brüder Grimm*, ebda, 1914
 Steig IV = *Deutsche Literaturzeitung*, 1899, 263–268
 Strauß = *Heidelberger Tagebuch 1807/08 von Friedrich Abraham Strauß*, Original im Stadt- und Landesarchiv Dortmund („mit einer so unglaublich unleserlichen Schrift, als spiegle sie die aufgeregte Leidenschaft dieser Epoche“, Pissin IX)
 Toepke = Die Matrikel der Universität Heidelberg, 7 Bde., 1884 ff., Bd. 5.
Wächter = *Z. f. alle Zweige der Kultur*, Graz u. a. O.
 Witkop = *Heidelberg und die deutsche Dichtung von Philipp Witkop*, 1916.

ABKÜRZUNGEN UND LITERATUR

- Aurora* = *Ein romantischer Almanach*, Oppeln 1929 ff.
 Bach = Rudolf Bach, *Eichendorffausgabe*, Inselverlag, 1940
 Ber. = Berain, Generallandesarchiv Karlsruhe
 Budde = *Wilhelm Buddes Heidelberger Tagebuch aus den Jahren 1807/08*, hsg. von Karl Budde, Hdlbg. 1920
 cod. Heid. = codex Heidelbergensis 369/481, Univers.-Bibl. Hdlbg.
 Christ = Karl Christ, *Alt-Heidelberger Wirtschaften*, Ziegelhausen, o. J.
 Derwein = Herbert Levin, *Die Heidelberger Romantik*, München 1922
Eich. Kal. = *Eichendorff-Kalender*
Euph. = *Z. f. Literaturgeschichte*, hsg. von August Sauer, Lpzg. und Wien
 H. v. Eich, I = Hermann von Eichendorffs Biographie des Vaters, 1. Aufl., 1864
 H. v. Eich, II = Von Wilh. Kosch überarbeitete 3. Aufl., 1924
 HJb = *Heidelberger Jahrbücher* 1808
 HKA = *Historisch-kritische Ausgabe der sämtl. Werke Eichendorffs*, hsg. von Wilh. Kosch und Aug. Sauer, Regensburg 1908 ff.
 Keiler = Heinrich Keiler, *Joseph von Eichendorff, Sein Leben und seine Dichtung*, Köln 1887
 Köhler = Willibald Köhler, Direktor des deutschen Eichendorff-Archivs, Wangen im Aug., brieflich
 Kosch = Wilhelm Kosch, *Geschichte der deutschen Literatur*, München 1928
 Krüger = Hermann Anders Krüger, *Der junge Eichendorff*, Oppeln 1898
 Loeben = Des Grafen Otto Heinrich von Loeben Heidelberger und Berliner Originaltagebücher 1807/08 und 1810, früher Stadtarchiv Gleiwitz
 Pissin = *Joseph und Wilhelm von Eichendorffs Jugendgedichte*, Bln. 1906
 Scholl = Wiener Jahrbücher 1836
 Steig I = Reinhold Steig, *Achim von Arnim und Clemens Brentano* (Briefwechsel, Stuttgart 1894)
 Steig II = *Achim von Arnim und Bettina von Brentano*, Stuttgart und Berlin, 1913
 Steig III = *Clemens Brentano und die Brüder Grimm*, ebda, 1914
 Steig IV = *Deutsche Literaturzeitung*, 1899, 263-268
 Strauß = *Heidelberger Tagebuch 1807/08 von Friedrich Abraham Strauß*, Original im Stadt- und Landesarchiv Dortmund („mit einer so unglaublich unleserlichen Schrift, als spiegle sie die aufgeregte Leidenschaft dieser Epoche“, Pissin IX)
 Toepke = Die Matrikel der Universität Heidelberg, 7 Bde, 1884 ff., Bd. 5.
 Wächter = *Z. f. alle Zweige der Kultur*, Graz u. a. O.
 Witkop = *Heidelberg und die deutsche Dichtung von Philipp Witkop*, 1916.

Gang durch das neue Eichendorff-Museum

Hans-Eberhard v. Besser

Wenn man vom Wangener Eichendorff-Museum spricht, so soll damit dargetan werden, daß die Wangener Gedenkstätte – das Eichendorffarchiv – alle äußeren und inneren Werte des verlorenen Neisser Eichendorff-Museums umschließen will. Der kulturelle Reichtum und das traditionelle Sein des einstigen Eichendorff-Museums beseelen die wiederaufgerichtete Gedenkstätte und wehren einen schweren Verlust ab, soweit dies möglich ist.

Als ich bei den vorjährigen Wangener Gesprächen zum ersten Mal die Räume betrat, in denen Eichendorffs Wesen und Werk eine neue Heimat erhalten sollte, fand sich neben dem Sekretariat – einem auf nüchtern-sachliche Arbeit hindeutenden, kleinen Zimmer mit dem Jahnschen Stammbaum des Geschlechtes derer von Eichendorff und einer Karte von Schlesien, in einem anderen Raum lediglich eine alte Vitrine. Sie enthielt einige von Frau Paula Latzel-Sednitzky, einer Urenkelin des Dichters, geschenkte Dinge. Die erste bebilderte Ausgabe des Werkes: „*Aus dem Leben eines Taugenichts*“ von Grotjohann und Kanold, die unveröffentlichte Handschrift des Gedichtes: „*Was sollt ich mich kümmern*“ – sowie die Eichendorffplakette von Theodor von Gosen und die Todesanzeige des Dichters. Lange stand ich vor der formschönen Vitrine aus dunklem Kirschholz und fand diesen Beginn ebenso rührend wie tapfer.

Und als ich ein Jahr später wiederum das Haus betrat, das einmal den Namen „Eichendorffhaus“ tragen soll, war ich nicht wenig erstaunt. Man hatte eine Wand durchgebrochen und zwei Räume miteinander verbunden.

Ein bezaubernder Anblick bot sich dar – Sonne über einem grünen Biedermeierzimmer, zarte Mullgardinen an den Fenstern, eine stilgerechte Tapete in Graugrün und Silber, kurzum die Atmosphäre eines Raumes, der fürwahr den Namen: Lubowitzzimmer verdient. Ein Hauch der Zeit eines Eichendorff rührte mich an, in der man noch Reinheit, Andacht und Gebet kannte, Leben aus den tiefsten, den göttlichen Quellen des Seins.

Mit ernstem Aufbauwillen und zähem Bemühen war hier ein entscheidender Schritt vorangetan worden. Ehe man das als intimen Versammlungsraum gedachte Vorzimmer hinter sich läßt und das Biedermeierzimmer betritt, sieht man links die Lebensdaten des Dichters in Zierschrift vermerkt, darunter eine kecke Originalzeichnung – eine Jugenderinnerung von Kurt Jan Blisch – „Lustige Fahrt zu Eichendorff“, während rechts – unter den Werkdaten ein Bild von Alt-Neisse hängt, das ein Schweizer Eichendorff-Freund, dessen Vorfahre das Bild 1843 in Neisse malte, stiftete. Die Worte: „*O Täler weit, o Höhen!*“ über dem Durchbruch sind wie ein hehrer Klang,

der sich gleichsam zu einer tiefen, innigen Harmonie mit der leuchtenden, beschwingten Berglandschaft verbindet, die sich vor dem breiten Fenster in strahlender Weite erhebt. Da steht auch die alte Kirschbaumvitrine, auf ihr die Büste Joseph von Eichendorffs, ein Werk Professor Robert Bednorz–Wiesbaden in ihrer strengen, klassischen Linie. Neues birgt die Vitrine, so die von dem Sohn des Dichters Hermann herausgegebene erste Gesamtausgabe von 1864 in sechs Bänden, daneben „*Des Knaben Wunderhorn*“, ebenfalls die erste Ausgabe, 1806–1808, dabei die erste Taschenausgabe des „*Taugenichts*“, sowie die ersten Ausgaben der Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands und die Geschichte des Romans und des Dramas.

Im Fach darunter finden sich die ersten Ausgaben der Werke: „*Dichter und ihre Gesellen*“ 1834, des „*Taugenichts*“ zusammen mit „*Marmorbild und Romanzen*“ 1826. Die von Professor Dr. Walter Reichart, Universität Ann Arbor-Michigan, geschenkte amerikanische Ausgabe des „*Taugenichts*“. Der Faksimiledruck des Lustspiels „*Die Freier*“ 1833. Vor der Lubowitzmappe, die die in Lubowitz entstandenen Dichtungen in Faksimiledruck enthält, liegt der Handschriftendruck des „*Urtaugenichts*“. Der intime Erkerplatz mit dem reizenden Nähtisch, auf dem die Kleinausgabe des „*Taugenichts*“, von einem Schweizer Verlag in Biedermeierart herausgegeben, liegt, atmet besondere Stimmung. Hier hängt neben Luise v. Larischs Bild, der Frau des Dichters, einer Kreidezeichnung – ein Bild des Schlosses Lubowitz aus den Tagen Eichendorffs. Darunter das handschriftliche Gedicht: „*O schöner Grund, o Höhen*“. Aus ihm wurde später unter Weglassen der letzten allzu persönlichen Strophe und Änderung des Titels das bekannte Lied: „*O Täler weit, o Höhen!*“ Immer mehr vertieft man sich in das Wesenhafte des Raumes und immer mehr spürt man das Fluidum Eichendorffschen Geistes. Neben dem breitbehaglichen an prasselndes Feuer und wechselndes Schattenspiel erinnernden Kamin sieht man die Bilder der Eltern des Dichters, den Ahnherrn des Geschlechtes Christian Erdmann und sieben charakteristische Wachs-poussaden, Vater, Mutter, Geschwister und Onkel Eichendorffs darstellend. Die Originale befinden sich in Kufstein und es wäre besonders verdienstvoll, würden sie dem Eichendorff-Museum überlassen. – Noch vieles fesselt den Besucher: Originalzeichnungen zu Eichendorffschen Liedertexten von Volkert – ein von Wolfgang von Websky – der auch das im Vorzimmer hängende Porträt Eichendorffs nach dem bekannten Stich von Franz Kugler malte – frei nachgeschaffenes, eindrucksvolles Bildnis Joseph von Eichendorffs im Kostüm eines spanischen Granden, wie Rabe in Breslau 1809 in seiner Miniature den Dichter festhielt. – Die Persönlichkeit des Weihbischofs von Breslau v. Schimonsky, Nachbar von Lubowitz und Freund der Familie Eichendorff – und vieles mehr. Eine andere Stimmung erfüllt das Forscherzimmer, dessen Einrichtung ebenfalls Anklänge an die Biedermeierzeit aufweist. Über dem großen Stehpult, in dessen vielen Kästen Noten zu Eichendorffschen Liedern, das Zeitungs- und Fotoarchiv, Erstdrucke Eichendorffscher Werke und Nachschlagematerial aller Art Aufnahme fanden, hängt ein stimmungsvolles Aquarell von Meinrad Köhler: „*Schloßeingang von Lubowitz*“. Der kleine Raum wird von einem überaus gewinnenden Pastellbild des schwärmerischen, jungen Romantikers, geschaffen von Werner Fechner, beherrscht. Mit seinen ebenso gottesfürchtigen wie lebensgläubigen Augen scheint der Dichter in die sich vor dem

Fenster weitende, leuchtende Landschaft zu blicken. Gut kann man sich denken, wie in diesem Raum, vor dessen Schwelle Hast und Verwirrung unserer technisierten Zeit zurückweichen müssen, bei stiller Arbeit so mancher junge Gast etwas von Eichendorffs innerem Wesen empfindet und in sich aufnimmt.

Viele Pläne bestehen noch, um das Haus zu einem von gärtnerischen Anlagen umgebenen „Eichendorffhaus“ zu machen und vieles ist noch zu tun. Freunde, wie Seine Königliche Hoheit Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, den Franz Graf Stillfried für Eichendorff zu interessieren wußte und der die Biedermeiermöbel zur Verfügung stellte, werden gewiß helfen. Sie alle wird der aufrichtende Gedanke beseelen, daß erst dann etwas als wirklich verloren gilt, wenn zu dem äußeren Verlust auch der innere hinzukommt. Innerlich aber besitzen wir heute wie je den Dichter Joseph von Eichendorff, das bezeugt die Schaffung der Gedenkstätte, die den äußeren Verlust des Eichendorff-Museums abwehrt und in dem neuen Haus das seelische Gut zu bergen weiß – bestimmt – zu schenken und zu geben!

Der Kulawik

Willibald Köhler

Da stand das neue Eichendorffschloß nun fertig auf dem Scheitelpunkte der Hochfläche breit zwischen Hof und Park; ruhte wie ein Schwan traumestrunken in der grünen Flut, die das gebrochene holländige Dach mit hohen Wipfeln umspülte; beobachtete mit vielen Fenstern wie mit ebensoviele strengwachsamen Augen den ernährenden Hof nach Norden und schaute mit verschmitzt blitzenden in den festlichen Park, der mit seinen unter der Schere gehaltenen Taxuswänden wie eine in Luft und Sonne sich fortsetzende Wohnung war. Geradewegs vor dem vorgezogenen Mittelteil des Schlosses, vor der Tür, spielte die Wasserkunst mit goldener Kugel, die an den heiteren Tagen lustig in der Sonne blitzte. Stolz über die Rasenteppiche stelzend, die zu einem Menuett im Freien einzuladen schienen, schlug ein Pfau zwischen Kaiserkronen, Päonien und Tulpen sein schilleräugiges Rad. Den Nutzgarten schirmte vor den Blicken Lustwandelnder ein langer Heckenbüchengang ab, der zu lauschigen Blattwerkklauen ausschweifte. Weiße Statuen erwarteten darin stille lächelnd die galanten Liebesspiele.

Der hohe Himmel spannte in wechselvoller Laune sein Dach über die verschwenderische Pracht. Und das ganze Land gehörte mit dazu, denn über den zur Oder steil hinablaufenden Hasengarten hinweg reichte der Blick ungehemmt bis an die fernen blauen Berge ins Weltenweite. – Neben der geradlinigen Steifheit des Rokokogartens wirkte dieser wilde wie ein die Hügel hinabtollender Wildfang. –

Zu diesem Schlosse trabten die Brüder Wilhelm und Joseph von Eichendorff auf den vom Pächter von Niedane ausgeliehenen Pferden hinan ...

Sie ritten, im Strom der würzigen Luft, das Haar den Winden überlassend, scharf zu, da es im Westen schon bedrohlich murrte und funkelte. Nachdem sie bei Landschaftsdirektor von Schymonsky ihre Einladung für den Abschiedsabend auf dem Schlosse eilig vorgebracht hatten, ließen sie die Pferde vor der letzten Höhe noch einmal verschnauften. Die Stille vor dem Sturm lag über der Natur. Joseph versank in Träume. Er ritt mit geschlossenen Augen. Die Erinnerung an die Abschiedsstunde im Ratiborer Schloßgarten ergriff ihn. Denn morgen ging es fort von Lubowitz und der Herzensfreundin, dem Genius der Heimat, Madame Hahmann, ging es fort für ein ganzes Jahr, weit fort nach Heidelberg. Eine kleine Ewigkeit erschienen ihm die zwölf Monate und hundert Meilen wie tausend. Ihn überwältigte der Trennungsschmerz. Joseph drückte dem Schimmel die Sporen in die Flanken, so daß sich das Tier in rasendem Schmerz bäumte. Es schoß in einigen weiten Sätzen davon. Wilhelm hatte Mühe, den von seinem Roß Entführten einzuholen. Er ahnte in brüderlichem Gemüte, was den Sinnen-

den bewegt haben mochte. Darum rief er ihm schon von weitem zu: „Nur nicht elegisch werden, lieber Peppusch!“

Joseph schüttelte sich die Liebkosung, die in dem Kosenamen steckte, wie ein gestreichelter Hund aus dem Fell. Die leuchtende Vision Heidelbergs, wie er es als Knabe zum ersten Male auf einem alten Stiche in des Vaters Bibliothek erblickt hatte. –

Trotzig gab er seinem Rosse noch einmal die Sporen, daß es einen wilden Luftsprung tat. „HeHopp!“ jauchzte er – „hinein in das wildfremde schöne Leben!“ Der erste Donnerschlag erschütterte die Stille. –

„Hinein!“ rief Wilhelm wie ein Widerhall zurück. „So soll es sein!“ und setzte dem Davongaloppierenden nach. Der wetzte ab, als wolle er gleich bis an den Neckar fliegen oder als sähe er es auf ein Wettrennen ab. Wohl fühlte Wilhelm die Kraft in sich und seinem Rappen, es mindestens noch zu einem toten Rennen zu bringen. Aber er war viel zu glücklich über des Bruders wunderbare Selbstbefreiung, als daß er ihm am Ziel nicht wenigstens zehn Pferdelängen Vorsprung gegönnt hätte. So nahmen sie in einem herrlichen Sturm Lauf die Höhe vor dem Schloß. Als Dritter bei dem Rennen jagte das Wetter hinter ihnen drein. –

Joseph flog wie ein siegreicher Rennreiter in den Schloßhof hinein. Dort stand zwischen Schloß und Ställen, in verzweifelter Angst die Arme schwenkend, den wilden Schimmel vor den Ställen zurückzuseuchen, Jakob, der Kulawik, wie den Armen die freche Dorfjugend mit seinem Spitznamen nannte, seitdem er von einem Pferde zum Krüppel geschlagen worden war. Aber Joseph, der Meister in der Kunst des Reitens, warf sich vor dem Schloßtor ungestüm mit biegsamen Schwung zurück, und Roß und Reiter standen wie aus Erz gegossen. Jakob hinkte außer sich herbei. Joseph hatte sich behend aus dem Sattel geschwungen. „Hab ich große Angst gehabt“, keuchte Jakob mit letztem Atem und klammerte sich erschöpft an Joseph fest. Dieser konnte des Knechtes Fassungslosigkeit nicht gleich begreifen.

„Wie damals“, hauchte der Jakob, den Arm des jungen Herrn sanft streichelnd, und Tränen standen in seinen vom Entsetzen großen Augen. Joseph strich dem guten Alten begütigend über den grauen Schädel. „Aber Jakob! Ein fremder Gaul rennt doch nicht in unseren Stall hinein!“ lachte er ihn aus. Ernst aber stand die Schreckensszene, die vor vielen Jahren sich begeben hatte, in aller Deutlichkeit vor seiner Seele. –

Sie waren Knaben. Wilhelm ritt auf einem von des Vaters Pferden vor den bewundernden Blicken des jüngeren Bruders den ersten Galopp seines Lebens. So oft er es auch versuchte, Joseph wollte die gleiche Kunst nicht glücken. – Da träumte er in einer Nacht, er setzte sich aufs Pferd und könne galoppieren. – Wie er erwachte, zog er sich schnell an und stieg eilig in den Hof hinab. Dort ließ er sich von Jakob sein Pferd, den Schimmel Bento, vorführen, um, des Erfolges unerschütterlich gewiß, den Traum durch die Tat zu versuchen. Bento stand aber seltsam versonnen still, als dächte er dem Traume seines jungen Reiters nach. Dieser befahl dem Knecht, das Tier durch einen Streich aus seiner Ruhe aufzuschrecken. Der Jakob schnallte seinen Leibriemen los und brannte gehorsam dem Rosse ordentlich eins auf. Ehe es im wilden Laufe von seinem Schrecken sich befreite, schlug es aus. Da lag der arme Jakob, zum Kulawik,

zum Hinkenden, zerschlagen, ein Häufel Elend auf der Erde, unfähig sich zu regen, während das wildgewordene Tier dem Stall entgegenpreschte. Stolz sah er noch sein liebes Reiterlein aufrecht im Sattel sich behaupten. Wenn es sich aber nicht duckte, mußte es sich den Schädel an der niedrigen Stalltür zerschellen. Da brüllte er, was seine Stimme hergab, des eigenen Schmerzes nicht achtend, hinter dem Jungen her: „Duck dich!“ und ergab sich danach erst der andringenden Ohnmacht. Das Josephlein erfaßte blitzschnell die Gefahr und schmiegte sich, in dessen Mähne sich verkrampfend, ganz eng an den Hals des Tieres an. So schoß es unbeschädigt über die Schwelle. Erst vor der Krippe hielt der Renner an. –

Den Galopp verlernte Joseph nicht wieder. Und fortan gebar sich ihm jede Tat aus dem Traum. Den armen Jakob aber, nachdem er von dem schweren Schlag genesen war, hatte Joseph geschützt und unterstützt, des Knechtes Dienstbarkeit womöglich noch überbietend, manchmal mit so liebevollem Eifer, daß man nicht sogleich wußte, ob nicht der Diener der Bediente war. Den Getreuen aber nannte Joseph danach am liebsten seinen „Duckdich“. –

Der Vertrag Eine Eichendorff-Geschichte

Georg Hyckel

Joseph von Eichendorff hatte in seinem Amte in Berlin einen neuen Assessor zugewiesen erhalten. Bei der ersten Unterredung mit dem neuen Mitarbeiter stellte es sich heraus, daß Eichendorff sich mit dessen Onkel kannte. Sie hatten zusammen in Halle studiert, hatten der gleichen Landsmannschaft angehört, hatten gemeinsam manche Kondition gestoßen, manche lustige Fahrt gemacht und was dergleichen studentische Gepflogenheit im alten Halle mehr waren. Beiläufig erwähnte der junge Mann, er wäre fremd in Berlin und wüßte auch nicht, wo er angenehm unterkommen könnte in einem geeigneten Quartier. „Nun“, meinte Eichendorff nach kurzem Überlegen, „kommen Sie zu mir“. „Aber, wie kann ich“, wollte der junge Mann bescheiden einwenden. Doch Eichendorff unterbrach ihn: „Keine Sorge, junger Freund. Ich bin Ihrem Oheim schuldig, daß ich mich seines Neffen in der Großstadt annehme. Kommen Sie nur zu uns!“

„Aber, Herr Geheimrat, die Umstände, und die Frau Gemahlin“, stammelte überrascht und unsicher der Junge, ein rechtes Muttersöhnchen offenbar. „Es macht keine Umstände, lieber Freund, wir haben das ganze Haus für uns und sind gegenwärtig ganz allein mit unserer kleinen Tochter, unsere Buben sind außerhalb auf der Schule. So wird sich meine Frau freuen, einen jugendlichen Gast im Hause zu haben. Ich schlage Ihnen vor, Sie besuchen uns in unserem Heim in der Potsdamer Straße 41 und wir besprechen dann das Weitere!“

Und so geschah es. Am nächsten Tage saßen sie zusammen, Eichendorff, seine Frau Luise und der junge Assessor von Wolfersdorff. Der junge Mann gab sich im kleinen Kreise aufgeschlossen, unbeschwert und heiter. Die Eichendorffs hatten ihre Freude an ihm. Es wurde ein recht harmonisches und heiteres Beisammensein. Und der Beschluß war: Wolfersdorff blieb im Hause Eichendorff.

In guter Laune saß man zusammen am runden Familientisch. Da meinte der Dichter, und der Schalk blitzte ihm aus den Augen: „Wie wärs, wenn wir einen Vertrag machten, mein lieber Wolfersdorff, mit allen Feinheiten natürlich, wie es sich für solche Rechtskundige gehört, wie wir es sind. Sie sind doch einverstanden?“

Und ehe der junge Mann etwas antworten konnte, nahm der Dichter einen Bogen und die Kieffeder und machte sich bereit: „Also fangen wir an. Sie müssen mich aber tüchtig unterstützen.“

Der Junge ging auf den Scherz ein und in lustigem Hin und Her wurden unter der Führung des Dichters Paragraphen und Sätze formuliert und von ihm niedergeschrieben.

Frau Luise saß still dabei und ihre Augen glänzten, so freute sie sich über die muntere Laune der beiden Männer, besonders über die des Dichters, der, gedrückt von mancherlei Sorgen, in der letzten Zeit recht still geworden war und sich an dem unbeschwerten Wesen des jungen Freundes aufrichtete und sichtlich belebte.

Nun waren die beiden mit ihrer Arbeit fertig. Der Dichter legte die Feder fort: „So, und nun will ich ordnungsmäßig den Vertrag vor den versammelten Kontrahenten und Zeugen verlesen, ehe wir ihn vollziehen.“ Dann las er, was da auf dem Bogen in seiner flotten, feinen Schrift stand:

„Zwischen dem künftigen Justizminister Herrn Otto von Wolfersdorff und dem Baron von Eichendorff ist folgender Mieth-Contract wohlbedächtig verabredet und geschlossen worden.

§ 1. Es vermietet von Eichendorff in dem zwischen Berlin und Potsdam belegenen Schloßchen eine einfenstrige, zwischen Himmel und Erde befindliche Dachstube („Zukünftige Muschelkammer“) nebst Benutzung der dahinführenden Treppe und freier Winterpromenade am Schaafragaben, an den obbenannten zukünftigen Herrn Minister. Eichendorff überliefert die Dachstube im wohnenden Zustande, mit allen Meubles, welche darin sein werden, mit Ausnahme der fehlenden, als da sind: ein Schreibsekretair, ein Kleiderspint und ein Spiegel, in Betreff derer dem Herrn Miether die Anschaffungssorgen gütigst überlassen werden.

§ 2. Der Miethzins besteht 1) In wünschenswerter Zufriedenheit und Wohlbehaglichkeit, 2) In unausgesetzter Wachsamkeit und beispielloser Aufopferung bei vorkommenden nächtlichen Überfällen, 3) In der Verpflichtung, alle Morgen um 8 Uhr, falls der Urvermieter den Schnee noch nicht gewalzt haben sollte und Herr Miether genötigt sein möchte auf das Gericht zu gehen, denselben mit seinen eigenen Stiefeln wegzuschaukeln.

§ 3. 1) wird erlaubt, in den Wintermonaten den Caffé in der Laube bei einer Pfeife Taback einzunehmen. 2) Wenn das Tor verschlossen und kein Schlüssel vorhanden, über dasselbe oder über den Zaun zu steigen, sich dabei in Acht zu nehmen, daß der Herr Miether nicht für einen Räuber gehalten wird. 3) Statt zur Vorderthüre des Schloßchens zur Hinterthüre in dasselbe einzutreten.

§ 4. Kindergeschrei, Holzhacken, Melancholie, Schloßchenanzünden, Abpflücken der Ananas, Granaten oder sonstigen außerordentlichen kostbaren Et ceteras wird höflich verboten.

Beide Contrahenten begeben sich aller, diesem Contract zuwider laufenden Einwendungen, und wünschen einander wohl gespeist zu haben.

Berlin, den 12. September 1832“

Nun unterschrieben die beiden vergnügten Vertragspartner. Frau Luise durfte als Zeugin nicht fehlen. Doch bat sie sich aus, noch einen Zusatz machen zu dürfen, was ihr gewährt wurde. Und sie schrieb kurz und bündig: „Keine müden Häupter werden geduldet.“ Ja, so war sie, sie wollte immer frohe Gesichter in ihrem Hause sehen, so munter und heiter wie heute. Dann setzte sie ihren Namen unter die lustige Abmachung.

Es ist nicht bekannt, wie lange diese währte. Aber daß sie von beiden Seiten gehalten

wurde samt dem Zusatz von Frau Luise, steht außer allem Zweifel.

Die durch sie besiegelte Freundschaft hielt auch an, als die Wohngemeinschaft aufgelöst wurde. Als der Dichter 1840/41 die erste Sammlung seiner Werke herausgab, vereinbarte in seinem Auftrage Wolfersdorff den Vertrag mit dem Verleger Markus Simion, Berlin, da der Dichter damals, wie er in einem Briefe vom 20.1.1856 schrieb „bei fortdauernder Kränklichkeit und Überhäufung von Dienstgeschäften“, die Angelegenheit nicht selbst erledigen mochte und konnte.

Fränkisches Kleinstadt-Scherzo.
In memoriam Eichendorff

Alfons Hayduk

Turm und Fachwerk, spitze Giebel,
Und ein Erker lugt hervor,
Winkelgasse unterm Hügel,
Der sich buckelt hinterm Tor.

Ja, es fehlt auch nicht der Brunnen
Mit der sanften Melodie;
Wunderholder Traum der Wolken
Wird hier wirklich wie noch nie.

Mag dies alles unwirsch schelten,
Wer da immer mäkeln will:
Wer's erfaßt, läßt's gerne gelten,
Dieses köstliche Idyll.

Turm und Fachwerk, spitze Giebel,
Alter Zeiten Glanz und Glück –
Nun, ich finde sie nicht übel,
Die romantische Musik.

Eichendorff und Weinheber

Ein unveröffentlichter Brief des Wiener Dichters

Alfons Hayduk

Auf einer Oberschlesienfahrt österreichischer Dichter, die ich von der Eichendorffstadt Neisse aus durch meine Heimat begleiten durfte, hatte der wohl größte Lyriker seiner Zeit mir seine Freundschaft geschenkt. Mit beglückender Aufgeschlossenheit gab er mir tiefen Einblick in sein wahres Wesen, in seine einmalige menschliche Art ebenso wie in den Reichtum seines Werkes und in die sonst verschlossene Welt seiner Dichterwerkstatt.

Mit dem Besuch des Eichendorffgrabes auf dem Jerusalemer Friedhof, des Sterbezimmers im Eichendorffmuseum zu Neisse begannen unsere Gespräche um den unsterblichen Genius von Lubowitz, den Josef Weinheber, wie er sagte, als die reinste Inkarnation des dichterischen Wortes verehrte.

Der Wiener Dichter überfeilte damals gerade mit äußerster handwerklicher Sorgfalt, die er über alles schätzte, und mit einer geradezu mönchischen Strenge seinen letzten Gedichtband *„Hier ist das Wort“*, den er schon damals als eine Art Vermächtnis betrachtete. Was lag näher, als von seinem Thema aus, zu dem seine Gedanken immer wieder zurückkehrten, sich mit dem Phänomen Eichendorff, immer neue Kreise ziehend, lebhaft auseinander zu setzen und in Rede und Gegenrede von seiner Lieblingsidee vom „reinen Wort“ aus jener eichendorffischen Wünschelrute nachzuspüren, die das „Zauberwort“ von dem *„Lied in allen Dingen“* in eine klingende Welt zu verwandeln gewußt hatte. Niemanden dürfte diese wesensverwandte Zuneigung zu dem schlesischen Freiherrn verwundern, der die Spannweite der Weinheberschen Gefühls- und Formenskala vom hymnischen *„Adel und Untergang“* bis zu den Heurigenstrophen von *„Wien wörtlich“* kennt.

Es war auf der Hügelhöhe der Eichendorffstätte sorglosester Jugendlust, der Burgruine Tost, über deren Steilabhang wir hinunterblickten zu einer jener Mühlen *„in einem kühlen Grunde“*, die für sich beanspruchen, das innigste und volkstümlichste Lied des romantischen Sängers angeregt zu haben. Hier, wo die enge Verschwisterung von dichterischem Genius und Heimatlandschaft so offenbar lag wie selten, ergab sich wie von selbst, von den alljährlich schon zu schöner Überlieferung gewordenen Oberschlesischen Eichendorff-Gedenkfeiern an den Dichterstätten zu erzählen. Wäre es nicht wert, für solche festliche Stunden einen Eichendorff-Hymnus zu besitzen, der aus der gleichen Tiefe des Gemüts und der gleichen Kraft des Wortes käme wie etwa jener sprachgewaltige *„Hymnus auf die deutsche Sprache“*? - Weinheber verstand; der Funke zündete. Ja, wir sollten ein Weinhebersches Preisgedicht auf Eichendorff haben.

Dies ist die Vorgeschichte einer Korrespondenz, von der lediglich der folgende bis-

lang unveröffentlichte Brief erhalten geblieben ist, der letzte, der mich, der ich inzwischen zur Luftwaffe einberufen worden war, noch erreicht hat. Er spricht für sich, auch in seiner Vorahnung des tragischen Endes, und bedarf keines Kommentars:

Kirchstetten, 6.XII.44

Lieber Hayduk! Hab Dank für Deinen ausführlichen Brief. Ich werde wohl nichts mehr an Unterlagen für das Eichendorff-Festgedicht brauchen. Sein eigenes Gedicht macht ja sein Wesen offenbar. Ich hoffe, nach den Feiertagen mit dem Opus zu Rande zu sein, denn ich beschäftige mich in Gedanken viel damit. –

Anbei schicke ich Dir 3 Exp. „Selbstbildnis“,¹ für Dich, die beiden anderen schenk Du lyrikliebenden Kameraden! – Ich bin jetzt ständig in Kirchstetten, meine Wiener Wohnung steht zwar noch, aber wie lange? Wien ist in der letzten Zeit furchtbar heimgesucht worden. Hoffen wir zu Gott, daß alles gut ausgeht. Ich wünsche Dir so schöne Feiertage, als diese grausame Zeit es zuläßt. – 2 Bücher von mir sind in Druck gegangen, über ihr Schicksal kann ich jedoch nichts erfahren. Sie müßten längst heraus sein. „Hier ist das Wort“, woraus ich euch seinerzeit vorgelesen habe, hätte ich noch gerne erlebt.

Sei herzlich und mit allen guten Wünschen begrüßt von

Deinem Josef Weinheber

Im Nachlaß des Dichters hat sich das geplante Gedicht auf Eichendorff nicht gefunden. Es war also wohl noch nicht in das Stadium einer Niederschrift gelangt.

Frau Hedwig Weinheber, die Witwe des Dichters, – übrigens Mitglied der wiederbegründeten Eichendorff-Stiftung – habe ich in dieser Angelegenheit angefragt und um Auskunft darüber gebeten, ob ihr vielleicht Näheres über Weinhebers Absicht bekannt geworden sei. In ihrer Antwort schrieb sie unter anderem folgendes, was das hier geschilderte Vorhaben des Dichters nach seiner brieflichen Mitteilung erhärtet, und gab mir gleichzeitig Kenntnis, daß obiger Brief Aufnahme in den Briefband der Gesamtausgabe der Weinheberschen Werke finden soll.

„Freilich hat er“, so schreibt also Frau Hedwig Weinheber, „mir viel von der damaligen Dichterschaft durch Oberschlesien² und von Ihnen, den er als Freund gewonnen hat, erzählt. Er wollte auch das Gedicht an Eichendorff machen, aber in den Wirren der Zeit von Ende 1944 bis zum Zusammenbruch 1945 hat er wohl nicht die Ruhe gefunden, das Gedicht zu schreiben; der Wille war da.“

Man mag bedauern, mag beklagen. Zukunftsweisend und drum auch tröstlich erscheint, daß dieser Beitrag der Aufhellung eines Faktums dient, das wert ist, von mancherlei Blickpunkten her näher untersucht zu werden. Ihr nicht unwesentlichster dürfte eine Jahrhundertspanne dichterischer Aussage umfassen, die den volkstümlichsten Sänger der deutschen Romantik in eine ebenso kontinuierliche wie lebendig innige Beziehung zu dem letzten großen Lyriker deutscher Zunge setzt, ein Zusammenhang, der angesichts der evidenten Wurzellosigkeit sogenannter moderner Dichtung nicht hoch genug einzuschätzen ist.

¹ Josef Weinheber * 9.3.1892 in Wien; † 8.4.1945 zu Kirchstetten in Niederösterreich.

² Die Einladung hierzu war von der damaligen „Stiftung Oberschlesien“ ausgegangen, deren Vorsitz unser Ehrenmitglied Kraft Graf Henckel von Donnersmarck führte. D. Verf.

Eichendorff und Pommern

Jürgen Marder

Joseph Freiherr von Eichendorffs Verbindungen und Beziehungen zu den verschiedensten deutschen Landschaften, Städten und Stämmen sind vielfältig. Ebenso zahlreich und vollständig sind die Veröffentlichungen hierüber. Eichendorff und – Heidelberg, Berlin, Österreich, Ostpreußen, Wien, Halle, Paris, Danzig, Königsberg und Breslau; all diese Themen wurden bereits untersucht oder behandelt. Hier soll der Beziehungen Eichendorffs zu Pommern, Land und Menschen, gedacht werden. Ihrer gibt es – das stellt man bei einem aufmerksamen Studium des Gesamtwerkes fest – nicht allzu viele.

Zunächst bestehen drei Anknüpfungspunkte zu bekannten pommerschen Künstlern. Nämlich zu den romantischen Malern Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge sowie zu dem vielseitigen Franz Theodor Kugler. Die Verbindung dieser drei Pommern in ihrem Werk und in persönlicher Bekanntschaft zu Joseph Freiherr von Eichendorff ist vielartig und eng. Vor allem Philipp Otto Runge und Caspar David Friedrich waren als die eigentlichen Schürer der romantischen Malerei Eichendorffs Schaffen tief verbunden. Aber auch der außerordentlich begabte Pommer Franz Theodor Kugler, der in einer Person Kunsthistoriker, Dramatiker, Dichter, Maler und Beamter war, ist mit Eichendorffs Leben verknüpft. So wie Kugler den 44jährigen Eichendorff malte, so sind wir gewohnt, den Dichter der Romantik heute zu sehen. Von dem Stettiner Kugler stammt das bekannteste Eichendorff-Portrait, das als Original bis 1945 im Neisser Eichendorff-Museum hing. Heute ist es verschollen. Willibald Köhler – einst in Neisse und heute in Wangen im Allgäu – Leiter der Deutschen Eichendorff-Gedenkstätte, erteilte den ostdeutschen Malern Wolfgang von Websky und Werner Fechner den Auftrag, das weitbekannte Kugler'sche Gemälde zu kopieren. Beiden Künstlern gelang diese Aufgabe in der ihrem Schaffen eigenen Art. Im „Forscher-Zimmer“ der Wangener Eichendorff-Gedenkstätte hängt jetzt die Fechner-Kopie des Kugler'schen Bildes und im „Lubowitz-Zimmer“ die von Webskysche Arbeit. In der zur Zeit im Aufbau begriffenen Gedenkstätte in Wangen im Allgäu werden im sogenannten „Schlesien-Zimmer“ zwei Bilder des Pommern Caspar David Friedrich – „*Riesengebirge*“ und „*Kreuz im Gebirge*“ – an bevorzugter Stelle aufgehängt werden, die so die Beziehungen Eichendorffs zu den beiden aus Pommern kommenden Künstlern betonen. Im sogenannten „Deutschland-Zimmer“ der Wangener „Eichendorff-Stätte“, das Eichendorffs Stellung zu ganz Deutschland würdigt, werden Bilder von Philipp Otto Runge gezeigt.

Im Gesamtwerk Joseph Freiherrn von Eichendorffs gibt es noch hier und da einige

weitere kleine Hinweise, die auf Pommern und seine Menschen hindeuten. So schreibt Eichendorff in seinem Tagebuch über die vier Tageszeiten-Gemälde Philipp Otto Runge unter dem 9. Juli 1807 unter anderem: „Görres (bei dem der Dichter damals in Heidelberg Vorlesungen über Ästhetik hörte) zeigte uns in der ästhetischen Stunde die vier himmlischen Kupferstiche von Runge, die dieses Jahr Preise in Weimar erhielten. Arabesken, voll von unendlicher Deutung.“ Unter dem 2. November 1809 ist im Tagebuch eine Eintragung zu finden, aus der hervorgeht, daß der Dichter an diesem Tag im Theater das Lustspiel „*Schwiegermutter*“ des Stettiner Schriftstellers Johann Christian Brandes (geboren am 15.11.1735) sah. Das Stück amüsierte Eichendorff trefflich.

Der aus Poblitz bei Stolp(e) in Pommern gebürtige Minister Karl Georg Heinrich Hoym spielt verschiedentlich in Eichendorffs Leben eine Rolle. Hoym, der von 1739 bis 1807 lebte, war zunächst im Militär- dann im Verwaltungsdienst tätig. 1770 wurde Hoym – er starb am 22. Oktober 1807 in Dyhernfurt bei Breslau – Minister in Schlesien. Am 13. Februar 1803 lernte der junge Eichendorff Minister Hoym bei einem Ball des Grafen Wedel kennen. Am 18. August des gleichen Jahres war Minister Hoym bei der Hundert-Jahr-Feier der Leopold-Universität in Breslau anwesend. Abends brachte man ihm einen Fackelzug, bei dem Eichendorff auch mitging.

Der aus Greifswald in Vorpommern gebürtige protestantische Theologe Friedrich Wilhelm von Schubert schrieb am 12. März 1835 an den Baron einen Brief nach Berlin, in dem er den „*Studiosus Laws aus Braunsberg*“, der in Berlin studieren sollte, dem „geneigten Wohlwollen“ Eichendorffs empfahl. Dr. Arnold Ruge, Schriftsteller und Politiker aus Bergen auf Rügen, wandte sich aus Halle am 7. September 1840 an den Freiherrn mit einem ausführlichen Brief, in dem er Eichendorff um Unterstützung bei der Herausgabe des „*Deutschen Musenalmanach*“, Jahrgang 1841, bat. Ruge, der bekannte Abgeordnete des Frankfurter Parlaments und später in England Vorkämpfer der internationalen Demokratie, schreibt in diesem Brief vom September 1840, daß dies die erste „unmittelbare Beziehung“ zu Eichendorff sei, die er aufnehme. Der „glückliche Bestand dieser Beziehung“ werde ihm sehr teuer sein. Der Pommer Franz Kugler nennt Eichendorff einmal in einem Brief vom 3. Oktober 1850 den „vorbildlichen Freund in Akten und Versen“. Kuglers Tochter Margarete war das Patenkind von Joseph von Eichendorff. Franz Kugler und Eichendorff fanden sich noch einmal im Jahre 1852 enger zusammen, als sie mit dem damaligen Oberpräsidenten Theodor von Schön über den Wiederaufbau der Marienburg korrespondierten. In der Berliner Zeit Eichendorffs – 1831 bis 1855 – waren beide durch Jahre hindurch in freundschaftlichem Verhältnis gestanden.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß Eichendorff mit allen pommerschen Menschen, mit denen er in nähere Verbindung kam, stets ein gutes, ja meist ein freundschaftliches Verhältnis hatte. Das Land selbst, das er auf Reisen flüchtig kennenlernte, befruchtete ihn nicht zu irgendwelchen Werken und Äußerungen. Jedenfalls ist darüber nichts bekannt.

Ludwig Tieck

Zu seinem hundertsten Todestage

Ewald Reinhard

Es ist mit dem Dichter Ludwig Tieck, dem Seilermeisterssohne aus Berlin (geboren am 6. Juni 1773), umgekehrt gegangen wie mit Kleist und Mörike; denn während Tieck zu Lebzeiten als ein Heros der Poesie, ja als Nebenbuhler Goethes galt, wurden die beiden letztgenannten erst nach ihrem Tode „entdeckt“. Daß man Tieck neben oder gar über Goethe stellte, nennt Welti, der Herausgeber einer achtbändigen Tieck-Ausgabe, „eine Torheit. Die Nachwelt hat ihn unterschätzt und vergessen. Das ist ein Unrecht“. (*Ludwig Tiecks ausgewählte Werke*. Stuttgart o. J. I, S. 7.) So ist das Kapitel Tieck, das einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte der Frühromantik darstellt, mit Problemen gesättigt.

Man fragt nach der geistigen Herkunft dieses romantischen Propheten und erfährt zu seinem Erstaunen, daß er nicht nur auf dem märkischen Sande geboren, sondern auch aus der Berliner Aufklärung hervorgegangen ist, ja, sogar mit dem Haupte der Aufklärer, dem später so befehdeten Nicolai, in Verbindung gestanden.

Aus diesen geistigen Niederungen befreiten ihn erst die Begegnung mit Shakespeare und die Freundschaft mit dem gleichalterigen Mitschüler Wilhelm Heinrich Wackenroder. Die Reise nach Erlangen, wo sie beide gemeinsam studierten, führte sie durch das kultureiche, mit mittelalterlichen Schätzen aller Art gesegnete Franken und erschloß ihnen endlich in Nürnberg die ganze Schatzkammer der deutschen Vergangenheit – das war die Entdeckung unserer verlorengegangenen Vorzeit: des Mittelalters. Diese Stimmung spiegelt sich in den „*Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*“ wider, einem der köstlichen Kleinodien unseres Schrifttums, an dem Tieck einen gewissen Anteil hat.

Seit dieser Zeit ist Ludwig Tieck für das Mittelalter gewonnen; während die Brüder Schlegel, Freunde der Tieckschen Poesie, die theoretische Grundlage zum Wiederaufbau der mittelalterlichen Welt legten, erweckte Tieck durch den Zauberstab seiner Phantasie die Gestalten der schönen Magelone, der Melusine, des treuen Eckart usw., denen er später noch die heilige Genoveva, Oktavian u. a. folgen ließ. Man schreitet hier wie durch einen duftdurchglühten Garten, in dem die Worte, halb Prosa, halb Vers, nur dazusein scheinen, den Leser in ein Labyrinth von Stimmungen und Gefühlen zu verlocken.

Dieser Gang führt leider teilweise in den Irrweg der sogenannten Märchenkomödien; im Grunde ist der viel beachtete „*Gestiefelte Kater*“ gar kein dramatisiertes „Kindermärchen“, wie der Anschlagzettel sagt, sondern die Bühnenhandlung geht nur vor sich, um darin die Gesinnungen eines „aufgeklärten“ Theaterpublikums sich spiegeln

[Abb.: Ludwig Tieck zum 100. Todestage. Zeitgenössischer Stalstich / Sammlung Eichendorff-Museum Wangen / Allgäu / Ludwig Tiecks Handschrift / *Herbstlied*]

zu lassen. Daß Tieck dann später im „*Zerbino oder der Reise nach dem guten Geschmack*“, den er selbst „gewissermaßen eine Fortsetzung des ‚Gestiefelten Katers‘“ nannte, diese Literatursatire, – denn das sind diese dramatischen Spiele –, noch weiter kultivierte, bedeutete keinen Fortschritt; schon daß er das Stück auf sechs lange Aufzüge auszog, gereichte ihm nicht zum Vorteil. Oder soll man nicht doch die Unterbezeichnung „ein deutsches Lustspiel“ als einen Blick in literarisches Neuland deuten? Gleichzeitig mit diesen Werken erstand Tiecks romantischer Roman: „*Franz Sternbalds Wanderungen. Eine alldutsche Geschichte*“, den er in der Vorrede „als das liebste Kind seiner Muße und Phantasie“ bezeichnete und in erster Linie an „die Jünger der Kunst“ richtete, ein Nachklang seiner Unterhaltungen mit Wackenroder. Ein hohes Loblied auf Albrecht Dürer und die großen italienischen und holländischen Maler! Das Jahr 1798, das Erscheinungsjahr des „*Sternbald*“, brachte dem Dichter auch die Gründung eines Hausstandes: seine Ehe mit Amalia Alberti, der Tochter eines Hamburger Pastors, war ungemein glücklich, wengleich sich keine Liebeslyrik an ihr entzündete, und ihre religiösen Wege sich später voneinander trennten, indem die Gattin sowohl wie die Tochter Dorothea konvertierten.

Daß auch Tieck konvertiert sei, wurde weithin geglaubt; ein schlagender Beweis dafür schien sein groß angelegtes „Trauerspiel“ „*Leben und Tod der heiligen Genoveva*“ zu sein, in dem gleich zu Beginn der heilige Bonifatius auftritt und die ganze Begebenheit der sündhaften Liebe Golos und der Verstoßung der Heiligen und ihres Schmerzensreichs in Art und Sinn der frommen Legende zur Darstellung gebracht ward. Aber das stimmungsgesättigte Stück ist naturgemäß wieder kein Drama, das nach einer Bühne verlangt, sondern eine Fülle von Szenen mit großenteils lyrischem Charakter, von ‚Maler Müllers‘ „*Golo und Genoveva*“ nur thematisch beeinflusst, von Hebbels Genoveva-Drama durch eine Welt getrennt.

Im „*Kaiser Octavianus*“, einem „Lustspiel in zwei Teilen“, hat der Vater der älteren Romantik dann noch einmal zu einer großen dramatischen Schöpfung ausgeholt – mit demselben Mißerfolg. Lediglich der Prolog „*Der Aufzug der Romane*“ wird noch gelegentlich eines Wiederabdruckes für wert erachtet, wie etwa in den Auswahl-Ausgaben von Welti und Witkowski. Einen geradezu klassischen Ausdruck verlieh Tieck seinen Ideen in den abschließenden Versen des Prologs:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Für ein Lustspiel ist der „*Octavian*“ viel zu ernst, oft sogar düster; worin etwa in dem ersten Teile die Komik stecken soll, ist unerfindlich. Dazu die ewige Symbolik und die unangebrachte Vermengung der dramatischen Elemente mit lyrischen und epischen Szenen. So muß man es geradezu als ein Glück bezeichnen, daß Tieck seine Absicht, den Magelonenstoff zu dramatisieren, nicht durchgeführt hat. Mit dem „*Octavian*“ schließt Tiecks romantische Periode.

Die Stationen seiner irdischen Wanderschaft alle aufzuführen, ist im Grunde zwecklos; einzig sein Aufenthalt in Jena, der ihn mit den Brüdern Schlegel, mit Novalis, aber

auch mit Goethe und Schiller in Verbindung brachte, hinterließ nachhaltige Spuren und erschien ihm auch später als eine der schönsten Perioden seines Lebens. Die Literaturgeschichte hat diese Zeit als „Jenenser Romantik“ bezeichnet.

Längere Zeit verweilte Tieck auch in seiner Vaterstadt Berlin, wenngleich nicht im elterlichen Hause, häufiger verweilte er bei seinem Freunde von Finkenstein in Ziebingen; Auslandsreisen führten ihn nach Italien (1805), wo er Rom näher kennenlernte, und nach England (1817), das er aufsuchte, um seine Shakespeare-Studien abzurunden und zu vervollständigen.

Doch ließ er sich im Jahre 1819 für mehr als zwei Jahrzehnte in der sächsischen Hauptstadt nieder. Diese Unrast rührte im Grunde von seiner Berufslosigkeit her. Erst in Dresden wurde ihm ein Amt zuteil, und zwar verlieh man ihm, dem Theaterkundigen, die Stelle eines Dramaturgen am sächsischen Hoftheater. Gleichzeitig wurde er Hofrat. Als Dramaturg bereiste er mit dem Hofmarschall von Lüttichau Deutschlands Theaterstädte, worüber er selber spottete: „Nun werde ich doch endlich einmal dafür bezahlt, daß ich reise und Komödie sehe.“

Schon seit Jahren mit Studien über die englische Literatur, namentlich Shakespeare, beschäftigt, gewann er ein solch nahes Verhältnis zu dem Briten, daß er beinahe als Fachkenner erscheinen mochte, und daraus erklärt es sich, daß man der großen Shakespeare-Übersetzung, diesem großartigsten deutschen Übersetzungsdenkmal, seinen Namen beifügte, obwohl es bekannt ist, daß A. W. Schlegel, Tiecks Tochter Dorothea und dem Grafen Baudissin das Hauptverdienst an dieser Übertragung zukommt.

Tiecks Vertrautheit mit dem „*Schwane vom Avon*“ aber spiegelt sich am schönsten wider in der stimmungsgesättigten Novelle „*Dichterleben*“.

Neben Shakespeare war es Calderon, der Tieck besonders anzog; seine blumenreiche Sprache und seine religiöse Inbrunst schienen dem deutschen Romantiker in gleicher Weise bewundernswürdig. Ein tieferes Eindringen ward ihm durch seine mangelnden spanischen Sprachkenntnisse verwehrt.

Auch Cervantes schätzte er sehr.

Zwischendurch laufen Studien über die altdeutsche Poesie, denen wir die „*Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter*“, die Bearbeitung von Lichtensteins „*Frauendienst*“ und die wertvolle Sammlung älterer Dramen unter dem Titel „*Deutsches Theater*“ verdanken. Außerdem gab er noch Schriften von zeitgenössischen Dichtern, wie Novalis, Lenz und Kleist heraus, allein damit ist der Umkreis seines Schaffens noch lange nicht erschöpft; denn obgleich ihn in späteren Jahren vielfach die Gicht plagte, blieb sein Geist ungeschwächt.

Die Dresdener Jahre standen sonst unter keinem unglücklichen Stern. Außer der Übertragung des Amtes eines Dramaturgen gewann er eine eigene literarische Bedeutung dadurch, daß er an gewissen Tagen der Woche vor einem gewählten Publikum Vorlesungen veranstaltete, die bald einen Hauptanziehungspunkt Dresdens bildeten. Die Kunst seines Vertrages war so vollkommen, daß Durchreisende, darunter Dichter wie Jean Paul, Immermann, Holtei, Grillparzer u. a., es sich nicht nehmen ließen, zu diesen Abenden sich einzufinden. Man hörte Stücke von Goethe und Schiller, von Holberg und Calderon, von Shakespeare und – von Tieck.

Der Dichtkunst diente Tieck bis in das Greisenalter hinein; nur daß die Welt der Romantik nun hinter ihm versunken scheint, und daß wir uns zwischen realistischen Wesen und in realistischen Räumen bewegen. Lieblingsformen der Poesie sind nun Roman und Novelle. „*Der Aufruhr in den Cevennen*“, ein großangelegter Roman, blieb leider unvollendet (1826), dagegen gelang ihm in dem, die Spätrenaissance schildernden Roman „*Vittoria Accorombona*“ (1840) noch einmal ein großer Wurf; denn in diesem Werke feiert das Erzählertalent Tiecks ebenso wie seine Charakterisierungskunst die letzten Triumphe.

Unter seinen zahlreichen Novellen aus der Spätzeit ragt das kleine Werkchen „*Des Lebens Überfluß*“ als besonders köstliches Kleinod hervor. Das ist noch einmal der von Witz und Laune sprudelnde Romantiker. Aber auch „*die Gemälde*“, der „*Tod des Dichters*“, die Geschichte des Camoëns, des portugiesischen Nationaldichters – u. a. werden stets ihre Lesergemeinde finden und befriedigen.

Der Tod der Gattin und noch mehr der Heimgang der ihm gleichgearteten Tochter Dorothea trafen den Greis tief; ja, sogar Nahrungssorgen schienen zu drohen, da entriß ihn die Einladung des preußischen Königs Friedrich Wilhelms IV., des „Romantikers auf dem Throne“, nach Berlin allen weiteren Besorgnissen, und nach einer wiederholten Einladung übersiedelte er ganz an die Spree, wo er viel Liebe und Anerkennung erfuhr. So richtete der König ihm in Potsdam eigenhändig eine schöne Gartenwohnung ein. Man zog ihn bei allerlei Aufführungen klassischer und englischer Stücke zu Rate; er durfte bei Hofe vorlesen und konnte literarische Pläne fassen. Selbst das Sturmjahr 1848 überstand er glücklich. Hebbel, der den greisen Dichter im Jahre 1851 besuchte, fand ihn geistig „kräftig und frisch“; der junge Rudolf Köpke wurde sein Eckermann, dem er über sein Leben und seine Lebensanschauungen berichtete.

Dann klopfte der Tod vernehmlich an die Pforte; die Kräfte ließen mehr und mehr nach, und am 28. April 1853 verschied der Dichter des „*Sternbald*“, des „*Gestiefelten Katers*“, der „*Genovera*“ und so vieler anderer dichterischen Erzeugnisse, nur von wenigen Getreuen umgeben. In dem Leichenzuge, der ihn zur letzten Ruhe geleitete, schritt der „letzte Ritter der Romantik“: Josef Freiherr von Eichendorff.

Eine Beurteilung Tiecks ist ungemein schwierig. Daß er eine reichbegabte Künstlernatur war, phantasievoll, formgewandt, witzig, aufgeschlossen für alles Schöne, Edle und Große, wer möchte das bestreiten! Er war auch im Gegensatze zu den Schlegels schöpferisch begabt, aber diesen Vorzügen stehen große Mängel gegenüber.

Wie war es möglich, so fragen wir, daß Tieck mit den Aufklärern paktierte, die er später bis aufs Messer bekämpfte, wie konnte er späterhin als Freund der Wackenroder, der Schlegels und des Novalis sich in den Zaubergärten der Romantik wohlfühlen, wie ist es zu erklären, daß er die Fahne der Romantik verließ und zum Wegebereiter des Realismus wurde! Wann haben wir den wahren Tieck, sozusagen den „Original-Tieck“, vor uns? Der Hauptvertreter der älteren Romantik war im Grunde ein geschickter An- und Nachempfänger, eine poetische Wetterfahne. Diese Erkenntnis verwehrt es uns, ihn den Klassikern unseres Schrifttums zuzuzählen. Als Vermittler ausländischer Poesie hat er seine besonderen Verdienste.

Und in allen seinen Werken ist Tieck nur Literat. Selbst das Märchen muß dazu dienen,

literarische Streitigkeiten auszutragen. Diese Literatur, mit der er sich auseinandersetzt, ist aber keine andere wie die seiner Zeit. Daher ist es dem nachgeborenen Geschlechte nur möglich, den Sinn dieses Kampfes zu erkennen, wenn er sich mit Hilfe gelehrter Anmerkungen und eines umständlichen Kommentares in den Zusammenhang einführen läßt – und das dürfte nicht dazu beitragen, den Genuß an einem Kunstwerke zu begründen.

Wie stand nun Eichendorff zu dem älteren Bruder in Apoll? Als Hallenser Student las der schlesische Musensohn auf seinen Morgenspaziergängen zu dem malerischen Giebichenstein „*Franz Sternbalds Wanderungen*“,¹ und als ihn fast zwei Jahre später sein Weg durch Nürnberg führte, fühlte er sich in den mittelalterlichen Straßen und Gassen der einstigen Reichsstadt wieder an den *Sternbald* erinnert.² In seiner Literaturgeschichte hat Eichendorff des früher so geliebten Werkes seltsamerweise nicht mehr gedacht. Dagegen begegnen wir in Briefen und Aufsätzen häufiger einer Erwähnung des „Zerbino“, sogar in seiner politischen Betrachtung „*Preußen und die Konstitutionen*“.³

Sonst ist die literarische Welt naturgemäß voll von dem Ruhme Tiecks: in Heidelberg spricht man genau so gut über ihn⁴ wie in Berlin⁵ oder bei den Schlegels in Wien,⁶ wo man das Verhältnis der „*Genoveva*“ von „Maler Müller“ zu der Tieckschen erörtert. Auch der Vortrag eines Tieckschen Liedes wird einmal erwähnt.⁷

Die Frage, ob Tieck und Eichendorff sich persönlich gekannt, wurde zeitweise negativ beantwortet, bis eine Briefstelle in der Korrespondenz des Ministers Theodor von Schön, eines Freundes Eichendorffs, die Unrichtigkeit dieser Behauptung erwies; der Minister schrieb nämlich am 18. Oktober 1840 an seine Frau: „Eben war Eichendorff hier, von Dresden zurückgekehrt, wo er auch Tieck gesprochen hat.“⁸

Ob außerdem eine Begegnung der beiden Dichter stattgefunden hat, wie aus der Zeichnung von Ludwig Pietsch im „*Bazar*“ (8.XI.1866) „*Ein Abend bei Ludwig Tieck*“ hervorzugehen scheint, wo Eichendorff unter den Zuhörern ist, bleibt zweifelhaft.⁹

Wenngleich nun auch die Ausbeute über die persönlichen Beziehungen Tiecks zu dem jüngeren Romantiker gering ist, so erfahren wir aus Eichendorffs literarhistorischen Schriften um so mehr über den Gefährten der Schlegels und des Novalis.

In seiner ersten literarhistorischen Schrift „*Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*“ (Leipzig 1847) hat Eichendorff dem Dichter Tieck ein eigenes Kapitel gewidmet, das mit geringen Änderungen in Eichendorffs „*Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands*“ (weiterhin einfach „*Literaturgeschichte*“ genannt) übergegangen ist. Der Standpunkt Eichendorffs Tieck gegenüber ist eindeutig; wohl nennt er den „*blonden Eckbert*“ ein „unvergleichliches Märchen“, wohl rühmt er die „*Genoveva*“, sein „unstreitig vollendetstes Werk“, wohl findet er Tieck in seinen „*Spott-Komödien*“ „unübertroffen“, aber seine Kritik ist dabei nicht eben sehr zartfühlend. Zunächst ist er erstaunt „über die kühle, schlanke Fügsamkeit dieses Talents“, und er belegt diese „schnelle Fühlbarkeit“ des Dichters auch mit Zitaten aus Tiecks Werken. Noch weniger gefällt Eichendorff der Mangel einer „konfessionellen Entschiedenheit“, er ist einer Neutralität verfallen, welche nach Eichendorff der Romantik am wenigsten ansteht, „dieser Todfeindin aller Neutralität“.

Bis zum Vorwurfe eines offensichtlichen Verrates seiner alten Ideale ist dann nur ein kleiner Schritt: er tut ihn in seinem Werke „*Zur Geschichte des Dramas*“, wo er von Tiecks letzten Novellen sagt, in ihnen kehre Tieck der Romantik „beinahe feindlich wieder den Rücken“.

Und doch: trotz dieser scharfen Kritik stand Eichendorff auf einem Gebiete ganz und gar im Banne des großen Meisters: in der Literatursatire. Der „*Krieg den Philistern*“ und „*Meierbeths Glück und Ende*“ sind ganz und gar aus Tieckschem Geiste geboren. Hier wie dort begegnen wir barocken Einfällen: das Stück im Stück, Einbeziehung des Publikums in die Ereignisse auf der Bühne, die Schauspieler schlafen ein, ein „ungeheures Schiff“ liegt auf Walzen und bewegt sich auf einer Sandfläche. Die Verspottung trifft bei Eichendorff gleich wie bei Tieck literarische Gegner: Aufklärer, Teegesellschaften, daneben auch Beamte, die meinen, mit dem Federkiel den Weltbau stützen zu können. Im „*Meierbeth*“ geht es gegen Shakespeare-Nachahmer, gegen Walter-Scott-Enthusiasten, gegen die Schicksalstragödie, und Hans Brandenburg nennt diese Literaturkomödie – wohl gegen manchen Widerspruch – „unter Eichendorffs dramatischen Arbeiten ... seine gelungenste“.¹⁰

In Eichendorffs Entwürfe zu dem Puppenspiele „*Das Incognito*“¹¹ finden sich dann die ersten Versuche, Tieck selbst dramatisch zu verspotten; wenigstens spricht „Willibald“ von Waldhorn und Waldeinsamkeit, er kommt von der Romantik her, der es „jetzo flau“ geht und läßt sich von bisherigen Gegnern, den Antiromantikern, gegen Handgeld anwerben.

Desgleichen ist zweifellos eine Verspottung Tiecks in Eichendorffs Novelle „*Viel Lärmen um nichts*“ beabsichtigt; dort erscheint Tieck in der Maske des Schriftstellers Willibald. Mit einem gewissen Bedauern nimmt man wahr, wie die anfängliche Begeisterung Eichendorffs für Tieck, die in den Äußerungen des Grafen Loeben, des Heidelberger Gefährten unseres Dichters, alles Maß überstieg, nach und nach immer mehr einer Ernüchterung wich, die sich am Ende geradezu zu einer Art Feindschaft steigerte. Ähnlich erging es dem Romantiker mit Fouqué, den er anfangs überaus schätzte, um ihn dann später als den „*Quichote der Romantik*“ zu bezeichnen.

Es war das bei dem Romantiker ein Ausfluß seines geraden, ungebrochenen Wesens; von den einmal als wahr und gut erkannten Grundsätzen abzuweichen, war ihm unmöglich. Tieck als Romantiker war ihm groß; der mit den Rationalisten liebäugelnde und nach neuen Göttern ausschauende Exromantiker war ihm fremd und verdächtig. Eichendorff blieb sich selber treu, mochte es auch so kommen, daß er alleine blieb,
„der letzte Ritter der Romantik“.

¹ *Sämtl. Werke des Frhr. J. v. Eichendorff*. HKA Regensburg o. J., Bd. XI, S. 107.

² Ebenda S. 194.

³ S. W. HKA a.a.O. Bd. X, S. 299.

⁴ Ebenda Bd. XI, S. 222.

⁵ Ebenda S. 247.

⁶ Ebenda S. 306.

⁷ Ebenda S. 309.

⁸ Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen Theodor von Schön. Bd. II, 3, S. 204.

⁹ Abgebildet in der „*Aurora*“ N (1934), S. 64; Text S. 99.

¹⁰ H. Brandenburg: *Joseph von Eichendorff*. München 1922. S. 387.

¹¹ H. Häusle: *Das Incognito* (Deutsche Quellen und Studien VI). Regensburg, o. J. S. 44.

Aus Eichendorffs „*Robert und Guiscard*“

Heidelberg

Gebendet sahen zwischen Rebenhügeln
Sie eine Stadt, von Blüten wie verschneit,
Im klaren Strome träumerisch sich spiegeln,
Aus lichtdurchblitzter Waldeseinsamkeit
Hoch über Fluß und Stadt und Weilern
Die Trümmer eines alten Schlosses pfeilern.

Und wie sie an das Tor der Stadt gelangen,
Die Brunnen rauschend in den Gassen gehen,
Und Hirten ferne von den Bergen sangen,
Und fröhliche Gesell'n beim duft'gen Wehn
Der Gärten rings in wunderlichen Trachten
Vor ihrer Liebsten Türen Ständchen brachten.

Der Wald indes rauscht von uralten Sagen,
Und von des Schlosses Zinnen über'm Fluß,
Die wie aus andrer Zeit herübertagen,
Spricht abendlich der Burggeist seinen Gruß,
Die Stadt gesegnend seit viel hundert Jahren
Und Schiff und Schiffer, die vorüberfahren.

In dieses Märchens Bann verzaubert stehen
Die Wandrer still. – Zieh weiter, wer da kann!
So hatten sie's in Träumen wohl gesehen,
Und jeden blickt's wie seine Heimat an.
Und keinem hat der Zauber noch gelogen,
Denn HEIDELBERG war's, wo sie eingezogen.

Vor hundert Jahren schrieb Eichendorff sein Versepos „*Robert und Guiscard*“, im Druck erschienen 1855 (siehe Histor. kritische Ausg., 1. Bd., Teil 2, Anmerk. S. 850 ff.). In „*Gedanken und Lieder*“ (Josef Habel / Regensburg 1950) gibt der Herausgeber folgende Kurz-Charakteristik: „Es ist eine Erzählung aus der französischen Revolution in Versen unter Verwendung der Motive des Brudermordes, des Bruderkrieges und eigener Erinnerungen, besonders an Heidelberg.“ – Obige Strophen sind dem Schluß der Dichtung entnommen.

Paul Heyse war einer der ersten begeisterten Verehrter dieser Alterspoesie, deren Keim in Eichendorffs Heidelberger Jugenderlebnis liegt. Heyse schrieb Eichendorff: „Ich bin völlig entzückt von der Grazie Ihrer Art, in Versen zu erzählen.“

O du stille Zeit!



O du stil-le Zeit,
In der Ein-sam-keit



Kommst, — eh wirs ge-dacht
rauscht — es nun so sacht }



ü-ber die Berge weit, über die Berge weit,



gu- te Nacht!
(Eichendorf)

Cesar Bresjau 1939

Zum Lied „O du stille Zeit“ von Cesar Bresgen

Waldemar Klink

Cesar Bresgen hat der deutschen Singebewegung [sic!] schon eine ganze Reihe neuer Lieder geschenkt, die über die Schule und junge Singkreise hinaus den Weg zu Ohren und Herzen der Jugend gefunden haben. Es sei nur erinnert an seine frohen Weihnachtslieder „So singen wir den Winter an“, „Was ist das nur heut?“, „Knecht Rupprecht aus dem Walde“ und an das herzliche Morgenlied „Aus den hellen Birken steigt“. Das umstehende Eichendorff-Lied „O du stille Zeit“, dessen Faksimile der Komponist dem Almanach *Aurora* überlassen hat, fand durch seine warme Innigkeit und durch die Sinnfälligkeit der Melodie besonderen Anklang. Ja, ich möchte sogar behaupten: Es ist bereits Volkslied geworden.

Bresgen, heute Professor für Komposition am Mozarteum in Salzburg, kommt aus der Jugendbewegung, hat durch Fritz Jöde das herbe, lineare Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts lieben gelernt und weiß deshalb besser als mancher konzessionslose Neutöner, daß auch eine neue Volksweise in allererster Linie sangbar und doch zuchtvoll aus eingängigen Melodiekeimen geformt sein muß. Man sehe sich die umstehende Weise nur einmal kurz daraufhin an und man wird finden, daß sie ungemein logisch in Anstieg und Abfall gebaut ist. Dabei beschränkt sich die Leistung Cesar Bresgens bei weitem nicht auf seine volkstümlichen Lieder. Wer Einsicht in sein kompositorisches Schaffen hat, der weiß, daß er Entscheidendes gerade in den Großformen der Musik zu leisten vermag, also im Oratorium, in der großen Kantate, in der Oper und in sinfonischen Instrumentalwerken. Der heute 40jährige Komponist (geboren 1913 in Florenz aus deutscher Ahnenreihe) zeigt sich, trotzdem er von Igor Strawinsky und Carl Orff irgendwie beeinflusst ist, in seinem konzertanten Schaffen ganz als Eigenständiger: sprühendes Temperament, vitale Rhythmik, kühnste Harmonik verbunden mit sinnfälliger Melodik und musikantischer Unbekümmertheit bei aller Formgebundenheit. Wir dürfen noch manche Überraschungen von ihm erwarten.

Daß er aber bei aller Verbundenheit zum zeitgenössischen Musikschaffen so ursprünglich und natürlich geblieben ist, um so gleichsam im Nebenher schlichte Volksmelodien zu erfinden, die selbst einfachsten Menschen eingehen, und daß er den Musikhunger der Jugend durch seine unverkünstelten Lieder, Jugendkantaten und vor allem die köstlich märchenhaften Jugendopern so herzlich zu stillen vermag, das müssen wir alle ihm besonders danken. Das Lied ist im Voggenreiter-Verlag (Bad Godesberg, Siegfriedstraße 2) erschienen.

MITTEILUNGEN / BÜCHERECKE

EICHENDORFF-BIBLIOGRAPHIE

Bearbeitet von Hans M. Meyer

1952–53 und Nachträge 1945–52

Bearbeitungs- und Ordnungsgrundsätze des Verzeichnisses sind dieselben wie im vergangenen Jahr. Der Übersicht über Neuausgaben Eichendorffscher Werke schließen sich also die Titel des Schrifttums über den Dichter an; es folgt – erstmalig – ein Verzeichnis in den Jahren 1945 bis etwa 1951 im Druck erschienener Vertonungen Eichendorffscher Lieder. Durch eine Reihe von Ergänzungen konnte vor allem die Gruppe II vervollständigt werden. Der freundschaftlichen Zusammenarbeit mit Herrn Bibliotheksrat Dr. Herbert Rister verdanke ich einen Teil der hier nachgetragenen Titel zum Schrifttum über Eichendorff.

In der Übersicht über die – bibliographischen Quellen entnommenen – Titel der Vertonungen sind die „Sammlungen“ alphabetisch nach Komponistennamen verzeichnet; der weit umfangreichere Teil über „Einzelne Lieder“ ordnet jedoch alphabetisch nach dem Liedanfang, dem (in Klammer) der Titel des Liedes und dann erst der Komponistennamen sich anschließt – unter dem Gesichtspunkt, daß in einer Dichterbiographie der Dichtung vor allem anderen der Vorrang gebührt.

I. NEUE AUSGABEN

- | | |
|---|--|
| <p>1. <i>Historische und literarische Schriften</i>. Die Ausg. besorgte Reinhold Schneider. – Wien: Bergland-Verl. 1952. 487 S. 8°</p> <p>2. <i>Gedichte</i>. Mit 5 farb. Handlith. v. Gertrud Guyer. – Bern: Scherz o.J. 162 S. 8° (Duo-Bücher)</p> <p>3. <i>Gedichte</i>. 3. Aufl. – Bern: Scherz 1947 [Neuaufgabe 1950]. 78 S. 8° (Parnass-Bücherei. 18.)</p> <p>4. <i>Mein Herz still in sich singet. Eine Auswahl aus der Lyrik</i>. 2. Aufl. – Stuttgart: Riederer 1952. 106 S. 8° (Perlenkette. 8.)</p> <p>5. <i>Gedichte</i>. Auswahl von Herm. Gaupp. 11.–15. Tsd. – Stuttgart: Port 1953. 102 S. 8° (Gedichte. 2.)</p> <p>6. <i>Das Schloß Dürende. Die Entführung. 2 Erzählungen</i>. 2. Aufl. – Bern: Scherz 1947. 78 S. 8° (Parnass-Bücherei. 33.)</p> | <p>7. <i>Erzählungen – Das Große Welttheater</i>. Die Ausg. besorgte Reinhold Schneider. [Lizenzausg.] – Wien: Bergland-Verl. 1953. 389 S. 8°</p> <p>8. <i>Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle</i>. – Hamburg: Trautmann 1946 (Ausgabe 1947). 111 S. 8°</p> <p>9. – Mit 7 Lithographien von Paul Ortner. – Linz: Genius-Verl. 1947. 82 S. 8°</p> <p>10. – Zeichn. Werner Oberle. – Paris: YMCA 1947. 123 S. 8°</p> <p>11. – Wien, Innsbruck, Lindau: Apollo-Verl. 1947. 96 S. 8° (Condor-Bibliothek. 24.)</p> <p>12. – Introd. et notes: René Guignard. – Paris: Berlin 1948. 131 S. 8° (Deutsche Kultur u. Literatur)</p> <p>13. – 4. Aufl. – Bern: Scherz 1948. 76 S. 8° (Parnass-Bücherei. Bd. 3.)</p> |
|---|--|

14. – Neuaufl. – Hamburg: Laatzen 1951. 72 S. 8° (Hamburger Lesehefte. Nr. 5)
15. – Mit Ill. v. Elly Holm u. einem Nachw. u. Erl. v. G.P. J. Trümpelmann. – Pretoria: Van Schaik 1951. 208 S. 8° (Van Schaik's Sammlung deutscher Schriftsteller. Bd. 10.)
16. – Con introd., note e la vita dell'autore a cura della Prof. Angelica Escher. Ed. per le scuole. – Brescia: Vannini 1951. 157 S., 1 Titelbild. 8° (Florilegio di scrittori stranieri. 11.)
17. – Novelle. 116.–125. Tsd. – Wiesbaden: Insel-Verl. 1952. 94 S. kl. 8° (Insel-Bücherei. Nr. 224.)
18. – Ill. v. Emmy Grimme-Sagai. – Wien: Deutsche Buchgemeinschaft 1952. 192 S. 8°
19. – Mit 5 farb. Handlith. von Gertrud Guyer. – Bern: Scherz 1953. 162 S. kl. 8° (Duo-Bücher)
20. Unstern. Eine nicht vollendete Novelle von J. v. E. – Hochland. Jg. 45, 1952/53. 255–59.
21. Petersen, Katharina: *Aus dem Leben eines Tangenichts. Romant. Spiel mit Musik u. Gesang, sehr frei nach d. Novelle v. Joseph v. Eichendorff. [Nebst] Musikbeft.* – Rotenburg a. d. Fulda: Dt. Laienspiel-Verl. 1949. 8° (Die Volksbühne. H. 14.)
- II. Schrifttum über Eichendorff
22. *Aurora. Eichendorff-Almanach.* Jahrgabe d. Eichendorff-Stiftung e. V. Eichendorffbund. 13. Hrsg.: Karl Schodrok. – Neumarkt/Opf.: Verl. Kulturwerk Schlesien 1953. 91 S., 6 Taf. 8°
23. Gaupp, Hermann: *Eichendorff. Bilder aus seinem Leben.* Hrsg. mit Zustimmung d. Kultminist. Stuttgart durch d. Landesanst. f. Erz. u. Unterr., Stuttg. Text d. Lebensganges: H. Gaupp. Aufbau d. Bilderfolge u. Text d. Erl.: Philipp Harden-Rauch. Unt. bes. Mitwirk. d. Eichendorff-Museums Wangen/Allg. u. d. Univ.-Bibl. Heidelberg. – Stuttgart: Schreiber 1952. 8°. 64 S.
24. Meyer, Hans Moritz: *Eichendorff-Bibliographie. 1945–1951/52.* – *Aurora.* 13, 1953. 77–82.
25. Anders, Achim: *Sänger des deutschen Waldes. Zum 165. Geb. Joseph von Eichendorffs.* Mit 2 Abb. – *Der Schlesier.* Bresl. Nachr. Jg. 5, 1953, 10. S. 6.
26. Anders, Maria: *Ein Leben mit Eichendorff.* – Bresl. Nachr. Jg. 2, 1950, 29. Bl. 6.
27. Anders-Thilo, Maria: „O Täler weit, o Höhen...“ *Ein Leben mit Eichendorff.* – *Der Schlesier.* Hauskalender f. 1954. 1953. 63–68.
28. Boeckh, Joachim G.: „O Täler weit, o Höhen...“ *Zum 95. Todestag von Joseph von Eichendorff.* – *Neues Deutschland,* Berlin, v. 27.11.1952. [u.d.T.]: *Vom reaktionären Romantiker zum progressiven Vorläufer in: Ost-Probleme,* Frankf./M. Jg. 5, 1953. 4–6.
29. Brandenburg, Hans: *Eichendorff-Fahrten in Oberschlesien.* 1.2. – *Schlesische Rundschau.* Jg. 5, Nr. 30 v. 25.10. u. Nr. 31 v. 5.11.1953.
30. Demuth, Otto: *Die Bedeutung Wiens und des Donauraumes in Eichendorffs künstlerischer Entwicklung.* – *Aurora.* 13, 1953. 22–26.
31. *Joseph von Eichendorff.* – *Schles. Rundschau.* Jg. 2, 1950, 18. S. 6.
32. *Joseph von Eichendorff und die Marienburg.* – *Heimat u. Glaube,* Lippstadt. Jg. 4, 1952, 8. S. 6.
33. *Eichendorff, Trüster der Vertriebenen.* – Bresl. Nachr. Jg. 2, 1950, 33. Bl. 7.
34. Ermatinger, Emil: *Joseph von Eichendorff.* – In: *Ermatinger: Deutsche Dichter.* Bd. 2, 1949. 258–66.
35. Frey, Karl Otto: *Friedrich Glück ein großer Unbekannter. [Schöpfer d. Melodie v. „In einem kühlen Grunde“]* – *Aurora.* 13, 1953. 53–55.
36. Friebe, Barbara: *Joseph Freiherr von Eichendorff. Der schles. Romantiker.* – *Ostdt. Heimat. Jahrbuch ...* 1949. Ausg. „Schlächtes Himmelreich.“ S. 68 f.
37. Fuchs, Kath.: *Das „Gewissen Deutschlands“ und der Lützowsche Jäger. Umland und Eichendorff zum Gedenken.* – *Heute u. morgen,* Düsseldorf. Jg. 1952. 969–72.
38. Giernoth, Josef W.: *Eichendorff auf Schloß Sedlnitz.* – *Der Schlesier.* Bresl. Nachr. Jg. 4, 1952, 7. S. 6.
39. Grober, Lydia: *Eichendorffs Tangenichts.* – Bresl. Nachr. Jg. 1, 1949, 8. Bl. 7.

40. Grolman, Adolf von: *Eichendorffs Frömmigkeit*. – *Aurora*. 13, 1953. 33–35.
41. „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ *Zum 165. Geburtstag des Dichters Joseph von Eichendorff am 10. März*. (ler)-Börsenblatt f. d. dt. Buchhandel, Leipzig. Jg. 120, 1953. 183–85.
42. Grundmann, Günther: *Moritz von Schwind, der Maler im Geiste Eichendorffs*. – *Aurora*. 13, 1953. 11–16.
43. Hampel, Bruno: *Zur Abnentaſel Joseph Freiherr von Eichendorff* (Ergänzungen zu d. „Abnentaſeln brübmter Deutscher. 5. Folge“.) – Adler, Wien. Bd. 2 (16), 1950/52. 118 f.
44. Hayduk, Alfons: *Eichendorff und der „sozialistische Realismus“*. – *Aurora*. 13, 1953. 88 f.
45. –: *Weg und Wandel der Lyrik von Eichendorff bis Rilke*. – *Aurora*. 13, 1953. 37–40.
46. Herrmann, Joachim: *Das letzte Lied von Richard Strauß*. [Eichendorff: Im Abendrot] – *Aurora*. 13, 1953. 51 f.
47. *Die „Hohnsteiner“ spielen Eichendorff*. (Fr.Ar.) – *Aurora*. 13, 1953. 86.
48. Hyckel, Georg: „Ein Bilderbogen scheint alles, was vergangen.“ *Kleine Geschichten um J. v. E.* – *Aurora*. 13, 1953. 69–75. [Ausw. aus e. Buchmanuskript.]
49. –: *Letzte Wege Josephs von Eichendorff*. – *Aurora*. 13, 1953. 27–32.
50. Jahn, Alfred: *Zur Gestaltung des neuen deutschen Eichendorff-Museums in Wangen*. – *Aurora*. 13, 1953. 65 f.
51. Karkosch, Konrad: *Eichendorff in der Kriegsgefangenschaft*. – *Bresl. Nachr.* Jg. 2, 1950, 9. Bl. 7.
52. –: *Von Eichendorff'scher Romantik*. – *Bresl. Nachr.* Jg. 1, 1949, 9. Bl. 7.
53. Kluckhohn, Paul: *Vielfalt und Einheit der deutschen Romantik*. – *Universität*. Jg. 8, 1953. 139–47.
54. Knittel, Kurt: *Eichendorffs Heidelberg-Erlebnis*. – *Badische Heimat*. Jg. 32, 1952. 6–12.
55. Köhler, Willibald: *Eines deutschen Botschafters beglückende Botschaft*. [Betr.: Eichendorff-Akten d. Breslauer Regierung] – *Aurora*. 13, 1953. 17–21.
56. –: *Der Dichter der Vertriebenen*. – *Volkskalender f. Heimatvertr. aus Schlesien*, München 1949, 93–95.
57. –: *Die Eichendorff-Stadt Neisse*. – *Ostdt. Heimat. Jahrbuch ...* Ausg. B. Schläsches Himmelmreich. 3, 1951. 52–55.
58. –: *Zu Eichendorffs Todestag*. – *Bresl. Nachr.* Jg. 2, 1950, 33. Bl. 6.
59. –: *Unstern. Das Schicksal der oberschles. Eichendorff-Stätten Lubowitz und Neisse*. – *Aurora*. 13, 1953. 57–61.
60. –: *Unstern über Lubowitz*. – *Der Schlesier. Hauskalender* f. 1953. 1952. 75–77.
61. –: *Unstern über Lubowitz. Zu Eichendorffs 95. Todestag am 26. November*. – *Schles. Rundschau*. Jg. 4, 1952, 33. S. 4.
62. Kosch, Wilhelm: *Ein unbekannter Brief Eichendorffs aus dem Revolutionsjahr 1848*. – *Aurora*. 13, 1953. 36.
63. Krause, Hella: „Ahnung und Gegenwart.“ *Joseph von Eichendorffs Vision des 20. Jahrhunderts*. – *Die Kommenden*. Jg. 7. Nr. 11 v. 10.6.1953.
64. Kukoſka, Gerhard: *Wieder Eichendorff-Stiftung*. – *Der Schlesien Bresl. Nachr.* Jg. 4, 1952, 37. S. 6.
65. Lukács, Georg: *Eichendorff*. – In: Lukács: *Deutsche Realisten des 19. Jhs.* Berlin 1952. S. 49–65.
66. Moser, Karl Willi: *Bilderbogen aus dem Neisser Eichendorff-Museum. Erinnerungen*. – *Aurora*. 13, 1953. 62–64.
67. –: *Im deutschen Eichendorff-Museum, Neisse O/S*. – *Der Schlesien Bresl. Nachr.* Jg. 3, 1951, 24. S. 8.
68. Müller, Günther: *Besprechung von Kunz: Eichendorff. 1951*. – *Anzeiger f. dt. Altertum u. dt. Literatur*. Bd. 66, 1953. 106–08.
69. *Neubegründung der Eichendorff-Stiftung als e. V.* – *Schles. Rundschau*. Jg. 4, 1952, 35/36. S. 6.
70. Niedrig, Kurt Heinz: *Die Lustspieltheorie Friedrich Schlegels – ihre Stellung und Wirkung in der Romantik*. – o. O. u. J. 121 gez. Bl. 4° [Maschinenschr.] – Heidelberg, Phil. Diss. 1951. [Bl. 177–199: *Brentano und Eichendorff*]
71. Oeller, Helmut: *Das schlafende Lied bei Eichendorff*. – Würzburg 1951. 272 gez. Bl. 4° [Maschinenschr.] – Würzburg, Phil. Diss. v. 27.11.1951.
72. Plehn, Chlodwig: *Eichendorff soll in die Walballa*. – *Schles. Rundschau*. Jg. 4, 1952, 22. S. 3.
73. Porsch, Ingeborg-Maria: *Die Macht des*

- vergangenen Lebens in Eichendorffs Roman „Abnung und Gegenwart“. – Frankfurt a. M. 1951. 71 S. 8° – Frankfurt, Phil. Diss. v. 24.7.1951.
74. Ranegger, Franz: *Die Wiederentdeckung des Literaturhistorikers Joseph von Eichendorff*. – *Aurora*. 13, 1953. 44–50.
75. Reinhard, Ewald: *Josef von Eichendorff und Melchior von Diepenbrock. Zum 100-jährigen Todestage Diepenbrocks*. – *Aurora*. 13, 1953. 83.
76. –: *Eichendorff als Märchenerzähler*. – *Aurora*. 13, 1953. 41–43.
77. –: *Die historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe. Schicksal, Rückschau und Ausblick*. – *Zeitschr. f. dt. Philologie*. Bd. 71, 1952/53. 378–81.
78. Rößler, Hellmuth: *Joseph Frh. v. Eichendorff. 1788-1857*. – In: *Biogr. Wörterbuch zur dt. Gesch.* München 1952 ff. S. 154 f.
79. Schneider, Reinhold: *Vom Geschichtsbe-wußtsein der Romantik. Drei Essays*. – Mainz: Verl. d. Akademie; Wiesbaden: Steiner in Komm. 1952. 51 S. 8° (Akademie d. Wissenschaften u. d. Literatur. Abhandlungen d. Klasse d. Lit. Jg. 1951, Nr. 5.) [Darin S. 23–32: Eichendorff]
80. –: *Eichendorffs Weltgefühl*. – In: Schneider: *Dämonie und Verklärung*. 1947. S. 293–327.
81. Schodrok, Karl: *Eichendorff-Gedenksfeier in Schwabach*. – *Neisser Heimatbl.* Jg. 4, 1951, 20/21.
82. –: *Eichendorff-Stiftung e. V. wieder gegründet*. – *Aurora*. 13, 1953. 91 f.
83. –: *Von Eichendorffs Nachkommen*. – *Aurora*. 13, 1953. 85.
84. –: *Zum Schicksal der schlesischen Eichendorff-Stätten*. – *Aurora*. 13, 1953. 84 f.
85. –: *Warum wieder Eichendorff?* – *Aurora*. 13, 1953. 7–9.
86. Schoell, Hans Christoph: „*Wo die weißen Statuen stehen ...*“ *Der Schwetzingen Schloßgarten in Eichendorffs Leben und Liedern*. – Merian, Hbg. Jg. 2, 1949/50, 11. S. 87–89.
87. Stöcklein, Paul: *Zum Nachlaß Eichendorffs*. [betr. Novellenfragment „Unstern“] – Hochland. Jg. 45, 1952/53. 284–87.
88. Teichmann, Hedwig: *Eichendorff in Österreichisch-Schlesien*. – In: *Wir Sudentendeutsche*. 1949. S. 295–97. 89.
89. Wölfel, Friedrich: *Eichendorff-Studie an Hand des literaturwissenschaftlichen Erlebnissbegriffes*. – o. O. 1950. XXI, 151, XVI gez. Bl. 4° [Maschinenschr.] – Erlangen, Phil. Diss. v. 31.7.1950.

III. VERTONUNGEN Sammlungen

90. Bella, Rudolf: op. 81. *Drei Studentenlieder nach Texten von J. v. E.* 1–3. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
1. *Studentenfahrt: Die Jäger ziehen in grünen Wald.*
 2. *Der verzweifelte Liebhaber: Studieren will nichts bringen.*
 3. *Der Student: Bei dem angenehmsten Wetter singen alle Vögelein.*
91. Blum, Robert: *Der wandernde Musikant*. 5 Männerchöre nach Gedichten von J. v. E. 1–5. – Zürich: Hug & Co. 1947. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
1. *Wandern lieb ich für mein Leben.*
 2. *Wenn die Sonne lieblich schiene.*
 3. *Durch Feld und Buchenballen.*
 4. *Ich hör die Bächlein rauschen.*
 5. *Herz, in deinen sonnenhellen Tagen.*
92. Kraft, Karl: op. 65. *Vom Wandern*. Liederkreis nach J. v. E. [Neudr.] – Augsburg: Böhm 1950. 8°; f. Jugend- oder Fr.-Chor.
1. *Frische Fahrt: Laue Luft kommt blau geflogen*; 3stg.
 2. *Nachts: Ich wandre durch die stille Nacht*; 1stg.
 3. *Die Spielleute: Frühmorgens durch die Klüfte wir blasen Victoria*; 3stg.
 4. *Mittagsgruß: Über Bergen, Fluß und Talen*; 1stg.
 5. *Wegweiser: Jetzt mußt du rechts dich schlagen*; 1stg.
 6. *Der Abend: Schweigt der Menschen laute Lust*; 2stg.
 7. *Der Vögel Abschied: Ade, ihr Felsenhalten*; 3stg.
93. **fehlt in Aurora 14.**
94. Kunz, Ernst: *Einkehr: Steig nur, Sonne, auf die Höhe!* Kantate nach Gedichten von J. v. E. – Zürich: Hug & Co. 1946.

32. S. 4°; f. 4stgn M.-Chor m. Orch. od. Klav.-Ausz.
95. Müller-Zürich, Paul: *Von Werktag und Sonntag. Spruchkantate nach J. v. E.* – Zürich: Hug & Co. 1946. 14 S. 4°; f. 3stgn Fr.-Chor m. Orch. Klav.-Ausz.
96. Schwarz-Schilling, Reinhard: *Drei Lieder nach Gedichten von J. v. E.* – Kassel, Basel: Bärenreiter-Verl. 1949. 11 S. 8°; f. Bar. m. Klav. = Bärenreiter-Ausz. 2144.
1. *Todeslust: Bevor er in die blaue Flut gesunken.*
 2. *Marienlied: Wenn ins Land die Wetter hängen.*
 3. *Kurze Fahrt: Postborn, wie so keck und fröhlich...*
97. –: *Der wandernde Musikant. Lieder nach Gedichten von J. v. E.* – Kassel, Basel: Bärenreiter-Verl. 1949. 16 S. 8°; f. Bar. m. Klav. = Bärenreiter-Ausz. 2145. *Der wandernde Musikant: Wandern lieb ich für mein Leben. Wenn die Sonne lieblich schiene. Bist du manchmal auch verstimmt. Durch Feld und Buchhallen.*
98. Sehlbach, Erich: op. 68,1. *Der ferne Klang. Chorlieder nach Gedichten von J. v. E. T. 1.* – Wolfenbüttel: Möselers 1951. 8°; f. 3stgn Fr.-Chor.
99. Wünschelbrute – *Der Abend – Wanderspruch – Nachtblume – Treue.*
99. Steinbeuser, Wilhelm: *Drei Gesänge nach Gedichten von E.* – Recklinghausen: Iris-Verl. 1948. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = Iris-Chorsammlung. Nr. 66–68.
1. *Der Einsiedler: Komm, Trost der Welt.*
 2. *Nachklang: Mir träumt, ich ruhete wieder.*
 3. *Treue: Wenn schon alle Vögel schweigen.*
100. Wolf, Hugo: *Eichendorff-Lieder.* Daraus:
 Nr. 1. *Der Freund: Wer auf den Wogen schliefe.*
 Nr. 2. *Der Musikant: Wandern lieb ich für mein Leben.*
 Nr. 3. *Verscheigene Liebe: Über Wipfel und Staaten...*
 Nr. 8. *Nachzauber: Hörst du nicht die Quellen gehen.*
 Nr. 12. *Heimweh: Wer in die Fremde will wandern.*
 – Leipzig: Peters 1950. 8°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav. mit dt. u. engl. Text.
- In: Wolf: *Ausgewählte Lieder.*=Ed. Peters. Nr. 4290 a bzw. b.
101. –: *Der Musikant: Wandern lieb ich für mein Leben. Der Freund: Wer auf Wogen schliefe.* – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1947. 8°; f. Ges. m. Klav. Aus: Wolf: *Ausgewählte Lieder.* 9. 10. Eichendorfflieder.
- Einzelne Lieder*
102. *Ade, ihr Felsenballen (Der Vögel Abschied).* – Kurt Hessenberg, op. 31, Nr. 4. – Mainz: Schott 1951. 6 S. 8°; f. gem. Chor, 6-7stg.
103. – Armin Knab. – Köln: Tonger 1948. 8°, f. 3stgn Fr.-Chor.=Knab: *Drei Eichendorff-Lieder.* 3
- 103a. s. a. Nr. 92.
104. *Ade nun, liebe Lieder (Abschied).* – Ernst Broeckin. – Zürich: Hug & Co. 1947. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
105. – Ernst Kunz. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor
106. *Andre haben andre Schwingen (Wahlspruch).* – Reinhard Schwarz-Schilling – Kassel: Bärenreiter 1947/ 48. 8°; Kanon zu 2 St.=in: Bärenreiter-Chorblatt. 86.
107. *Aus schweren Träumen fuhr ich oft auf (Motto).* – Othmar Schoeck, op. 51, Nr 2. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. m. Klav. In: Schoeck: *Lieder-Album.* Bd. 3.
108. *Bei dem angenehmsten Wetter singen alle Vögelein (Der Student).* – Hans Lavater. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950; f. 4stgn M.-Chor.=Lavater-Märki-Oser: *Der Sänger.* 46.
- 108a. s. a. Nr. 92.
109. *Bevor er in die blaue Flut gesunken (Todeslust)* s. Nr. 96.
110. *Bist du manchmal auch verstimmt (Der wandernde Musikant. 4.)* s. Nr. 97.
111. *Da fabr' ich still im Wagen (In der Fremde).* – Othmar Schoeck, op. 15, Nr. 4. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. (h) m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album.* Bd. 1.
112. *Dämmerung will die Flügel spreiten (Zwielicht).* – Wilhelm Steinheu-

- ser, op. 12. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor m. Horn ad lib. = Iris-Chor-Sammlung. Nr. 10.
113. *Durch Feld und Buchenhallen (Reiselied; Der wandernde Musikant. 6.)*. – Walther Hensel. Satz: W. Menzel. – Kassel, Basel: Bärenreiter-Verlag. 1949. 8°; 1stg. – In: *Singt oft aning*. F. 2. – Bärenreiter-Ausg. 802.
114. – Leo Lehner. – Wien: Doblinger 1949. 8°; f. 2 Sing-St. m. Akkord. Od. Git. ad lib. – In: Lehner: *Frohsinn im Ranzel*.
115. I. Neumann. – Stuttgart: Hänßler 1950. 8°; f. 4stgn gem. Chor. = Volkslieder. H. 2, 7.
116. – Othmar Schoeck, op. 12, Nr. 1, – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album*. Bd. 1 bzw. 2.
117. – Heinrich Spitta. – Wolfenbüttel: Möseler 1950. 2 Bl. 8°; f. 2–4stgn M.-Chor.=Chorsätze f. Männerstimmen. 13.
118. – Karl Frdr. Zelter. Klav.-Satz: Zelter. – Wolfenbüttel: Möseler 1949. 8°; 2stg. Mel.- u. Klav. Part.-Ausg. – In: *Hobe Sommerzeit in Liedern*. = *Die Singstunde*. Nr 20.
- 118a. – s. a. Nr. 91; 97.
- 118b. *Es ging Maria in den Morgen hinein* s. Nr. 180.
119. *Es haben viel Dichter gesungen (Tröst)*. – Othmar Schoeck, op. 51, Nr. 3. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album*. Bd. 3.
120. *Es schauert der Wald vor Lust (Nachklänge)*. 5.). – Karl Marx. – Kassel: Bärenreiter 1947. qu. – 8°; 4stg. = Marx: *Kanons*. 2.
121. *Es wandelt, was wir schauen (Ergebung; Der Umkehrende)*. 4.) – Ernst Märki. – Bern: Müller & Schade 1948. 8° f. 4stgn Fr.-Chor. – In: Märki: op. 37. Zwei Chöre. = Märki: *Kompositionen f. Frauenchor*.
122. – Ernst Pepping. – Kassel, Basel: Bärenreiter-Verl. 1949. qu. – 8°; f. Ges. m. Klav. – In: Pepping: *Trost- u. Hansbuch*. Nr. 39 = Bärenreiter-Ausg. Nr. 2251.
123. *Es war, als hätt' der Himmel (Mondnacht)*. – Wilhelm Bein. – Hannover: Hampe 1951. 8°; f. 4 stgn M.-Chor.
124. – Willy Hermanns. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1947. 4°; f. 4stgn M.-Chor. = Iris-Chor-Sammlung. Nr. 20.
125. – Robert Schumann, op. 39, Nr. 5.-Berlin: Moeschk 1947. 4°; f. Ges. m. Klav.
126. – Robert Schumann, op. 39, Nr 5. – Leipzig: Peters 1947. 8°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav.-In: *Die Klassiker d. dt. Liedes*. Bd. 2, Nr. 14.=*Ed. Peters*. 4545 b bzw. 4575 b.
127. – Robert Schumann, op. 39, Nr. 5. – Mainz: Schott 1951. 8°; f. Ges. m. Klav. – In: *Das dt. Kunstlied*. H. 2.=*Ed. Schott*. 4266.
128. *Es zog eine Hochzeit den Berg entlang (Im Walde)*. – Robert Schumann, op. 39, Nr. 11. – Celle: Moeck; Auslfg.: Stuttgart: Scholing 1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor.=*Liederblätter*. Bl. 222.
129. – Robert Schumann, op. 39, Nr. 11. – Zürich: Hug & Co. 1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
130. *Es zogen zwei rüst'ge Gesellen (Die zwei Gesellen; Frühlingsfabri)*. – Hans Loesch. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
131. – Robert Schumann, op. 45, Nr 2. – Leipzig: Peters 1947. 8°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav. – In: *Die Klassiker d. dt. Liedes*. Bd. 2, Nr. 16.=*Ed. Peters*. 4545 b bzw. 4575 b.
132. *Fängt die Sonne an zu stechen* (Musikantengruß; Tusch). – Jürg Wyttenbach. – Zürich: Hug & Co. 1949. 8°; f. 4stgn M. – Chor.
133. *Fliegt der erste Morgenstrahl (Der Morgen; Wachen und Träumen)*. – Karl Heinrich David. – Zürich: Hug & Co. 1951. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
134. – Ernst Kunz. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. Solo u. 4stgn Fr.-Chor m. Streich-Orch. (Klav.)
135. – Walter Rein. – Wolfenbüttel: Möseler 1951. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = *Chorsätze f. Männerstimmen*. 22.
136. *Frühmorgens durch die Klüfte* (Die Spielleute). – August Schmid. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
- 136a. – s. a. Nr. 92.
137. *Genug gemeistert nun die Weltgeschichte!*

- (Mahnung). – Ernst Kunz. – Zürich: Hug & Co. 1946. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
138. *Goti, inbrünstig möcht' ich beten* (Gebet). – Karl Thieme. – Heidelberg: W. Müller 1949. 8°; f. 5stgn gem. Chor a capp. – In: Thieme: *Tröstliche Einkehr*. 5 Motetten. Nr. 2.
139. *Herz, in deinen sonnenbellnen Tagen* (Zum Geleit). – Karl Thieme. – Heidelberg: W. Müller 1951. 8°; f. 6stgn gem. Chor. – In: Thieme: *Festliches Leben*. 5 Motetten. Nr. 1.
- 139a. – s. a. Nr. 91.
140. *Hier unter dieser Linde saß ich* (*Der junge Ehemann*) – Heinrich Riethmüller. – Berlin: Moeschke 1948. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: Riethmüller: *Blümlein klein*.
141. *Hoch in den Wolken geht* (*Das Alter*). – Hans Pfitzner, op. 41, Nr. 3. – Leipzig: Peters 1949. 4°; f. M.-St. m. Klav. – In: Pfitzner: *Drei Sonette*. = Ed. Peters. Nr. 4295.
142. *Hoch über euren Sorgen* (Frühlingsmarsch). – Frdr. Sam. Rothenberg. – Kassel: Eichenkreuz-Verl. 1950. 8°; Mel. m. T. – In: Schinzer, Walter: *Jungscharlieder*.
143. *Die Höhen und Wälder schon steigen* (*Gute Nacht*). – Robert Franz, op. 5, Nr. 7. – Leipzig: Peters 1950. 8°; f. Ges. m. Klav. – In: Losse: *Unterrichtslieder*. Nr. 48. = Ed. Peters. Nr. 4458 c.
144. *Hörst du nicht die Quellen gehen* (*Nachtzauber*) s. Nr. 100.
145. *Die Jäger ziehen in grünen Wald* (*Studentenfahrt*) s. Nr. 90.
146. *Ich hör' die Bächlein rauschen* (*Erinnerung*). – Othmar Schoeck, op. 17, Nr. 7. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. (h) m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album*. Bd. 1.
- 146a. – s. a. Nr. 91.
147. *Ich reise übers grüne Land* (*Frühlingsreise*; Wanderlied; *Der wandernde Musikant*. 3.). – H. Engel. – München: Pflaum 1948. Mel. m. T. – In: Dörrast, J.: *Der Weckerl. Lieder d. Pfadfinderbuben*.
- 147a. – H. Engel. – Graz: Verl. d. Alpenland-Buchh. 1950. kl. 8°. – In: *Im Frühau zu Berge. Alte u. neue Wander- und Berglieder*.
148. – Klaus Klingemann. – Berlin: Ragotzky 1946. 4°; f. l- od. mehrstgn Ges. – In: Klingemann: *Drei Lieder vom Reisen*. 1. = *Ragotzky's Singblätter f. d. Jugend*. Nr. 2002.
149. – August Schmid. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
150. *Ich stehe im Waldesschatten* (Nachts; Abendlied). – Franz Biebl. – Hamburg: Arbeitskreis f. Jugendmusik beim Landesjugendamt 1947. 8°; 2stg. – In: *Barsbütteler Liederblatt*. Bl. 3.
151. – Franz Biebl. – Wolfenbüttel: Möseler 1948. 8°; 2stg Mel.-Ausg. u. Klav. Part.-Ausg. – In: *Grünet die Hoffnung. = Die Singstunde*. Nr. 4.
152. – Franz Biebl. – Wolfenbüttel: Möseler 1948. 8°; 4stg. – Lose Blätter. 120.
153. – Fritz Gersbach. – Zürich: Hug & Co. 1951. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
154. *Ich wandre durch die stille Nacht* (Nachts). – Franz Philipp. – Augsburg: Böhm 1950. 8°; 8stg. = Philipp: op. 68. *Tröst der Nacht*. 1.
- 154a. – s. a. Nr. 92.
155. *Jetzt mußt du rechts dich schlagen* (Wegweiser) s. Nr. 92.
156. *In einem kühlen Grunde* (*Das zerbrochene Ringlein*; Untreue). – Friedr. Glück. – Berlin: Musikverl. „Melodie“ 1946–47. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: Balz, Bruno: *Unsterbliches Volkslied*. 1.
157. Friedr. Glück. – Berlin: Musikverl. „Melodie“ 1948. 4°; f. Ges. m. Akkord. = Balz, Bruno: *10 der schönsten dt. Volkslieder*. 2.
158. – Friedr. Glück. Bearb. v. Fr. Silcher. – London W. C. 1: World's Alliance of the Young Men's Christian Associations War Prisoners' Aid [um] 1945. 8°; 4stg. – In: *Volksstüml. Männerchorlieder*.
159. – Friedr. Glück. – Frankfurt a. M.: Assmann 1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
160. – Friedr. Glück. Bearb. v. Fr. Silcher. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1949; f. 4stgn M.-Chor. = *Iris-Chorsammlung*. Nr. 110.
161. – Friedr. Glück. Satz: Fr. Silcher. – Köln: Tonger 1949. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = *Chöre u. Volksliedersätze alter Meister*.

162. – Friedr. Glück. Satz: Fr. Silcher. – Regensburg: Habel 1949. kl.-8°; f. M.-Quart. – In: Weiß, Simon: *Sing mit*. T. 2.
163. *Kaiserkrone und Päonien rot (Der alte Garten)*. – Armin Knab. – Wolfenbüttel: Möseler 1950. 8°; 3 stg. = Knab: *Chorlieder u. Kanons*, I, 15.
164. *Kein Stimmlein noch schallt von allen (Morgenslied)*. – Julius Rietz. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = *Iris-Chorsammlung*, Nr. 102.
165. *Das Kind ruht aus vom Spielen (Gottes Segen)*. – Kurt Hessenberg, op. 30, Nr. 4. – Mainz: Schott 1950. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: *Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe*. 6 Lieder: = Ed. Schott. Nr. 1331.
166. *Komm, Trost der Welt (Der Einsiedler)*. – Hans Kulla. – Stuttgart: Fidula-Verl. 1949. qu.-8°; f. Ges. m. Viola u. Violoncello.
167. – Ernst Kunz. – Zürich: Hug & Co. 1951. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
168. – Christian Lahusen. – Celle: Moeck 1949. qu.-8°; f. 4 Instr. od. bei. Besetzung (auch Sing-Stimmen). = Oberborbeck, Felix: *Nun ruben alle Wälder*. 5.
169. – Christian Lahusen. – Kassel: Bärenreiter 1947-1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor. – In: Bärenreiter-Chorblatt. Nr. 14.
170. – Christian Lahusen. – Kassel: Bärenreiter 1949. 8°; f. 3stgn Fr.-Chor. – In: Lahusen: *Abendlieder*. Bd. 2. = Lahusen: *Blüte, Frucht u. Kern*. 11. = Bärenreiter-Ausg. Nr. 2191.
171. – Ernst Märki, op. 42 b. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn Fr.-Chor.
172. – Wilhelm Nagel. – Bonn: Braun-Peretti 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
173. – Zeichnung von Karl Voß, Weise von Christian Lahusen. – Kassel: Bärenreiter 1949. 21 X 29 cm; Mel. m. T. = Bärenreiter-Einblattdruck. Nr. 143.
- 173a. – s. a. Nr. 99.
174. *Laß nur die Wetter wogen (Spruch)*. – Christian Lahusen. – Stuttgart: Oncken 1949. qu.-8°; 4stg. – In: *Lieder f. Singscharen*. Bl. 30.
175. Paul Müller – Zürich. – Bern: Müller & Schade 1947. 8°; f. 4stgn gem. Chor
- a capp. = Müller-Zürich: Vier leichte Lieder. 3.
176. *Laue Luft kommt blau geflogen (Frische Fahrt)*. – Hans Lavater. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. – In: Lavater-Märki-Oser: *Der Sängler*. Nr. 44.
177. – Hans Lavater. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1951. 8°; f. 4stgn M.Chor.
- 177a. – s. a. Nr. 92.
178. *Die Lerche grüßt den ersten Strahl (Wanderspruch)*. – Walther Hensel. – Hamburg: Arbeitskreis f. Jugendmusik beim Landesjugendamt 1947. 8°; 2stg. – In: *Barsbütteler Liederblatt*. Bl. 1.
179. – Rud. Korn. – Stuttgart: Bürger-Verl. Das Junge Wort 1946-1948. 8°; 1stg m. Instr. – In: *Die Quelle*. 9.
180. *Mariä Sehnsucht*. – Christian Lahusen. – Freiburg: Christophorus-Verl. 1950. qu.-8°; f. 2stgn Fr.-Chor. – In: Lahusen: *Ave maris stella*.
181. *Maria, schöne Rose!* – Christian Lahusen. – Freiburg: Christophorus-Verl. 1950. qu.-8°; f. 3stgn Fr.-Chor. – In: Lahusen: *Ave maris stella*.
182. *Mich brennt's in meinen Reiseschublen (Komödianten singen; Dryandes mit der Komödiantenbande)*. – Cesar Bresgen. – Wolfenbüttel: Möseler 1950. 8°; 2stg. – In: *Es geht eine helle Flöte*. = *Die Singstunde*. Nr. 29.
183. – Cesar Bresgen. – Mainz: Verl. Junge Musik (Schott) 1951. 8°; 2stg. – In: *Die Welt erwacht*. = *Alle singen*. Nr. 4.
184. *Mir träumt', ich ruhte wieder (Nachklänge. 4.)*. – Helmut Schwarz, op. 23. – Stuttgart: Luvaton-Musikverl. 1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
- 184a. – s. a. Nr. 99.
185. *Nach Süden nun sich lenken (Wanderlied der Prager Studenten)*. – Othmar Schoeck, op. 12, Nr. 2. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album*. Bd. 1 bzw. 2.
186. *Nacht ist wie ein stilles Meer (Die Nachtblume)*. – Armin Knab. – Wolfenbüttel: Möseler 1950. 8°; 4stg. = Knab: *Chorlieder u. Kanons*.

187. *Nächtlich macht der Herr die Rund* (Weckruf; Der Wächter). – Wilhelm Bein. – Hannover: Hampe 1951. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
188. – Hans Pfitzner, op. 40, Nr. 6. – Leipzig: Peters 1949. 4°; f. Ges. (m) m. Klav. – In: Pfitzner: Sechs Lieder. H. 2. = *Ed. Peters*. 4293b.
189. *Nächtlich wandern alle Flüsse* (Stimmen der Nacht. 2.). – Karl Kraft. – Düsseldorf: Schwann 1950. 8°; f. 3stgn M.-Chor. – In: *Das neue Chorlied*.
190. *O du stille Zeit.* – Cesar Bresgen. – Wolfenbüttel: Mösel 1948. 8°. Mel. m. T. – In: *Gefährten d. Sommers*.
191. – Cesar Bresgen. – Wolfenbüttel: Mösel 1949. 2stg. Klav.-Satz: C. Bresgen. Melodie-Ausg. u. Klav. Part.-Ausg. – In: *Lob d. Stille*. 1. = *Die Singstunde*. 19.
192. – Cesar Bresgen. – Wolfenbüttel: Mösel 1948. 8°; A. 3stg, B. 4stg. – In: *Lose Blätter*. 132.
193. – Cesar Bresgen. – Hamburg: Arbeitskreis f. Jugendmusik beim Landesjugendamt 1947. 8°; Kanon zu 4 St. – In: *Barsbütteler Liederblatt*. Bl. 3.
194. – Cesar Bresgen. – Wien: Verl. d. kath. Jugendwerkes Österreichs 1945. 8°; 2stg. – In: *Die güldne Sonne*, Abt. Morgenlieder.
195. – Cesar Bresgen. – Celle: Moeck 1949. qu.-8°; f. 4 Instr. od. bel. Besetzung (auch Sing-Stimmen). = Oberborbeck, Felix: *Nun rühen alle Wälder*. 6.
196. – Cesar Bresgen. – London W. C. 2: World's Alliance of the Young Men's Christian Associations War Prisoners' Aid [um] 1945. 8°; 2stg. = Marschner, Erhard u. Rudolf Schmidt: *Der junge Chor*. 14.
197. *O Maria, meine Liebe* (Kirchenlied). – Armin Knab. – Leipzig: Peters 1949. 4°; f. Ges. (m) m. Orgel. – In: Knab: *Vier geistl. Lieder*. = Coll. Litolff. Nr. 5032.
198. – Christian Lahusen. – Freiburg: Christophorus-Verl. 1950. qu.-8°; f. 2stgn Fr.-Chor. – In: Lahusen: *Ave maris stella*.
199. *O Täler weit, o Höhen* (Abschied vom Walde). – Felix Mendelssohn-Bartholdy (F. M.-B.), op. 59, Nr. 3. – Wien: Robitschek 1947. qu.-8°; 3stg. –
- In: Maux, Richard: *Klassiker f. d. Schulgebrauch*.
200. – F. M.-B. – Wien: Doblinger 1948. qu.-8°; f. 3stgn Fr.- od. K.-Chor. – In: Kotasch, Leop.: *Neues Chorheft f. Schule u. Haus*. Nr. 14.
201. – F. M.-B. – Köln: Tonger 1949. 8°; 4stg. – In: *Liederheft f. gemischten Chor*. 2. Aufl.
202. – F. M.-B. – Berlin Hiob 1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor. (zus. mit E. Hülshager).
203. – F. M.-B. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1949. 8°; f. 4stgn gem. Chor. = *Iris-Chor-Sammlung*. Nr. 78.
204. – F. M.-B. – Hannover: Hampe 1951. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
205. – F. M.-B. – Regensburg: Habel 1949. kl.-8°; f. M.-Quart. – In: Weiß, Simon: *Sing mit*. T. 2.
206. – F. M.-B. – Zürich: Hug & Co. 1948. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
207. – F. M.-B. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
208. – F. M.-B. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = Lavater-Märki-Oser: *Der Sänger*. 21.
209. – Franz Philipp. – Heidelberg: Hochstein 1950. 8°; 4stg. = Philipp: op. 66. *Neue Lieder im Volkston*. Ausg. B. f. gem. Chor. H. 2, 6.
210. – Franz Philipp. – Heidelberg: Hochstein 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = Philipp: op. 66. *Neue Lieder im Volkston*. Ausg. A. H. 2, 6.
211. – Walter Rein. – Wolfenbüttel: Mösel 1948–1950. 8°; f. 4 gl. St. = *Lose Blätter*. 152.
212. – Walter Rein. – Wolfenbüttel: Mösel 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = *Chorsätze f. Männerstimmen*. 10.
213. *O wunderbares tiefes Schweigen* (Morgengebet). – Christian Lahusen. – Kassel: Bärenreiter 1948. 8°; f. 3- u. 4-stgn Fr.-Chor. – In: Lahusen: *Morgenlieder*. = Lahusen: *Blüte, Frucht u. Kern*. 6. = Bärenreiter-Ausg. Nr. 2186.
214. – Felix Mendelssohn-Bartholdy (F. M.-B.), op. 48, Nr. 5. – Celle: Moeck 1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor. = *Liederblätter*. Bl. 218.
215. – F. M.-B. – Bern: Müller & Schade 1948. 8°; f. 4stgn gem. Chor.

216. – F. M.-B. – Zürich: Hug & Co. 1951. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
217. – F. M.-B. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1950. 8°; f. 4stgn gem. Chor. = *Iris-Chor-Sammlung*, Nr. 79.
218. – F. M.-B. – Stuttgart: Hänßler 1950. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
219. – F. M.-B. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. – Auch in: Lavater-Märki-Oser: *Der Sänger*. 19.
220. *Ochse, wie bist du so statlich* (Spaziergang). – Ernst Pepping. – Kassel: Bärenreiter 1949. f. Ges. m. Klav. – In: Pepping: *Haus- u. Trostbuch*. Nr. 5. = Bärenreiter-Ausg. Nr. 2251.
221. *Posthorn, wie so keck und fröhlich* (Kurze Fahrt) s. Nr. 96.
222. *Schläft ein Lied in allen Dingen* (Wünschelrute). – Engelh. Barthe. – Wolfenbüttel: Möseler 1951. 8°; Kanon zu 4 St. – In: Wolters, Gottfried: *O Musica!*
223. – Willy Burkhard. – Zürich: Hug & Co. 1947. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
224. – Leop. Katt. – Graz, Wien: Styria 1951. 8°; f. Fr.-Chor, Kanon zu 4 St. – In: *Die Chormappe*. Jg. 2, H. 1.
225. – Hilda Kocher-Klein. – Ebingen: Jehle 1950. 8°; 2stg. – In: Kocher-Klein: *Dem Fröhlichen gehört die Welt*. 11. (42 Kanons aus op. 44, 47 u. 88.)
226. – Otto Müller. – Zürich: Hug & Co. 1951. 8°; Kanon zu 2 od. 3 St. – In: Beil, zu „Singt u. spielt“. Jg. 17, H. 6.
227. *Schlafe, Liebchen* (Abendständchen). – Felix Mendelssohn-Bartholdy. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. – In: Lavater-Märki-Oser: *Der Sänger*. 20.
228. *Schnapp Austern, Dukaten ...* (Memento mori). – Bruno Stürmer. – Reutlingen 1949. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = Ed. Tonos. Nr. 4034.
229. – Andr. Bug. – Stuttgart: Fidula-Verl. 1951; 2stg Kanon. – In: *Neue u. alte erbauliche u. ergötzliche Kanons*.
230. *Schweig des Menschen laute Lust* (Der Abend) s. Nr. 92.
231. *Soldat sein ist gefährlich* (Lebensfreude; *Lieber alles*). – Hans Lavater. – Zürich: Hug & Co. 1945. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
232. *Steig, Helios, auf!* – Heinrich Rohr. – Münster: Regensberg 1946. 4°; f. 1Singst. = Rohr: *Der Liebe Tür*. 1.
233. *Studieren will nichts bringen* (*Der verzweifelte Liebhaber*) s. Nr. 90.
234. *Über Bergen, Fluß und Talen* (Mittagsruh) s. Nr. 92.
235. *Über Wipfel und Saaten* (*Verschwiene Liebe*) s. Nr. 100.
236. *Übern Garten durch die Lüfte* (Frühlingsnacht). – Robert Schumann, op. 39, Nr. 12. – Leipzig: Peters 1947. 8°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav. – In: *Die Klassiker d. dt. Liedes*. Bd. 2, Nr. 15. = Ed. Peters. 4545b bzw. 4575b.
237. – Ernst Märki. – Zürich: Hug & Co. 1951. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
238. *Vergangen ist die finstere Nacht*. – Alfred Stier. – Berlin: Evang. Verl.-Anst. 1950. qu.-8°; 3stg. = Stier: *Fünfzig geistl. Kanons*. Lizenzausg. 46.
239. *Vergangen ist der lichte Tag* (Nachtlied). – Cesar Bresgen. – Wolfenbüttel: Möseler 1950. 8°; 2–3stg. – In: *Trauer u. Trost = Die Singstunde*. Nr. 36.
240. – Felix Mendelssohn-Bartholdy, op. 71, Nr. 6. – Leipzig: Peters 1947. 8°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav. – In: Mendelssohn-Bartholdy: *Ausgewählte Lieder*. 14. = Ed. Peters. Nr. 4570a bzw. b.
241. – Felix Mendelssohn-Bartholdy. – Bern: Müller & Schade 1950. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
242. *Verschnit liegt rings die ganze Welt* (Winternacht). – Adolf Lohmann. – Stuttgart: Bürger-Verl. Das Junge Wort 1946–1948. 8°; 2stg. – In: *Die Quelle*. 7.
243. *Viele Boten gebn und gingen*. – Walther Hensel. – Stuttgart: Quell 1946. 8°; 1stg. = *Himmlich Gut*. 3.
244. – Hilda Kocher-Klein. – Ebingen: Jehle 1950. 8°; 4stg. – In: Kocher-Klein: *Dem Fröhlichen gehört die Welt*. 9. (42 Kanons aus op. 44, 47 u. 88.)
245. *Vom Grund bis zu den Gipfeln* (Wanderlied). – Felix Mendelssohn-Bartholdy, op. 50, Nr. 6. – Wien: Robitschek 1948. 4° u. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = *Lieder f. vier Männerstimmen*. Rev. v. H. Hoppel.
246. *Von allen Bergen nieder* (Der Bräutigam).

- Johannes Brahms, op. 44, Nr. 2. – Leipzig: Peters 1951. 4°; f. 4stgn Fr.-Chor m. Klav. ad lib. – In: *Ed. Peters*. 3669a.
247. – Johannes Brahms. – Leipzig: Merseburger 1946. 8°; 4stg m. 1 Instr. – In: *Von Bach bis Wagner*.
248. *Von fern die Uhren schlagen (Auf meines Kindes Tod. 8.)*. – Ernst Märki, op. 38a. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1951. 8°; f. 3–4stgn Fr.-Chor.
249. *Wär's dunkel, ich lüg' im Walde (Die Einsame. 3.)*. – Othmar Schoeck, op. 10, Nr. 2. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. (h) m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album*. Bd. 1.
250. *Waldeinsamkeit! Du grünes Revier (Waldeinsamkeit)*. – Willy Hermanns. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1947. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = *Iris-Chor-Sammlung*. Nr. 30.
251. *Wandern lieb ich für mein Leben (Der wandernde Musikant. 1.)*. – Theodor Diener. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
- 251a. – s. a. Nr. 91, 97, 100, 101.
252. *Wann der Hahn kräht auf dem Dache*. – Hans Kulla. – Stuttgart: Fidula-Verl. 1951. qu. 8°; 3 stg Kanon. – In: *Neue und alte erbauliche u. ergötzliche Kanons*.
253. *Weil jetzt alles stille ist (Nachtgruß)*. – Walther Geiser. – Zürich: Hug & Co. 1948. 8°; f. 3stgn M.-Chor.
254. – Christian Lahusen. – Kassel: Bärenreiter 1949. 8°; f. 3stgn Fr.-Chor. – In: Lahusen: *Abendlieder*. Bd. 2. = Lahusen: *Blüte, Frucht u. Kern*. 11. = Bärenreiter-Ausg. Nr. 2191.
255. – Othmar Schoeck, op. 51, Nr. 1. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album*. Bd. 3.
256. *Wem Gott will rechte Gunst erweisen (Wanderlied; Der frohe Wandersmann)*. – Frdr. Theod. Fröhlich (F. Th. F.). – Reutlingen: Verl. Die Zukunft 1947. 8°; Mel. m. T.; Tonsatz z. T. mehrstg. – In: Lepel, Stefan von: *Sang und Klang f. Jung u. Alt*.
257. – F. Th. F. – Hamburg: Merseburger 1949. qu.-8°; f. Singst, u. Instr. in neuen Sätzen. = Lang, Hans (München): *Auf der Landstraße. 2*.
258. – F. Th. F. – Wolfenbüttel: Mösele 1949. 8°; 2stg Mel.- u. Klav.-Part.-Ausg. – In: *Hohe Sommerzeit in Liedern. = Die Singstunde*. Nr. 20.
259. – F. Th. F. – Wolfenbüttel: Mösele 1949; 2stg. – In: *Lied im Grünen*. = Sing mit. F. 5.
260. – F. Th. F. – Wien: Doblinger 1949. 8°; f. 2 Sing-St. mit Akkord, od. Git. ad lib. – In: Lehner: *Frohsinn im Ranzt*.
261. – F. Th. F. Satz: A. Stern. – Zürich: Hug & Co. 1949. 8°; f. 3 gem. od. 2 gl. St. – In: *Wanderlieder. = Schweizer Liedblätter f. Jugend u. Volke*. Nr. 77.
262. – F. Th. F. – Heidelberg: Hochstein 1950. 8°; 3stg. = *Chorbuch* 1950. 30.
263. – Willi Helm. – Witten: Bundes-Verl. 1947. 8°; Mel. m. T. – In: Helm: *Kommt, stimmt alle jubelnd ein*. = Helm-Heft. Nr. 7.
264. – Walther Hensel. Satz: W. Menzel. – Kassel: Bärenreiter 1949. 8°; 2stg. – In: *Singt ock awing*. F. 2. = Bärenreiter-Ausg. 802.
265. – Ottmar Hörschelmann. – Stuttgart: Hänßler 1951. 8°; 4stg f. gem. Chor. – In: Hörschelmann: *Di. Volkslieder zum Wandern, Rasten und Scherzen*.
266. – Felix Mendelssohn-Bartholdy (F. M.-B.), op. 75, Nr. 1. – Köln: Tonger 1949. 8°; 4stg. – In: *Liederheft f. gemischten Chor*. 2. Aufl.
267. – F. M.-B. – Regensburg: Habel 1949. kl.-8°; f. M.-Quart. – In: Weiß: *Sing mit*. T. 2.
268. – F. M.-B. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1947. 8°; f. 4stgn M.-Chor. – In: *Iris-Chorsammlung*. Nr 34.
269. – Othmar Schoeck, op. 17, Nr. 8. – Zürich: Hug & Co. 1946. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: Schoeck: *Lieder-Album*. Bd. 3.
270. *Wenn die Sonne lieblich schiene (Pagenlied; Der wandernde Musikant. 2.)*. – Felix Mendelssohn-Bartholdy. – Leipzig: Peters 1947. 8°; f. Ges. (h) bzw. (m) m. Klav. = Mendelssohn-Bartholdy: *Ausgewählte Lieder*. 11. – In: *Ed. Peters*. 4570a bzw. b.

- 270a. – s. a. Nr. 91, 97.
271. *Wenn ins Land die Wetter hängen* (Marientied). – Christian Lahusen. – Freiburg: Christophorus-Verl. 1950. quer 8°; f. 4stgn gem. Chor. – In: Lahusen: *Ave maris stella*.
- 271a. – s. a. Nr. 96.
272. *Wenn schon alle Vögel schweigen* (Treue). – Walther Hensel. – Stuttgart: Quell 1946. 8°; 1stg. = *Himmlich Gut*. 20.
- 272a. – s. a. Nr. 99.
273. *Wer auf den Wogen schlief* (*Die Freunde*) s. Nr. 100, 101.
274. *Wer hat dich, du schöner Wald* (*Der Jäger Abschied; Abschied vom Wald*). – Walther Hensel. – London W. C. 2: World's Alliance of the Young Men's Christian Associations War Prisoners' Aid [um] 1945. 8°; 2stg. – In: Marschner, Erhard u. Rudolf Schmidt: *Der junge Chor*. 58.
275. – Walther Hensel. – Stuttgart: Quell-Verl. 1947. 8°; 2stg. – In: *Guldene Sonne*. 5. Dass. 2. Aufl. 1948.
276. – Walther Hensel. Satz: W. Hensel. – Kassel: Bärenreiter 1949. 8°; 2stg. – In: *Singt ock aning*. F. 2. = Bärenreiter-Ausg. 802.
277. – Felix Mendelssohn-Bartholdy (F. M.-B.), op. 50, Nr. 2. – Hamburg: Sapoton 1947. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: Scholling, Ernst: *Das volkstümliche Lied*.
278. – F. M.-B. – New York: F. Krause 1944 bis 1945. 4°; f. Ges. m. Klav. – In: *Die schönsten deutschen Lieder*.
279. – F. M.-B. – Berlin: Dietz 1949. kl.-8°; 2stg. – In: *Unser Lied unser Leben*. Abschn. 6.
280. – F. M.-B. – Wien: Robitschek 1947. qu.-8°; 3stg. – In: Maux, Richard: *Klassiker für den Schulgebrauch*.
281. – F. M.-B. – Wien: Robitschek 1948. 4° u. 8°; f. 4stgn M.-Chor. – In: Mendelssohn: *Lieder f. 4 Männerstimmen*. Rev. v. H. Hoppel.
282. – F. M.-B. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. – In: Lavater-Märki-Oser: *Der Sänger*. 22.
283. – F. M.-B. – Regensburg: Habel 1949. kl.-8°; f. M.-Quart. – In: Weiß, Simon: *Sing mit*. T. 2.
284. – F. M.-B. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1948. 8°. = Iris-Chorsammlung. Nr. 26.
285. – F. M.-B. – Recklinghausen: Iris-Verl. 1950. 8°; f. 4stgn gem. Chor. = Iris-Chorsammlung. Nr. 77.
286. – F. M.-B. – Hannover: Hampe 1951. 8°; f. 4stgn gem. Chor.
287. – Walter Rein. – Wolfenbüttel: Möselers 1951. 8°; f. 3stgn Fr.-Chor. – In: Rein: *Mein Herz hat sich gesellet*.
288. – Walter Rein. – Wolfenbüttel: Möselers 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor. = Chorsätze f. Männerstimmen. 7.
289. *Wer in die Fremde will wandern* (Heimweh). – Hugo Wolf. – Leipzig: Peters 1947. 8°; f. Ges. (h) bzw. (t) m. Klav. – In: *Die Klassiker d. dt. Liedes*. Bd. 2, Nr. 54. = *Ed. Peters* 4545b bzw. 4575b.
- 289a. – s. a. Nr. 100.
290. *Winds gleich kommt der wilde Krieg geritten* (*Ruhe der Nacht*). – Otto Ullmann. – Zürich: Musikverl. zum Pelikan 1950. 8°; f. 4stgn M.-Chor.
291. *Wir sind durch Not und Freude gegangen* (*Im Abendrot*). – Ernst Pepping. – Kassel: Bärenreiter 1949. 8°; f. Ges. m. Klav. – In: Pepping: *Haus- u. Trostbuch*. Nr. 35. = Bärenreiter-Ausg. Nr. 2251.
292. *Wir wandern nun schon viele hundert Jahr* (Werktag). – Andreas Bug. – Stuttgart: Fidula-Verl. 1949–1950. qu.-8°; Kanon in d. Unteroktav. – In: *Fidel-Almanach*.
293. *Wo aber werd ich sein im künft'gen Lenze?* (*Der verspätete Wanderer*). – Hans Pfitzner, op. 41, Nr. 2. – Leipzig: Peters 1949. 4°; f. 1 M.-St. m. Klav. – In: Pfitzner: *Drei Sonette*. = *Ed. Peters* 4295.
294. *Wohin ich geh und schaue* (*Der Gärtner*). – Armin Knab. – Wolfenbüttel: Möselers 1950. 8°; 4stg. – In Knab: *Chorlieder u. Kannons*, 1, 22.
295. *Wünsche sich mit Wünschen schlagen* (*Glückliche Fabrt*). – Karl Thieme. – Heidelberg: W. Müller 1951. 8°; f. 4stgn gem. Chor. – In: Thieme: *Festliches Leben*. 5 Motetten. 4.

THEODOR STORM
UND EICHENDORFF

Im Eichendorff-Kalender 1911 zeigt unter der Zusammenfassung „*Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn*“ Professor Dr. Wilhelm Kosch, wie Theodor Storm Eichendorff schätzte und sich ihm verbunden fühlte. Eine kleine Ergänzung dazu bietet „*Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller*“, herausgegeben von Albert Köster, Berlin 1904. Am 15.2.1878 schreibt Storm an Keller: „Freund Petersen (gemeint ist der Regierungsrat Wilhelm Petersen aus Schleswig, der 1877 Beziehung und Briefwechsel zwischen Storm und Keller vermittelt hatte), der neulich einen Tag bei mir war und Ihren persönlichen Gruß überbrachte, schmerzte sehr Ihre Absicht, die badende Judith (aus „*Der Grüne Heinrich*“) zu streichen“, und gewiß, die Szene ist schön, „als machten ... die alten Götter die Runde“. – Das Zitat stammt aus Eichendorffs Gedicht „*Schöne Fremde*“ und findet sich in der letzten Strophe: „Es rauschen die Wipfel und schauen, / als machten in dieser Stund / um die halbversunkenen Mauern / die alten Götter die Rund.“ – In einem weiteren Briefe vom 18.2.1878 berichtet Storm dem Freunde, daß er sich in Hademarschen ein Grundstück gekauft habe, um darauf ein Abnahmehaus zu bauen und fährt fort: „Ich werde von meinem Hause die Aussicht auf wahrhaft Eichendorffsche Wald- und Wiesengründe haben.“ G. H.

EICHENDORFFS „UNSTERN“

Vor 20 Jahren hat die *Aurora* in ihrem 3. Jahrgang aus Eichendorffs Nachlaß zum erstenmal Seiten einer Erzählung veröffentlicht, die zu seinen übermütigsten und schönsten gehören. Es ist die unvollendete Novelle „*Unstern*“, deren erste Seite wir im vorigen Jahrgang faksimiliert zeigten. Die ersten drei Kapitel sind fast vollständig ausgeführt, das übrige ist skizziert: Bruchstücke und Skizzen, schwer zu deuten und zusammenzufügen. Nun hat Paul Stöcklein, Privat-Dozent an der Münchner Universität, im Februarheft des „*Hochland*“ 1953 die Fragmente und wichtigsten Skizzen neu geordnet, so daß nun vom An-

fang zum Ende ein bequemes lesbare Ganzes, eine gewiß z. T. skizzenhafte, doch völlig durchgezählte kleine Novelle vor dem Leser steht. Stöcklein hat dazu einen liebevollen Kommentar geschrieben, der dem Leser vollends zum Verständnis hilft und der sich vor allem den religiösen Gehalt der Geschichte und ihren darin wurzelnden weltüberwindenden Humor angelegen sein läßt. Von den Ergebnissen des Kommentars dürfte vor allem die Aufdeckung reizender, kecker Parodien auf Goethe im „*Unstern*“ interessieren – woher auch ein neues Licht auf das berühmte Eichendorffsche „*Kapitel von meiner Geburt*“ zu fallen scheint, das keinesfalls mehr real-autobiographisch genommen werden dürfte (so ist ja z. B. das eigene Horoskop darin nur das launig urningedrehte Goethesche aus der Geburtsgeschichte in „*Dichtung und Wahrheit*“, deren „Glück“ und „Wichtigkeit“ aber hier wie im „*Unstern*“ parodiert werden soll). Der ganze „*Unstern*“ erscheint schließlich in diesem Licht als ein ebenso amüsantes wie geistig hintergründiges neues Zeugnis für die Auseinandersetzung des romantischen und des goetheschen Geistes.

FRANKREICH
UND DIE DEUTSCHE ROMANTIK

Mancher Freund der Romantik horchte mit freudigem Erstaunen auf, als er von der Pariser Inszenierung des „*Prinzen von Homburg*“, Kleists reifstem Drama, mit Gérard Philipe in der Titelrolle, und von den erfolgreichen Gastspielreisen der französischen Theatertruppe las. Führenden Tagesblättern war zu entnehmen, daß die starke Resonanz, die Stück und Aufführung fanden, auf mancherlei zeitnahen Elementen der abendländischen Situation beruht. Diesen Eindruck scheint auch ein neues Werk zu bestätigen, das uns bislang noch nicht zugänglich gewesen ist, so daß vorerst eine indirekte Quelle zitiert werden muß: „*Les Dernières Nouvelles d'Alsace*“, Nr. 231, Jg. 1953. Dort berichtet Charles A. Wolf: „Alfred Schlagdenhauffen, Professor an der Faculté des Lettres der Straßburger Universität, gilt seit seiner bedeutenden These über Friedrich Schlegel und seinen Kreis als einer

der besten Kenner der deutschen Romantik unter den Germanisten Frankreichs. Seine letzte Arbeit ist wiederum einem deutschen Romantiker gewidmet. Unter dem Titel: „*L'univers existentiel de Kleist dans le Prince de Hombourg*“ (Edition – Les belles lettres – Paris) veröffentlicht Prof. Schlagdenhaufen eine sehr originelle, feinfühlig Studie über das bedeutendste Drama Kleists.“

Nach dem Referentenbericht steht die Untersuchung des Straßburger Professors „im Gegensatz zu allen früheren Kommentatoren“ und überzeugt dank ihrer gediegenen Forschungsarbeit den Leser mit sachlich fundierten Argumenten, wozu auch Kleists Dresdner Aufenthalt 1807–1809 und seine Verbindung mit Adam Müller herangezogen werden. Der Weg des Dichters vom Individualismus zur Gemeinschaft scheint hier parallel der Entwicklung seines Dramas zu laufen. Als Quintessenz ergibt sich nach Wolf, „daß dieses Schauspiel durchaus nicht die herkömmliche Etikette – patriotisches Preußenstück – verdient, sondern im Ideengang und in der Ideenwelt die ganze Zerrissenheit und Einsamkeit des Romantikers Kleist in persönlichster Prägung offenbart.“

Mehr als papierene Denkschriften, so will es uns scheinen, dienen solche Bücher einer echten Völkerverständigung, und es wäre zu wünschen, daß sich unter den allzuvielen übersetzungsfreudigen deutschen Verlegern ein mutiger Anwalt für dieses uns noch unbekannte Werk finde. *A. H.*

EICHENDORFF UND DIE KRIMINAL-LITERATUR

Eichendorff und die Kriminal-Literatur – das könnte fast wie Blasphemie anmuten; aber tatsächlich findet sich der Name des großen Romantikers und Streiters für eine bessere Welt in einer literarkritischen Untersuchung, die der „*Spiegel*“ in seinem Heft Nr. 36 Jg. 1953 unter dem verblüffenden Titel „*Die Barbaren sind unter uns*“ veröffentlicht hat. Darin wird aus Anlaß der deutschen Übersetzung einer Thriller-Serie des amerikanischen Autors Spillane der Pseudo-Romantik der zeitgenössischen Kriminal-Literatur kräftig zuleibe gerückt. Es scheint durchaus nicht unseriös, die Gegenüberstellung von Romantik

mit und ohne Gänsefüßchen wörtlich zu zitieren. Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand. Lesen wir also, was der ungenannte „*Spiegel*“-Betrachter zur heutigen Situation sagt: „Die Autoren und ihre Helden gelten als – zynisch und unromantisch –, doch in Wirklichkeit sind sie romantischer als Lohengrin, der Schwanenritter. Gerade sie haben die raffinierte, sich unromantisch gebärdende moderne Romantik geschaffen, die auch die – seriöse – Schriftstellerserei von Hemingway bis Salomon beherrscht. Romantik ist alles, was einer extrem gefühlsbetonten Art auf die Welt zu reagieren entspringt. – Bei Eichendorff heißt das Gefühl, Andacht, Sehnsucht, Traumverlorenheit. Bei Hammet, Chandler und Spillane heißt es Ekel, wutentbranntes Enttäuschtsein und Rachsucht.“ Angesichts solcher Charakteristik fragt es sich, ob man noch zu recht die Romantiker von Ludwig Tieck bis E. T. A. Hoffmann als geistige Ahnherren jener heutigen Kriminal-Literatur beschwören darf, die so gern in direkter Linie von der „*Rue Morgue*“ des Edgar Allan Poe (1809–1849) und seinen gespensterfreudigen Zeitgenossen des vorigen Jahrhunderts abstammen möchte.

Vielleicht genügt es darauf hinzuweisen, daß Schiller einen „*Geistersehner*“, Kleist einen „*Michael Kohlhaas*“ und Wilhelm Hauff „*Das Wirtshaus im Spessart*“ geschrieben haben und daß sich diese Romantik (ohne Gänsefüßchen) bestenfalls bis zum „*Fall Derigo*“ der Ricarda Huch fortgepflanzt hat, jener erstaunlichen Dichterin, die nicht nur Romantik richtig zu interpretieren, sondern auch einen echten Kriminalroman zu konzipieren vermocht hat. Was Eichendorff betrifft, so empfinden wir seine gefühlsbetonte Art durchaus nicht „extrem“, sondern geradezu in der Mitte. Am Rande vermerkt, konnte er auch spannungsreich gestalten, wie seine Revolutionsnovelle „*Das Schloß Dürande*“ beweist, und abenteuerfreudig fabulieren, wie aus der unbekannteren Erzählung „*Eine Meerfahrt*“ zu erlesen ist. Man sollte also mit dem literarisch immerhin einigermaßen festgefügtten Begriff Romantik nicht Fangball spielen und Reising in den Eichendorffwald zu tragen versuchen. Schließlich gibt es nur drei Sorten von Poesie: gute, schlechte und solche, die überhaupt keine ist. *Alfons Hayduk*

EICHENDORFF UND BUNDESKANZLER DR. ADENAUER

„So lange ich denken kann, hat mein Vater den Dichter Eichendorff besonders geschätzt und uns Kindern von ihm erzählt“, antwortete Fräulein Dr. Lotte Adenauer, als ich sie fragte, warum ihr Vater, der Bundeskanzler, der Eichendorff-Stiftung als Mitglied beigetreten sei. Ihr Vater habe ihr gesagt, daß er während seiner KZ-Haft den „*Tangenichts*“ als Lektüre bei sich trug. In der schlichten und herzensechten Welt Eichendorffs habe er damals Trost gefunden – und auch heute bedeute diese ihm immer wieder eine Kraftquelle. Ich saß der jungen, schlichten Tochter des Kanzlers in einem kleinen Musikzimmer gegenüber, dessen Stilmöbel ebensogut in Eichendorffs Haus in Neisse O/S hätten stehen können. Und etwas von dieser Atmosphäre der gemüthhaften Biederkeit spann sich durch das ganze Gespräch. Ob es am Thema lag, das vollkommen abwegig von der Bundesebene geführt wurde? Oder daran, daß das Fräulein Doktor der Philosophie sehr gelassen ohne jede intellektuelle Schönrede im leicht rheinisch gemüthhaften Tonfall erzählt? Sicher lag es auch an der Landschaft vor dem geöffneten Fenster des einfachen Hauses in Rhöndorf, die ja so schön ist wie ein Lied des Dichters selbst, von Mendelssohn vertont.

„Sehen Sie“, sagte Dr. Lotte, „das reine Naturerlebnis bei Eichendorff verbindet meinen Vater mit dem Dichter in besonderem Maße. Auch er findet in der Natur immer wieder die rechte Ordnung der Dinge. Vor jeder großen politischen Entscheidung sucht er Sammlung und Klarheit draußen in der Natur. Deshalb liebt er dieses Haus hier mit dem stillen Garten, und deshalb liebt er auch Eichendorff.“ In diesem Augenblick dachte ich daran, wie ich vorher durch den Spätherbst die Stufen im Steingarten hinaufgegangen war und während dieser wenigen Schritte das ganze politische Treiben, aus dem ich eben gekommen war, vergessen hatte, nicht einmal daran dachte, daß dies doch immerhin der Garten eines großen Politikers sei, sondern mir recht fröhlich die liebe alte Strophe vom Lied hinter den Dingen einfiel, „... triffst Du nur das Zauberwort“!

Hier und in diesem Gespräch schien es in der Luft zu liegen.

Später sprach Fräulein Dr. Adenauer davon, daß die Eichendorff-Heimat ja auch eine sehr reale sei: Josef Nadler deute in seinem Buch „*Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes*“ die Dichtung als Ausdruck der Landschaft und ihrer Menschen, so geben die Lieder des Freiherrn aus den oberschlesischen Wäldern ein unvergängliches Zeugnis von der besonderen Gemüthtiefe und innigen Heimatverbundenheit des ostdeutschen Menschen. In dieser Nadlerschen Sicht sei die Dichtung Eichendorffs ein Weg zum Verständnis der Deutschen untereinander.

Sicher ist es darum für uns alle aus dem Osten schön, zu wissen, daß der Kanzler der Bundesrepublik Deutschland in seiner Westentasche die Hyperion-Kleinausgabe der Gedichte des Oberschlesiers Joseph von Eichendorff trägt.

Christine Schodrok

DIE HEILIGE HEDWIG

In seinem religiösen Auswahlband Eichendorff, „*Gedanken und Lieder*“ (Verlag Josef Habel Regensburg) vermerkt Karl Schodrok zu dem Fragment obigen Titels, der Dichter habe vorgehabt, einer Anregung seines Altersfreundes Fürstbischofs Heinrich Förster folgend, das Leben der Schutzpatronin von Schlesien zu schreiben. Sein Anliegen, die Erinnerung wach zu halten, haben die Eichendorff-Gilden in anderer Form aufgenommen und, von Augsburg ausgehend, einen von Alfons Hayduk verfaßten Aufruf an die katholischen Schlesier gerichtet, ein künstlerisch wertvolles St.-Hedwigs-Standbild an ihrem Geburtsort Andechs am Ammersee in der dortigen unter Denkmalschutz stehenden barocken Klosterkirche aufzustellen. Wer dieses Vorhaben, das u. a. Geistl. Rat Golombek und Dr. Rudolf Jokiel für die Eichendorff-Gilden, Abt Prof. Dr. Hugo Lang für das Kloster Andechs unterzeichnet haben, unterstützen will, sende seine Spende auf Konto 3491 Postscheckamt München für Stadtparkasse (13b) Augsburg betr. Girokonto 108738 „Statue der heiligen Hedwig“.

-j-

EICHENDORFF
IN KOMMUNISTISCHER SICHT

Zum 165. Geburtstag Eichendorffs brachten die sowjetzonalen Sender Berlin 1 und 3 eine Sendung, die das Organ des staatlichen Rundfunkkomitees der DDR „*Unser Rundfunk*“ Berlin Nr. 11, 1953, 2. Märzheft in folgender seltsamen „Form ankündigte: „Ein Mann aus adligem Geschlecht, dessen Familie bankrott machte, ein Dichter, der seine Heimat mit einer zärtlichen Liebe besungen hat, der Volkslieder von reiner, einfacher Schönheit schuf und doch nicht verstand, warum das Volk, das seine Lieder sang, in Lumpen ging; das war Joseph von Eichendorff, der Flüchtling aus der Welt, der er aber im Grunde so nahe blieb! Er war nicht in der Lage, sein Leben mit einer zielsicheren Aufgabe in die Gesellschaft einzuordnen. Als Beamter und guter Familienvater hat Eichendorff seine ungestillte Sehnsucht nach einer Gemeinschaft freier und guter Menschen in seinem Werk, vor allem in seiner Lyrik, aufbewahrt. Sie ist ein edler Schatz, auf den wir stolz sind.“

G. H.

Das erste Heft der neuen Folge des Eichendorff-Almanach-*Aurora* brachte bereits einige Sätze aus der deutschen Ausgabe eines Buches des bekannten Budapester Verfassers Georg Lukacs über den Versuch einer kommunistischen Wertung Eichendorffs. Eichendorff wurde von kommunistischer Seite vielfach als „reaktionärer Romantiker“ abgelehnt, so auch im maßgebenden sowjetischen Schrifttum. Im 63. Bande (1933) des großen Staats- und Parteiamtlichen Moskauer Nachschlagewörterbuch „*Bolschaja Semjetyzkaja Entziklopedija*“ heißt es über Eichendorff u. a., wie folgt: „Er vertrat die höfische und Großgrundbesitzer-Ideologie im Kampfe für die nationale Unabhängigkeit Deutschlands im Namen der höfischen Restauration. Er betrachtete das Romantikertum als Weg einer Wiedergeburt der Dichtung in der Überlieferung des kirchlichen Katholizismus. Im Jahre 1918 entstand in Deutschland ein Eichendorffbund zur Propaganda für die reaktionär-mystischen Ideen des Romantismus.“

An Schrifttum wird an erster Stelle eine russische Schrift W. Schurmunkij aus dem Jahre 1919 genannt. Der Band 11 der neuen Ausgabe des genannten

Nachschlagewerkes von 1952 behandelt u. a. die Geschichte der deutschen Literatur. Eichendorff wird dabei nur ganz kurz und ziemlich wegwerfend als „Hofschriftsteller der Romantik“ erwähnt.

Demgegenüber versuchte die Berliner SED-Zeitung „*Neues Deutschland*“ am 27.11.1952 die Beurteilung Eichendorffs in die Taktik der augenblicklichen Propaganda in Deutschland einzubauen. Der Aufsatz – der Verfasser ist Joachim G. Boeckh – erschien zum 95. Todestage Eichendorffs und ist überschrieben „*O Täler weit, o Höhen*“. Es heißt da u. a.: „Was ist die Aufgabe des Dichters? Wir wollen sie einmal in eine ganz einfache Formel fassen: Seine Aufgabe ist, uns alles Gute, Wahre, Richtige und Schöne in künstlerisch ergreifender Form zu vermitteln. Dazu gehört nun auch und gerade die Landschaft unserer Heimat, unseres Vaterlandes und deren Schönheit. Des Schönen sich zu freuen, ist ein unveräußerliches Recht des Menschentums. Nicht umsonst hat Alexander Fadejew in seiner Diskussionsrede auf dem XIX. Parteitag der KPdSU darauf hingewiesen, daß die Lehrer der Jugend die Schönheit der Literatur zeigen und diese nicht nur dazu verwenden sollen, ‚Illustrationen‘ zu geschichtlichen Vorgängen zu geben. Genau so dürfen wir sagen, daß es unsere Arbeit ist, alle unsere Mitbürger darauf hinzuweisen, daß sie ein tiefes Recht haben, sich rein und ungebrochen an der Schönheit unserer deutschen Landschaft zu freuen. Eben dieser Dichter der deutschen Landschaft – der ist Joseph von Eichendorff, und keiner hat ihn jemals – weder vorher noch nachher – darin übertroffen. Gewiß finden sich beispielsweise bei Goethe tiefempfundene lyrische Schöpfungen wie die Gedichte ‚*Zueignung*‘, ‚*Imenau*‘, ‚*An den Mond*‘, in denen die Umriss der deutschen heimatlichen Natur auftauchen. Aber die deutsche Landschaft hat bei Goethe keinen gefühlsbetonten Eigenwert, sondern sie erscheint immer nur als der atmosphärische Raum, in dem ein besonderes persönliches Erlebnis des Dichters Gestalt annimmt.“

Anders bei Eichendorff. Er ist der erste moderne und wahrhaft große deutsche Lyriker, bei dem die gefühlsmäßige Beziehung zur deutschen Landschaft, zu den Bergen und Tälern, Wäldern und Auen seiner Heimat den spezifischen Grundgehalt seines gesamten dichter-

terischen Empfindens darstellt. Eichendorff ist der Entdecker der unendlichen Schönheiten der deutschen Landschaft in der modernen Lyrik. Seine Gedichte sind das hohe Lied auf das Bild unserer Heimat. Darin gerade besteht sein großer, echter Patriotismus. Immer ist es im Grunde die gleiche einmalige deutsche Landschaft – die sich von einer russischen, italienischen, französischen unterscheidet –, an der sich der poetische Enthusiasmus Eichendorffs entzündet, diese typische deutsche Landschaft mit ihren feuchtschattigen Wäldern, ihren grünen duftigen Wiesen, ihren von Burgen gekrönten, im duftigen Luftschleier verschwimmenden Bergen; und doch erschöpft sie sich niemals in ihrer unendlichen Vielfalt. Diese ewig sich wandelnde, von mildem Dämmerlicht umflossene Natur unserer Heimat erfüllt den Dichter mit einer grenzenlosen Liebe. Die Wälder, die Bäume, die Flüsse, die Seen werden in der dichterischen Anschauungskraft Eichendorffs lebendig. Sie raunen und flüstern ihm von dem ewigen Leben der Naturkräfte. Der Dichter hält Zwiesprache mit ihnen, und sie geben ihm eine ganz bestimmte Antwort auf eine ihn bedrückende Frage: Soll denn ewig das nichtige Treiben ‚der großen Welt‘, die Jagd nach Ruhm und Reichtum die wahre Stimme der Natur im menschlichen Herzen ersticken? Nein, so antwortet die Natur auf die bange Frage des Dichters: So groß, so rein, so stark und so lebenskräftig wie die Natur meiner Heimat wirst auch du einst, mein deutsches Volk, auferstehen. Und so wird bei Eichendorff die natürliche Schönheit der deutschen Heimat zum dichterischen Sinnbild für die unversiegbare Kraft der Erneuerung der deutschen Nation. Diese große, tiefempfundene, hinreißende, ganz ungekünstelte und wahrhaftige Liebe zur Heimat, das ist Quell und Geheimnis der eichendorffschen Dichtung: Wahrlich, viele schöne Worte. Leider steht die Wirklichkeit in der Sowjetzone in krassem Gegensatz dazu. Alles das, woraus Eichendorff die Kraft für sein Schaffen schöpfte und was seiner Art das Gepräge gibt, werden verneint, nicht zuletzt das Recht auf Heimat. Durch das Verbot der Heimattreue der vertriebenen Ostdeutschen und die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie hat die Sowjetherrschaft auch den Verlust von Eichendorffs Heimat sanktioniert.

Prof. Dr. Bolko Frhr. von Richthofen

JAHRESBERICHT DES EICHENDORFF-MUSEUMS

Ein Jahr Eichendorff-Museum und -Archiv, das sind zwölf Monate voller Sorgen und Arbeit, aber auch voller Freude und Glück. Immer wieder mitreißend in diesem Zeitraum die ungebrochene Arbeitsfreude Willibald Köhlers, der sich den Eichendorff-Ausspruch zum Leitwort genommen zu haben scheint: „Erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt.“ Neben ihm seine mitwirkende Gattin, die ihm tapfer zur Seite steht, weil den Rastlosen sein Augenleiden behindert.

Unsere Gedanken suchen immer wieder, sich in das Licht des Neisser Eichendorff-Hauses zurückzutasten, liebgewordene Tradition zu übernehmen und damit unserem gesamten Volke den deutschesten aller Dichter zu erhalten. Hilflos standen wir zuerst mit leeren Händen vor den leeren Räumen. Da hilft das Kulturwerk Schlesiens.

Zunächst galt es, überhaupt einen Arbeitsraum einzurichten, denn wir mußten ja erst einmal neue Fäden knüpfen. An der Spitze: Julius Latzel, obwohl schon zweimal seine Heimat verloren, erneut erfüllt von seiner Eichendorff-Sendung. Bereitwillig reist er nach Kufstein, wo der Zweig „Wilhelm“ kostbare Familienerinnerungen hütet. Doch läßt uns sein unerwarteter Tod am 31.3.1953 in tiefer Trauer unser Tun unterbrechen. „Du aber fandst dich längst nach Haus.“ – Anna Bönisch, die einst den „Sedlnitzer Fund“ entdeckte, stellt sich wieder ein, der frühere Burghauptmann Müller vom Schloß Johannesberg ist wieder auf dem Plan und last not least: Alfred Jahn, der Schöpfer und künstlerische Betreuer des Neisser Museums, berät uns wieder, malt uns ein zweites Mal einen Eichendorff-Stammbaum und hat schon wieder den Kopf voller Pläne für unsere Gedenkstätte. Schon mahnen Stöße von Karteikarten, die wieder die Karteikästen füllen wollen, und mir kommt dabei ungewollt immer wieder Eichendorffs „*Isegrim*“ in den Sinn. Inzwischen sind etwa 150 Bücher in dem neuen Bücherschrank eingereiht und werden inventarisiert. Es dauert eine Weile, ehe die richtigen Antiquariate gefunden werden; besonders die wissenschaftlichen Werke sind schwer zu beschaffen und meist vergriffen. Aber es gibt manches erfreuliche

Wiederschen mit „alten Bekannten“ aus dem großen, reichen Neisser Forscherzimmer. Und dann tropfen allmählich die erschnten Erstaussagen ins Haus. Besonders beglückt drücken wir dabei den 127jährigen „*Taugenichts*“-Erstdruck in seinem ursprünglichen Gewand ans Herz. Die Erstaussage des „*Julian*“ enthält eine handschriftliche Eintragung der Schwester des Dichters. Dann fährt Willibald Köhler nach Heidelberg! Direktor Dr. Reeh, dem auch die oberschlesischen Zellstoffwerke vertraut sind, fährt ihn mitten hinein in die Stadt Eichendorffscher Wandlung und Reife, „wo die Natur von selber dichtet“. In letzter Minute entdeckt dort Dr. Reeh das Antiquariat und erwirbt und stiftet für das Museum die kostbare dreibändige Erstaussage „*Des Knaben Wunderhorn*“. Bald entsteht wieder ein bescheidenes Foto- und Notenarchiv; es treffen Notenmanuskripte ein (Professor Gerhard Strecke, Hildegard Quiel), der Hohner-Verlag schickt seine sämtlichen Vertonungen Eichendorffscher Texte. Dazu bereichern die Andrucke und Klebeexemplare der Verleger J. Habel, Regensburg, und E. Schreiber, Stuttgart, unsere jungen Sammlungen. Am 20.1.1953 hält der neugebildete Beirat der Gedenkstätte seine erste Sitzung ab, der dieses denkwürdige Ereignis auch in dem Goldenen Buch festhält, das uns Martin Glasl aus Hausheirn stiftete. Wir benützen dieses kunsthandwerkliche Meisterstück auch für unsere Chronik; darin sind schon in dem einen Jahr wichtige Daten für die Nachwelt festgehalten, so die Wiederbegründung der Eichendorff-Stiftung, die Beitrittserklärung des Bundeskanzlers Dr. Adenauer, die Einsegnung des Eichendorff-Hauses durch den Wangener Flüchtlingspfarrer Braunfisch aus dem „Land der Seen und Wälder“.

Eines Tages wird uns unvermutet von Karl Schodrok eine dicke Mappe mit Fotos, Bildern, Zeichnungen, mit Texten und Erläuterungen geschickt, die so liebevolle und fleißige Arbeit unseres Freundes Willi Heiduczek in Köthen-Anhalt. Dazu gesellen sich Steinzeichnungen und Radierungen von Hans Volkert. Zahlreiche alte Stiche werden von den verschiedenen Antiquariaten erworben. Antiquarische Landkarten aus der Zeit der Urgroßeltern Eichendorffs zeigen das alte, große Österreich-Schle-

sien Maria Theresias; dem Reiselustigen zeigen sie noch gewissenhaft sämtliche Poststationen durch ein Posthorn neben dem Ortsnamen an. „Ach, wer da mitreisen könnte –.“ Daneben die Karte des eben preußisch gewordenen Schlesiens ein Jahr vor dem Tode des Großvaters Rudolf Johann Frhr. von Eichendorff.

Hohe Festtage sind es selbstverständlich, wenn wir eine Handschrift des Dichters registrieren können, und dabei ergrift uns stille Wehmut über der verlorenen reichen Schätze aus dem Neisser Hause. Werden sie einmal in unsere Räume wiederkehren?

Ein alter Neisser Plan wird verwirklicht in der Einrichtung eines Forschergastzimmers, zu dem Bürgermeister Uhl eine moderne Waschanlage einrichten läßt. Das Zimmer beherbergt erstmalig die Urenkelin Eichendorffs, unsere immer helfende Frau Paula Latzel, geb. Freiin von Sedlnitzky-Eichendorff. Den Gipfelpunkt des Jahres bildet das Eintreffen der Biedermeiermöbel; durch Franz Graf von Stillfried, nicht zuletzt im Andenken an seinen unglücklichen Schwager, den Opperländer Landrat Graf Matuschka, bei Seiner Königlichen Hoheit Fürst Hohenzollern-Sigmaringen vermittelt und von diesem gestiftet.

Nun geht's mit Elan an das „Lubowitzzimmer“. „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“ Tüchtige einheimische Handwerker schufen nun das Zimmer der neuen Gedenkstätte, und es stellen sich dabei alte Beziehungen heraus. Glasermeister Lutz war schon während des Krieges als Angehöriger des Sanitätspersonals im Neisser Reservelazarett durch das Museum geführt worden; er kennt beim Rahmen der Bilder manches wieder. – Eine durchgreifende Drei-Zimmer-Heizung ermöglicht jetzt den längeren Aufenthalt in den Räumen zur Winterzeit.

Alte und neue Bilder beleben allmählich die Wände. Wolfgang von Websky und Werner Fechner schaffen die bekanntesten Eichendorff-Bildnisse nach, Meinrad Köhlers Aquarelle erfreuen durch ihr Eingehen auf die Eichendorff-Stimmung, in dem sich besonders die Farbigkeit seiner eigenen Jugenderinnerung widerspiegelt. In aller Stille geht das Jahr seinem krönenden Abschluß durch die in den neuen Räumen stattfindende Jahresversammlung der Eichendorff-Stiftung entgegen. Es stimmte mich doch etwas

nachdenklich, und die vielen Eichendorff-Freunde konnten es kaum erfühlen, daß sich an diesem Tage der Kreis nach den langen, bangen Jahren seit meiner Einberufung und den Aufregungen und Entbehrungen der fünfjährigen Kriegsgefangenschaft in Kasakstan schloß, und ich durch Gottes Gnade wieder die Familie Eichendorff, sowie die alten und neuen Freunde unseres Dichters führen durfte. „Vergangenheit, wie bist du so helle, Gegenwart, wie bist du so schnelle, Zukunft, wie bist du so morgenrot.“

Karl Willi Moser

VIER SEITEN A. D. GOLDENEN BUCH
DES EICHENDORFF-MUSEUMS
WANGEN I. ALLGÄU

In das Goldene Buch sollen sich alle Stifter namhafter Sach- und Geldspenden und alle Eichendorff-Freunde eintragen, die an dem Wachstum des Museums wesentlichen Anteil nehmen.

Das Wunderhorn in Wangen! Es ist mir eine besondere Freude, daß ich zu seiner Entdeckung und Erwerbung für das Eichendorff-Archiv in Wangen beitragen konnte. Wangen i. A., 16.9.1953

Dr. Kurt Reeb

Die Eichendorff-Gedenkstätte sei eine Heimstätte für alle Schlesier, insbesondere für alle schlesischen Literaten, Dichter und Künstler. Sie möge uns Schlesien!, den Heimatverbannten, die Schmiede werden, die Werke von Schlesiern unter den Verbannungsschlägen wachsen läßt, die gleich Eichendorffs Werken eingehen in den Schatz deutscher Literatur. So soll diese Eichendorff-Gedenkstätte als Heim und Werkstätte durch ihr Werk zeugen für deutschen Geist, deutsches Schaffen und deutschen Mut. Im Andenken an meinen Schwager

Michael Graf Matuschka,
den Vorsitzenden der ersten deutschen Eichendorff-Gemeinde gewidmet
Wangen, 28.9.1953

Franz-Friedrich
Graf Stillfried/Ratzenried-Buchwald

Dem Eichendorff-Museum übergebe ich als Eigentum 4 Lieder aus dem Eichendorff-Zyklus von Paul Graener, die ich neben wenigen anderen Kompositionen aus seiner zerbombten Berliner Wohnung gerettet habe. Graener war der Vater meiner verstorbenen ersten Frau. Diese Exemplare der Eichendorff-Lieder dienten ihm und seiner Frau, der Sängerin Mimi Graener, zum persönlichen Gebrauch. Die Beschriftung auf den Umschlägen ist von seiner Hand.

Graener war von den drei großen Neuromantikern des beginnenden 20. Jahrhunderts Richard Strauß, Hans Pfitzner und Paul Graener wohl am stärksten und bedingungslosesten dem romantischen Fühlen verhaftet. Dieses gab seinen dramatischen, symphonischen kammermusikalischen Schaffen in gleicher Weise das Gepräge. So wäre es denn seltsam, wenn er nicht auch durch Gedichte Eichendorffs zu Liedern angeregt worden wäre, zumal die verhaltene Melancholie dieser Lyrik seinem eigenen Wesen entsprach. Dazu kommt noch seine heimliche Liebe zum schlesischen Land und Volk, dem er sich verwandt fühlte und vielleicht auch tatsächlich blutsverwandt war. Sie fand ihre schönste Erfüllung in der Freundschaft mit Gerhart Hauptmann, dessen Bühnenstück „Hanneles Himmeljahre“ die dichterische Grundlage zu einer seiner tiefsten und musikalisch reifsten Opern wurde. Zum 80. Geburtstag Hauptmanns, als bereits das Verhängnis, das über Schlesien und ganz Deutschland kommen sollte, sich leise abzeichnen begann, vertonte er drei seiner Gedichte für Sopran und Violoncello, wohl eine der delikatesten und ungewöhnlichsten Schöpfungen der lyrischen Musik. Das Unheimliche der Zeit und die Melancholie des bereits damals vom Tode gezeichneten Komponisten – er starb im Jahre darauf – gaben den Liedern das Ergreifende, dem sich kein Teilnehmer an der Gerhart-Hauptmann-Feier im Theater am Kurfürstendamm entziehen konnte. Die durch die Stimme der Frau und des Violoncellos nur körperlos schwebenden Harmonien heiterer Trauer ahnen wir – in der Fülle des Satzes ihnen aufs innigste verwandt – bereits in einigen der Eichendorff-Lieder.

Wangen, 3.1.1953

Hans Luxenburger, München

Im bescheidenen Rest meiner Habe, der bei meiner Mutter nach ihrem Tode sich fand und der dem Bombenkrieg entging, fand ich ein kleines Heft „Eichendorff, der letzte Ritter der Romantik“. Es war die Handschrift eines Vertrages, den ich vor dem ersten Weltkrieg als junger Mensch im Kreise Gleichgesinnter gehalten habe. Der Überschwang des Herzens sprach aus den Zeilen, und sie waren gewiß keine „literarische Leistung“. Ich las sie mit einiger Skepsis durch und freute mich zuletzt doch an der ehrlichen Begeisterung, die mich berührte. Da kam mir der Gedanke, daß als nächstes Bändchen der Dichter-Bibliographien, die ich in meinem Beruf betreuen darf, eines über Eichendorff erscheinen sollte. Der Gedanke wurde zur Tat trotz der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten in der Bildbeschaffung, denn der berufene Kenner half bereitwillig, und ich kann jetzt, da das Büchlein in Druck geht, nur sagen: „Ein Glück, daß wir wieder ein Eichendorff-Museum haben!“

Philipp Harden-Rauch

EICHENDORFF-TAG IN WANGEN I/ALLGÄU

In Verbindung mit den „vierten wangener gesprächen“ trafen sich im Oktober 1953 Mitglieder und Freunde der Eichendorff-Stiftung im schönen Allgäu-Städtchen. Ein ganzer Tag, nämlich der 11. Oktober, gehörte nicht nur der Erinnerung, sondern der lebendigen Begegnung mit Eichendorff. Den Auftakt bildete eine literarisch-musikalische Morgenfeier, in deren Rahmen Willibald Köhler über die Entwicklung der Eichendorff-Gedenkstätte in Wangen berichtete. Als wertvolle Gabe überreichte Schulrat Karl Schodrok eine Eichendorff-Handschrift¹ aus seinem Besitz, ein Vermächtnis von Schwester Hedwigis auf Frauenchiemsee, der Witwe des Dichterenkels Karl von Eichendorff. Hans Brandenburg las eindrucksvoll aus dem noch unveröffentlichten zweiten Band seines Memoirenwerkes „Das Feuer der Liebe“ über Eichendorff-Fahrten in Oberschlesien. Den musikalischen Beitrag lieferten Solist Karl Greisel (Bariton), Memmingen, am Flügel Bärbel Herzog-Werner, Wangen, die auch am Eichendorff-Abend mitwirkten, der unter dem Motto „O Täler weit, o Höhen“ dem Tag einen schönen

Ausklang gab. Schulrat Karl Schodrok vermittelte in seiner Festansprache ein lebendiges und tief überzeugendes Bild des Dichters, dessen Leben und Dichten in Heimatliebe und Glaubenstreu seine stärksten Wurzeln besaß. Einheimische Schüler trugen den Abend durch ausgezeichnete Rezitationen und Chöre.

Zu einer wirklich vertrauten Stunde gestaltete sich die Jahrestagung der Eichendorff-Stiftung in der Eichendorff-Gedenkstätte am frühen Nachmittag. Nach Verlust des kostbaren Vermächtnisses Eichendorffs auf schlesischem Heimatboden mußte es jeden ergreifen, mit wieviel Liebe und Mühe hier in Wangen wieder versucht wird, alles zusammenzutragen, was an den unvergeßlichen Dichter erinnert und gemahnt. Willibald Köhler und Willi Moser, früher Kustos des Eichendorff-Museums in Neisse, führten.

G. Kukoſka

JAHRESTAGUNG DER EICHENDORFF-STIFTUNG E.V. (EICHENDORFF-BUND)

Am 11.10.1953 tagte in Wangen i/Allgäu die Mitgliederversammlung der Eichendorff-Stiftung e. V. (Eichendorffbund) und zwar in den Räumen der Eichendorff-Gedenkstätte auf dem Atzenberg.

Namentlich konnte der 1. Vorsitzende Karl Schodrok Mitglieder der Familie Eichendorff begrüßen: Paula Latzel, geb. Baronin von Sedlnitzki-Eichendorff, Gräfin Elisabeth von Strachwitz, Therese von Wallhoffen, Rudolf von Eichendorff und eine Tochter der Gräfin Elisabeth von Strachwitz, den Landrat von Wangen und den Wangener Bürgermeister Uhl. In einer schlichten Totenehrung gedachte der 1. Vorsitzende des Heimgangs von Julius Latzel und der Schwester Hedwigis, Witwe des Dichterenkels Karl von Eichendorff, sowie der beiden andern Mitbegründer der Eichen-

¹ Fragment, gedacht für ein Gedicht wohl mit der Überschrift „Die Engel am Kölner Dom“; als Werbung für den Kölner Dombau, auf der Rückseite eines amtlichen Schreibens, in dem der Ministerialbeamte Joseph von Eichendorff die Gebeime preußische Registratur um eine Auskunft ersucht.

dorff-Stiftung im Jahre 1931, Karl von Eichendorff und Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Dyroff. Im Tätigkeitsbericht führte der 1. Vorsitzende aus, daß die Neugründung der Stiftung viel schwieriger gewesen sei als die 1. Gründung in Oberschlesien im Jahre 1931, wo damals die oberschlesische Provinzialverwaltung unter Landeshauptmann Woschek und das Opperlener Oberpräsidium unter Dr. Hans Lukaschek, der Verlag „*Der Oberschlesier*“ und die Monatsschrift „*Der Oberschlesier*“ in weitgehendem Maße auch materielle Hilfestellung leisten konnten. Willibald Köhler dankte der 1. Vorsitzende für die Schaffung der Eichendorff-Gedenkstätte in Wangen, ebenso Graf Stillfried, durch dessen Vermittlung der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen wertvolle Stilmöbel für die Eichendorff-Gedenkstätte schenkte. Sein Dank galt des weiteren Bürgermeister Uhl und dem Wangener Landrat. Der Vorsitzende unterstrich, daß das Kulturwerk Schlesien die Eichendorff-Gedenkstätte in Wangen finanziell förderte und die Förderung der Gedenkstätte auch weiterhin ein Anliegen des Kulturwerks und der Stiftung sein würde.

Der Druck der *Aurora* für 1954 ist nach jeder Richtung hin gesichert. Notwendig sei eine starke Mitgliederwerbung. Beim Schluß des Geschäftsjahres hatte die Stiftung 150 eingeschriebene Mitglieder. Bundeskanzler Dr. Adenauer ist der Stiftung als einfaches Mitglied beigetreten. Mitglied wurde auch der schlesische SPD-Abgeordnete Paul Löbe, der letzte Reichspräsident. „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Einige Städte wurden mit namhaften Beiträgen Mitglied, so Wangen mit 50 DM, Neumarkt/Opf. mit 100 DM. Die Auslandswerbung, für die sich Christine Schodrok einsetzte, führte zu erfreulichen Ergebnissen. Wir erhielten begeisterte Zuschriften für die *Aurora* von Universitäten aus Argentinien, Brasilien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, Schweden, Südafrika, der Türkei und USA. Monsieur le professeur Anstett von der Universität Lyon versprach uns seine Mitarbeit an der „so dringend notwendigen Arbeit für Eichendorff!“ und erkundigte sich, wie weit jetzt die historisch-kritische Gesamtausgabe von Professor Wilhelm Kosch im Verlag Habel gediehen sei. Professor Closs, der Direktor des deutschen Seminars an der

Universität Bristol, erbat 20 Stück der *Aurora*, um sie zu Semesterschluß als Prämie seinen besten Studenten „in the name of Her Majesty“ zu überreichen. „Ihr wertvoller *Aurora*-Almanach ... hat in meinem germanischen Seminar ein begeistertes Echo gefunden. Eichendorff ist ja der Liebling meiner Studenten“, schrieb Prof. Dr. Closs, und in einem anderen Briefe: „Ihr Gedanke, die Meinungen der Studentengruppen zu sammeln, ist originell.“

Beschlossen wurde die Herausgabe eines Eichendorff-Lesebogens, mit der Redaktion wurden Alfons Hayduk, Hugo Eichhof und Georg Hyclek beauftragt. Die Schaffung von Eichendorff-Lichtbildreihen, Postkarten, auch Einflußnahme auf den Rundfunk, den Film, Berücksichtigung Eichendorffs in den Schullesebüchern usw. sind vorgemerkt, ebenso die Herausgabe der volkstümlichen Eichendorffgeschichten von Georg Hyclek „*Ein Bilderbuch ist alles, was vergangen*“.

Ein besonderes Anliegen der Stiftung ist die Fortführung und Beendigung der *Histor. krit. Ausgabe* von Eichendorffs Gesamtwerk (Univ.-Prof. Wilhelm Kosch, Verlag Josef Habel, Regensburg): Im vorigen Jahre erschien von Dr. Reinhard der Band „*Dramen*“. Professor Ranegger bereitet die Bände „*Biographie*“ und „*Literaturgeschichte*“ vor. Univ.-Prof. Haemel, Würzburg, zuletzt Rektor der Universität Erlangen, hatte die Bearbeitung der 3 Bände „*Eichendorff als Übersetzer*“ übernommen. Leider ist er gestorben und es wurde bisher niemand gefunden, der diese Arbeit fortsetzt.

Auf Vorschlag von Willi Moser wird sich die Stiftung um die Schaffung einer Briefmarke im Jahre 1957 schon jetzt bemühen (100. Todestag Eichendorffs). In die Bemühungen, eine Eichendorff-Büste in der Walhalla bei Regensburg aufzustellen, hat sich die Stiftung eingeschaltet.

Zu Ehrenmitgliedern der Stiftung wurden einstimmig gewählt: Bundeskanzler Dr. Adenauer, Minister Dr. Carl Spiecker, Kraft Graf Henckel von Donnersmarck.

Im Einvernehmen und auf Wunsch von Willibald Köhler und den anderen Wangener Eichendorfffreunden wurde die Eichendorff-Gedenkstätte in Wangen als ein Bestandteil der Eichendorff-Stiftung erklärt. Der 1. Vorsitzende machte auf die Notwendigkeit aufmerksam, daß jedoch für die Eichendorff-Gedenkstätte

in Wangen ein örtliches Kuratorium gebildet werden müsse. Auf Vorschlag von Bürgermeister Uhl soll an die Kulturvereinigung Wangen herantreten werden, damit diese die Obmannschaft für die Eichendorff-Gedenkstätte übernimmt und dafür ein Kuratorium bildet. Von Seiten des Vorstandes wird neben Willibald Köhler, dem Leiter der Eichendorff-Gedenkstätte, Schulrat a. D. Hugo Eichhof, in dem Kuratorium der Eichendorff-Gedenkstätte in Wangen mitwirken.

Den Kassenbericht erstattete der Schatzmeister der Stiftung, Klaus Schrögl, Neumarkt/Opf. Die Kassenführung war von den Mitgliedern Frau Mary Leidscham und Alexander Jonda in Regensburg geprüft worden. Frau Leidscham berichtete über die Kassenprüfung, bei der alles in Ordnung befunden wurde und schlug Entlastung vor, die einstimmig erfolgte. Die Mitglieder der Stiftung werden gebeten, in ihrem Arbeits- und Bekanntenkreise neue Mitglieder zu werben (Jahresmindestbeitrag DM 4.-, wofür die *AURORA* kostenfrei geliefert wird).

Wenig liegt der Stiftung an Leuten, die in ihrer ganzen inneren Einstellung kein Verhältnis zur Eichendorffschen Dichtung und zu seinem Idealismus bekommen können, die also nur „Mitläufer“ sein würden. Die Stiftung sucht die Menschen, die sich das Gefühl für echte Dichtung bewahrt haben und die noch fähig sind, sich „einen Sonntag im Gemüte“ zu bereiten.

Nicht nur die deutsche Bildungsschicht, auch die wissenschaftlichen Institute, Schulen, Lesevereinigungen usw. sind aufgerufen, die Mitgliedschaft der Stiftung zu erwerben.

UNSERE DIESJÄHRIGE EICHENDORFF-HANDSCHRIFT

in das Gesamtwerk Eichendorffs einzuordnen, dürfte den genauen Kennern von Eichendorffs Schaffen und Leben nicht schwer fallen. Wenn wir selber keine Erläuterung zu der Handschrift geben, so deshalb nicht, weil wir mit der Veröffentlichung dieser Handschrift einen Arbeitsanstoß für unseren wissenschaftlichen Nachwuchs geben möchten. Wir schlagen vor, daß in dem einen und anderen Seminar die

Handschrift als Grundlage für eine wissenschaftliche Übung genommen wird, die besten Arbeiten der Studenten von der Institutsleitung ausgewählt und uns eingeschickt werden. Auch junge Wissenschaftler, die sich privat beteiligen wollen, sind eingeladen. Einsendetermin bis 1. Juli 1954 an die Eichendorff-Stiftung in Neumarkt/Opf.

Eine noch vom Vorstand der Eichendorff-Stiftung zu wählende Jury hätte die besten Arbeiten festzustellen, die von der Stiftung als Nachwuchsförderung prämiert werden (1. Preis 200.- DM, 2. und 3. Preis je 100.- DM, dann noch Trostpreise, mit dem Vorrecht, die besten Arbeiten gegen ein angemessenes Honorar in der *AURORA* zu veröffentlichen).

Karl Schodrok

MINISTER DR. CARL SPIECKER †

Am 16.11.53 starb an einem Herzleiden Minister Dr. Carl Spiecker, Beauftragter des Landes Nordrhein-Westfalen beim Bundesrat. In einem Staatsbegräbnis wurde Dr. Carl Spiecker im Dominikanerkloster St. Albert, Walberberg bei Bonn zur Ruhe gebettet. Dr. Carl Spiecker war Rheinländer. Nach dem 1. Weltkriege erwarb er sich große Verdienste im Ringen um Oberschlesien, so als Staatskommissar für die öffentliche Ordnung. Seit dieser Zeit nahm er inneren Anteil nicht nur an den kulturellen Bestrebungen Schlesiens, sondern grade auch an der Eichendorff-Arbeit. Das war damals so wie heute. In Anerkennung seiner Verdienste war Minister Dr. Spiecker noch auf der letzten Jahrestagung der Eichendorff-Stiftung am 11.10.53 zum Ehrenmitglied gewählt worden. Mit Dr. Carl Spiecker verlieren wir einen immer hilfsbereiten, tatkräftigen und warmherzigen Freund unserer Arbeit.

Karl Schodrok

WERBUNG

für unsere Stiftung ist sehr erwünscht! Jahresmindestbeitrag 4.- DM. Dafür wird die *AURORA* kostenfrei geliefert – im Buchhandel kostet die *AURORA* 5.- DM.

Herausgeber und Schriftleitung: SCHULRAT KARL SCHODROK (13a) NEUMARKT/OPF.

Umschlag und Satzordnung: PAQUITA KOWALSKI TANNERT

Druck: JOSEF HABEL REGENSBURG

Klischees: MEISENBACH RIFFARTH & CO BERLIN

EINZAHLUNGEN: Kreis- u. Stadtparkasse Neumarkt/Opf. Kto. Eichendorff-Stift. Nr. 2149
AUSLIEFERUNG FÜR DEN BUCHHANDEL: Verlag Josef Habel, Regensburg-Kumpfmühl,
Gutenbergstraße 17

Die Mitglieder der Eichendorff-Stiftung werden direkt vom Verlag Kulturwerk Schlesien
(13a) Neumarkt/Opf. beliefert